This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

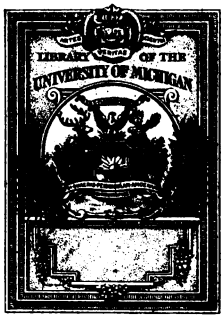
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



PRESENTED BY
THE
GERMAN
DEPARTMENT

838
R442a
S7

Von **Gabriele Reuter** ist im gleichen Verlage erschienen:

Aus guter Familie. Roman. Sechzehnte Auflage.
Der Lebenskünstler. Novellen. Dritte Auflage.
Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman. Sechste Auflage.
Ellen von der Weiden. Roman. Sechste Auflage.
Frauenseelen. Novellen. Vierte Auflage.
Liselotte von Reckling. Roman. Sechste Auflage.
Das böse Prinzeßchen. Märchenspiel.
Wunderliche Liebe. Novellen. Vierte Auflage.

Der Amerikaner

Roman von

Gabriele Reuter

Vierte Auflage

S. Fischer, Verlag, Berlin
1907

Alle Rechte, beſonders das der Überſetzung, vorbehalten.

Published, October 1, 1907. Privilege of copyright in the United States reserved under the act approved March 3, 1905 by S. Fischer, Verlag, Berlin.

023513 6.5

Erstes Kapitel

Die Buchenwipfel schauerten im Morgenwind. Aus den schattigen Gründen stieg eine scharfe Kühle, ein feuchter Tauatem des jungen Gekräutes empor, und schwankend zitterten die beperlten Sträucher unter dem Sprühregen der stürzenden Wasser. Im brausenden Übermut der schneegenährten Frühlingswildheit sprang der Bergbach weißschäumend die Felsenwand hinab und übersprudelte im Grunde das glattgewaschene Gestein.

Der alte Herr von Kosegarten schlug den Kragen seiner Joppe in die Höhe, nahm den Stock unter den Arm und vergrub die Hände in den Taschen, weil es ihn fror, trotzdem die Sonne über den Bergen glitzerte. Neben ihm stand der Förster, einen kleinen Zweig zwischen den Zähnen, an dem er kaute, weil er die Pfeife hatte daheim lassen müssen. Das dicke Notizbuch in der Faust, machte er sich mit dem kurzen Bleistiftstummel hieroglyphische Notizen. Aus dem Wald an der Lehne klang der Axthieb der Holzfäller.

„Aufgeforstet mußte doch mal werden," brummte der Beamte in den Schnauzbart, der ihm taugenäßt an den Mundwinkeln niederhing.

„Na, also, das sag ich auch. — Warum schließlich das Lamento? Donnerschockschwerenot, was sein muß, muß sein!" schimpfte der alte Herr. „Hundert-

251633

jährig können die Bäume freilich nicht gleich wieder werden."

„Der gnädigen Frau geht's nahe", bemerkte der Förster.

„Frauenzimmersentimentalitäten!" brummte Kosegarten. „Malerischer Anblick . . . Was ich mir dafür kaufe! Schwarze, ich sage Ihnen, dazu ist das Leben nicht eingerichtet, nee, wahrhaftig nicht."

„Ja, ja, so is es", bestätigte der Förster.

Die beiden Männer schritten durch die Säulenhalle der grausilbernen Stämme, von denen jeder einzelne ihnen ein guter Bekannter war. Sie alle trugen das rote Merkzeichen des Forstbeamten, das sie dem Tod weihte: die Riesen, die mächtig zur Höhe wuchsen, mit ruhiger Majestät die weitgreifenden Kronen tragend. Noch sah man im grünen Schleiergeweb des jungen Laubs ihre Äste sich abzeichnen wie ein kunstvolles Gewinde aus geschmiedetem dunkeln Eisen, daran das bewegliche Leben der kleinen Zweige und Blätter flatterte. Das Laub des letzten Jahrs lag hoch, feucht, braunmodernd auf dem Waldboden, durchstickt von Anemonen und hellen wilden Veilchen. Zu kleinen Beeten hatten sich die zarten, bunten Blümchen zwischen den Wurzeln der Gewaltigen angesiedelt.

Die beiden Männer traten aus dem Wald auf die vorgeschobene Felsenplatte, gefährlich hing sie über dem brausenden Fall der Wasser. Herr von Kose-

garten stand lange auf seinen Stock gestützt und starrte in das unbändige Tosen des weißen Gischtes. Mit Dröhnen und Donnern betäubte ihm der Gesang des Falles das Hirn und nahm alle die sorgenden Gedanken daraus fort, mit denen er sonst schlafen ging und wieder aufstand und aß und trank und durch seinen Wald und seine Fluren stampfte. Ein wohlig dumpfes Schauen des ewig Quellenden, ewig Strömenden, ewig sich Erneuernden und sich wieder Verschwendenden war es, das statt des bohrenden, unfruchtbaren Grübelns von seinem Geist Besitz ergriff und ihn lange in seinen großen, stillen Bann zog. Der Förster an seiner Seite sagte zuweilen gelassen: „Ja, ja, so is es . . .“ Aber auch diese philosophische Bemerkung verklang im Rauschen der Wasser.

Auf dem Felsen stand einzeln eine Buche; im unaufhörlichen Schwanken und Beben ihrer Zweige und Blätter war sie erwachsen, lang und mühselig mußten ihre Wurzeln sich strecken, um, die Felsenplatte umwindend, endlich zu fruchtbarem Erdreich zu gelangen. Ihr Leben war ein unerhörter Kampf gewesen. Gegen eine Unmöglichkeit, zu bestehen, hatte sie bestanden und sich zähe durchgetrotzt; nun war sie stark und stolz in junger, frischer Schöne.

„Die bleibt stehen,“ sagte Herr von Kosegarten und klopfte mit dem Stock gegen ihren Stamm. „Ich habe es meiner Frau versprochen. Na ja —

item—" Er trat näher. Die glatte Rinde trug ein borkiges Mal, ursprünglich war es ein Herz gewesen, das zwei Buchstaben umschloß. Ein F und ein M konnte man noch ungefähr entziffern. Die Zahl darunter bedeutete einen Zeitabschnitt von elf Jahren.

Der Förster steckte sein Buch in die Tasche. „Also die bleibt stehen," wiederholte er. „Dachte mir's schon. — Soll ich die Auktion noch mal im Blättchen anzeigen?"

„Ist wohl kaum nötig — die Hauptreflektanten wissen ja Bescheid. Kostet alles Geld, Schwarze —. Na, und wir brauchen die Leute nicht noch aufmerksam zu machen, wenn ich von meinem Wald was runterschlagen lasse."

„Dann guten Morgen, Herr von Kosegarten!"

„Morgen, Schwarze!" Kosegarten faßte mit der Hand an die Mütze.

Der Förster blieb zögernd stehen. „Haben Herr von Kosegarten schon die Geschichte von Debberitzen gehört?"

„Debberitz? Welcher Debberitz? — Das Luder, das ich damals fortgejagt habe?"

„Nee, der nich. Der soll tot sein. Der Sohn ist es. Thete . . . Herr von Kosegarten müssen ihn doch noch kennen. Er strolchte doch immer mit dem Herrn Fritz herum."

„Natürlich — nun besinne ich mich. Thete!

So'n strohköpfiger, rotznasiger Bengel. Was is denn mit dem?"

„Soll zu Gelde gekommen sein. Die Leute reden, er will sich hier ankaufen."

„Nee, Schwarze, was Sie sagen? . . . Will sich hier ankaufen? Is ja woll nich möglich!"

Der Förster spuckte aus als Zeichen seines Mißvergnügens. „Ich hörte gestern, er wäre in Schäfers Gasthof abgestiegen. Tritt mächtig großspurig auf, traktiert seine alten Schulfreunde mit Bier und Zigarren. Was weiß ich, ich bin nicht dabei gewesen."

„So — so — der will sich hier ankaufen — na ja, Schwarze, erstaunen tut mich nichts mehr. Das Leben ist nun mal putzwunderlich."

„Ja, Herr von Kosegarten, das is es. Das is es wahrhaftig. So 'en Kerl — so 'en Schindluder — und macht sich hier mausig. — Wenn den sein Vater nicht ins Zuchthaus kam, hat er's doch nur Ihrer Güte zu verdanken. Morgen, Herr von Kosegarten!"

Der Förster stieg hinauf zu den Arbeitern.

Kosegarten stand in Gedanken. . . . . Debberitz, Thete Debberitz — und will sich ankaufen! Er sah in seiner Erinnerung den breitschultrigen Bengel und den pfiffigen Blick seiner kleinen, grauen Augen, und neben ihm sah er einen gertenschlanken Jungen mit blitzschneller Beweglichkeit der feinen Glieder und des hübschen Kopfes . . . . .

Ein Stöhnen ging aus der Bruſt des alten Herrn, nie überwundene Schmerzen brannten plötzlich neu und quälend. Er näherte ſich wieder dem unförmig und borkig gewordenen Liebeszeichen an der Buche und ſtrich mit dem Finger langſam, ſcheu liebkoſend um das Herz. Hier hatte ſein Sohn vor elf Jahren von Glück und Jugend Abſchied genommen. — Elf Jahre Sorgen, elf Jahre nutzloſe Arbeit — alle Opfer umſonſt gebracht — —

Hätte man klüger ſein ſollen und ſich den Opfern entziehen wie ſo mancher andere? Wer kannte ſich noch aus in dem, was man geſollt und nicht geſollt hätte! —

Der alte Mann blickte verworrenen Sinnes in die toſenden Waſſer. Daß er ein alter Mann war, ſah man, nun ihn der Beamte verlaſſen hatte und er, ſeinen Träumen hingegeben, allein blieb, beſſer als zuvor. Die Straffheit der Haltung war von ihm gewichen, er ſtand gebückt und müde. Sein Fleiſch war ſchlaff, von Runzeln durchzogen, der Ausdruck ſeiner Züge unſicher uud leer, wie er zu einer Zeit wird, in der die Seele keine Kraft mehr fühlt, die Nöte des Lebens als ein ſchweres Eigentum zu tragen, wo ſie nur noch die Ruhe erſehnt. —

Und das ewig gleiche Brauſen des Waſſerfalles betäubte allmählich das wehe Erinnern, betäubte jeden Vorwurf, jede Frage zu dumpfer Ergebung.

Herr von Koſegarten empfand, daß er hungrig

war, und daß ihn fror. Er begann mit Vergnügen an den sonnigen Gartensaal zu denken, wo seine Frau nun saß und mit dem Tee auf ihn wartete. Aus allen Kümmernissen heraus entstanden vor seiner Phantasie Visionen von knusprigen Brötchen, mit heller gelber Butter bestrichen, von rosigen Schinkenscheiben und von einer guten Zigarre, zu der ihm Hilde mit ihren geschickten Bewegungen Feuer geben würde. Gleich einem Kind wurde er überfallen von der Sehnsucht nach pflegender Liebe, nach kleinen Aufmerksamkeiten, nach all dem Freundlichen, das ihn dort unten im Schloß empfangen sollte. Sein Auge wurde heller, er nahm sich in acht, einen Blick noch auf die Buche zu werfen. Was da hinten lag, mochte in der Vergangenheit bleiben. Nur nicht mehr daran rühren, nur die Gegenwart nicht mehr mit den fernen Dingen beschweren. Er stieg energischer den schmalen, steilen Weg unter den taurieselnden Ebereschen und Hainbuchen am Wasserfall nieder und kam bald, dem Lauf des wilden Bachs folgend, hinaus auf die sonnige Wiese. Mit vegetativem Behagen dehnte er die mächtigen Glieder in der Maiwärme, die ihn nun plötzlich umfing. Rüstig schritt er aus, den ziemlich scharf bergab führenden Weg entlang, dem Park und dem Schloß entgegen.

Ein Herr ging an ihm vorüber und zog den Hut. Herr von Kosegarten dankte, leicht an die Jagdmütze greifend, wie er es gewohnt war in dieser

Gegend, wo ihn jeder kannte und grüßte. Er hatte den ihm Entgegenkommenden nicht weiter angeschaut. Dann drehte er sich plötzlich um, blickte ihm nach, und in dem gleichen Augenblick wendete sich auch der andere und kam zögernd auf ihn zu.

Eine breite, plumpe Gestalt war es, doch in einer Kleidung, die nicht auf einen Landbewohner schließen ließ. In dem Schnitt von Rock und Hose, aus besten englischen Stoffen, der, den ungefügen Formen geschickt angepaßt, das Fett des Leibes verhüllte und die Kraft der Beine zeigte, verriet sich die Meisterschaft eines denkenden großstädtischen Schneiders. Das Gesicht des Mannes war derb, aber gutmütig, der aufgedrehte, starke Schnurrbart über dem lebensgierigen Mund gab ihm etwas Martialisches, aus den Augen glitzerten Pfiffigkeit und eine vergnügte Zufriedenheit mit dieser angenehmen Welt.

Er hob den Hut noch einmal, so daß die Glatze sichtbar wurde, und sagte höflich: „Herr von Kosegarten kennen mich wohl nicht wieder?“

„Wüßte nicht“, brummte Kosegarten, dem der Mann mißgefiel, und den überdies nach seinem Frühstück verlangte.

„Dann erlauben Sie mir wohl, daß ich mich vorstelle: Theodor Debberitz! . . . Nun werden sich Herr von Kosegarten schon erinnern?“

Der alte Herr sah die pompöse Erscheinung, die da selbstsicher im Sonnenschein vor ihm stand,

verblüfft an und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Potzdonnerschockschwerenot!“ rief er, sich auf den Schenkel schlagend, „da soll doch dieser und jener die Kränke kriegen — Ja, was hab ich denn vorhin gehört! Sie treten hier als Volksbeglücker auf! Na, alle Achtung! Sie scheinen es ja zu was gebracht zu haben.“

Der Mann lächelte, und dieses Lächeln ließ in seiner beleidigenden Uberlegenheit die gute Laune des alten Gutsbesitzers so schnell wieder verfliegen, wie sie gekommen war.

„Ich kann mich nicht beklagen, Herr von Kosegarten. Na ja, ein Stück Arbeit steckt auch dahinter . . . Das hätten Sie wohl nicht gedacht, als ich die Ehre hatte, mit Ihrem Herrn Sohn auf dem Gutshof spielen zu dürfen . . . Ja, was haben Sie denn für Nachrichten von Fritzen? — Interessiere mich doch noch immer sozusagen für den armen Kerl! Hat er denn drüben einen guten Posten gefunden? Sonst — wie gesagt . . .“

Herr von Kosegarten reckte sich in die Höhe und trat einen Schritt von diesem Debberitz fort. Was unterstand sich der Kerl!

„Alles in Ordnung,“ brummte er undeutlich. „Also — wünsche Ihnen ferner Glück zu Ihren Unternehmungen. Bin jetzt eilig.“

Er wandte sich zum Gehen. Der pompöse Mann

schien die Verabschiedung nicht zu bemerken und blieb an Herrn von Kosegartens Seite.

„Sie lassen den Wald über dem Wasserfall schlagen?“ fragte er ruhig.

„Wenn Sie gestatten, lasse ich den Wald an dem Wasserfall schlagen,“ antwortete Kosegarten in höhnischem und gereiztem Ton.

„Tun Sie das doch lieber nicht,“ sagte der Pompöse gelassen.

Herr von Kosegarten blieb stehen und stieß ein kurzes erbittertes Gelächter aus. „Sind Sie etwa Holzhändler? Oder was geht es Sie sonst an, ob ich in meinem Wald Holz schlagen lasse oder nicht?“

„Scheinbar geht mich das gar nichts an — gebe ich zu. Könnte mich aber später was angehen. Der Rauschenfall ist sozusagen die Perle der Gegend. Wird in jedem Reisehandbuch erwähnt. Mit Sternchen. Na, die Leute sind ja jetzt kolossal hinter so was her . . . Naturschönheiten — was weiß ich . . . Muß man in seine Spekulationen mit aufnehmen!“

Kosegarten blieb stehen. Über seine Stirn jagte dunkelrot das Blut des aufsteigenden Jähzorns. „Kerl was wollen Sie eigentlich von mir? Denken Sie, daß ich spekulieren will? Ein Edelmann spekuliert nicht.“

„Manche tun's doch,“ sagte Debberitz, seinen mo-

dernen Schnurrbart liebkosend, „die andern gehen zugrunde.“

„Lassen Sie mich in Ruh, und gehen Sie Ihrer Wege.“

Debberitz lächelte wieder — satt und klug lächelte er über den alten, zornigen Mann. Er wußte, daß er lächeln konnte.

„Ereifern Sie sich nicht, Herr von Kosegarten. Ich sprach doch nur so im allgemeinen. Habe ich nicht gehört, Sie wollten sich zur Ruhe setzen, Rauschenrode verkaufen? Na, nun — kurz und gut — vielleicht ließe sich ein Geschäft zwischen uns abschließen . . . Einen zahlungsfähigen Käufer finden Sie nicht alle Tage! Das ist es, worauf ich raus will!“

Kosegarten blieb stehen, sah den großen, dicken, plumpen Mann mit den eleganten Kleidern und dem gewichtigen silbernen Krückstock von oben bis unten an und brach wieder in ein Lachen aus. Laut klang's, aber unfreudig genug.

„Sie —? Sie sind wohl nicht bei Troste,“ entfuhr es ihm. „Suchen Sie sich jemand anders für Ihre Späße.“

„Herr von Kosegarten, ich erlaube mir zu bemerken, daß ich mich Ihnen einfach als einen zahlungsfähigen Käufer für Rauschenrode vorstelle. Im ersten Moment sind Sie davon vielleicht verblüfft. Aber Sie werden schon auf die Chose zurückkommen. Sie

können sich in Berlin nach mir erkundigen: Theodor Debberitz & Co., bekannte Firma für Käufe und Verkäufe in Grund und Boden."

„So — Sie betreiben Vermittlungen von Käufen?" fragte Kosegarten ein wenig sanfter und aufmerksamer. „Wer steht da hinter Ihnen?"

„In diesem Fall niemand. Rauschenrode will ich als einen Ruheplatz für meine alten Tage erwerben. Ja, Herr von Kosegarten, man hat doch so ne Art von Anhänglichkeit an seine alte Heimat ... Wo man die Tage der Jugend verlebte ... wie der Dichter singt ..."

„Na, nu hören Sie aber auf!"

„Herr von Kosegarten, ich habe mich in Ihrem Haus immer wohl gefühlt — die schönen Stunden mit Fritzen ..."

Eine Nachdenklichkeit kam über Kosegarten — eine müde Schwäche. So viel Geld hatte dieser Kerl erworben, daß er Rauschenrode kaufen wollte — mir nichts, dir nichts kaufen — wie man sich ein belegtes Butterbrot auf dem Bahnhof kauft, wenn man Hunger hat. Und Fritz ...? Der alte Schmerz quoll wieder auf, wurde gewaltig, jäh — betäubend — raubte ihm jeden klaren Gedanken.

Debberitz beobachtete aus kleinen, scharfen Augen den leeren, dumpfergebenen Blick des andern. „Wann darf ich vorsprechen, Herr von Kosegarten?" sagte er schonend milde, in der Gewöhnung, bei solchem

Geschäft alle Register von Stimmen und Tönen spielen zu lassen. „Sie können sich ja mal die Chose überlegen. Ich bin in Schäfers Gasthof abgestiegen. Empfehle mich, Herr von Rosegarten!“

Sie waren im Gespräch auf die breiten Kieswege gelangt, die zwischen Wiesen und schönen Baumgruppen dem grauen Schloß entgegenführten, als Debberitz den alten Herrn endlich verließ. Der schüttelte schwermütig erschrocken den Kopf und brummte vor sich hin. Auf dem Kiesplatz unter der Rampe tummelten sich seine fidelen Teckel mit Hildens schottischer Windhündin, die er nicht leiden mochte, weil sie ihm zu vornehm war und tückisch, unzuverlässig dazu. So eine dumme, neue Mode von Hunden! Die Teckel fuhren ihm mit freudigem Gebläff entgegen, und er liebkoste sie mit einer Zärtlichkeit, als könnte ihn ihre treue Zuneigung über irgend etwas soeben unersetzlich Verlorenes trösten.

Zweites Kapitel

Durch die weiten offnen Glastüren fluteten Ströme von Morgensonnengold und frischer, herber Gebirgsluft. Die bunten Frühlingsblumen in den gelben Korbtischen vor den Fenstern, an denen leichte, weiße Mullgardinen niederhingen, waren ganz durchleuchtet von all dem Licht und schimmerten in einer fast kostbar erscheinenden Pracht der Farben. Die vergoldeten Tassen auf dem Frühstückstisch glitzerten und gleißten mit ihrem altmodischen drolligen Bilderprunk. Die Schale mit Honig erschien gefüllt von einem unerhört herrlichen Goldtopas. Die Kristalle des Kronleuchters funkelten in tiefem Blau, in zarten Rosenröten, in Grün und strahlendem Gelb. Sogar an den defekten Perlenstickereien der Kissen in den Lehnstühlen am Kamin ging der Triumphzug des Lichtes nicht vorüber, ohne Tausende von kleinen schimmernden Prismen aus ihrer schon längst verblaßten Pracht zu wecken. Wenn Hilde Kosegartens Kopf sich zu den Frühlingsblumen beugte, indem ihre Hand das kleine Gießkännchen über die Töpfe führte, dann leuchtete auch ihr Haar in tiefen, reichen Tönen von Braun und Gold. Bewegte die Tante in der Sofaecke ihre Stricknadeln, so sprang jedesmal ein flinker Blitz von einem der stählernen Stäbchen zum andern.

„Bitte, Hilde, zieh die Gardine zu, es ist unmög-

lich zu lesen in diesem Sonnenschein," sagte August und hielt schützend ein Journal mit technischen Abbildungen vor die Augen. Gehorsam zog Hilde die Markise nieder. Ein stiller, ruhiger Schatten senkte sich plötzlich über die Seite des großen Saals, auf der der Frühstückstisch stand, mit seiner kleinen Teemaschine, mit geschnittenen und bereits butterbestrichenen Brotscheiben des säumigen Hausherrn wartend. Die Anwesenden hatten ihre Mahlzeit längst beendet. Frau von Rosegarten erwähnte zuweilen seufzend, wie hungrig ihr Mann sein werde, und daß er schon vor sechs Uhr fortgegangen sei, und wie er gewiß in schlechter Laune heimkommen werde.

Sie sagte ‚Onkel', wenn sie von ihrem Mann sprach, denn sie wendete sich mit ihren sorgenden Ausrufen immer nur an Hilde. Sie war es so gewohnt seit vielen Jahren, alles, was ihr Gemüt bekümmerte oder erfreute, mit dieser Nichte zu teilen, weit mehr als mit dem Sohn, der ihr zur Seite saß, oder mit dem Mann, dem mancher stille Kummer doch in Liebe verborgen werden mußte. Männer hatten auch selten die Geduld, Dinge, die das Herz bewegten, in weitläufigen Gesprächen so lange um und um zu wenden, bis zuletzt alte, langweilige Sorgen ein neues und interessanteres Gesicht bekommen hatten. Dazu war ihr Hilde unentbehrlich, sie wußte selbst kaum, wie sehr. Hilde verstand, klug einzugehen, alles, was die Tante wichtig nahm, auch

wichtig zu nehmen und doch zuletzt, nachdem das Lamento erquickend ausgeschöpft war, plötzlich irgend ein kleines Hoffnungstürchen zu öffnen und sogar um Gräber liebe, kleine Trostblumen zu pflanzen. Hilde beeinträchtigte die Freude solcher Ergießungen niemals durch die Störung mit eigenen Kümmernissen. Wenn man Frau von Rosegarten gefragt hätte, ob sie ihre Nichte kenne, würde sie erstaunt über diese merkwürdige Frage geantwortet haben: Ich sollte das Kind nicht kennen, das ich seit seinem achten Jahr unter meiner mütterlichen Obhut habe? Aber wir besprechen ja alles miteinander! Keine Falte ihres Herzens ist mir verborgen. Und doch hatte Frau von Rosegarten niemals darauf geachtet, wie fest der von feinen liebenswürdigen Linien umgebene Mund des jungen Mädchens sich zu schließen verstand, sobald sich das Gespräch zu ihrer eigenen Person hin zu verirren begann, wie die freundlichen braunen Augen, wenn niemand sie beobachtete, einen ernsten gesammelten Blick nach innen bekamen, und wie zuweilen eine diskrete Ironie durch die Züge spielte, die schön zu nennen waren, obgleich eben diese ablehnende Kühle den Reiz ihrer Formen nicht ganz zur Geltung kommen ließ.

„Weißt du, Hilde," begann Frau von Rosegarten nach einem kleinen Weilchen, und nachdem sie an ihrer groben Wollstrickerei, einem Röckchen für ein Dorfkind, die Maschen gezählt hatte, „ich habe Onkel

gebeten, die Buche stehen zu lassen, die einzelne am Wasserfall — mit dem Herzen, weißt du. — Der alte Baum mit diesem Zeichen ist mir solch liebe Erinnerung. Ich möchte nur wissen, ob Mimi je erfahren hat, in welcher Weise sie dort verewigt ist."

Hilde lächelte ein wenig, aber sie schwieg. Sie hatte gute Gründe zu schweigen.

„Fritz muß sie doch sehr liebgehabt haben," sagte Frau von Rosegarten wehmütig. „So rührend, daß er sie in seinem letzten Brief wieder grüßen läßt."

„Den Gruß finde ich geradezu unverschämt," brauste August auf und warf das Journal, in dem er gelesen hatte, heftig auf den Tisch. „Ich verstehe auch nicht, Mama, wie du Mimi den Gruß bestellen konntest. Fritz ist wahrhaftig keine Persönlichkeit mehr, von der es angenehm wäre, Grüße zu empfangen."

„August, wie kannst du so hart von deinem Bruder reden!" begann Frau von Rosegarten bekümmert. „Du tust ja, als sei es ehrlos, kein Glück in der Welt gehabt zu haben."

„Er scheint mir im Gegenteil viel zu viel vom Glücksritter zu besitzen, der edle Bruder Fritz," sagte August, und sein ruhiges, blondbärtiges Gesicht bekam einen verdrossenen, verachtenden Ausdruck. „Ich meine von einem, der seine Existenz mehr auf glückliche Zufälle als auf regelmäßige tüchtige Arbeit gestellt hat."

„Das ist wohl von hier aus schwer zu beurteilen," bemerkte Hilde. Ihre Augen blickten nachdenksam ins Weite. „Solch ein fremdes Leben — wo man hart sein muß und listig, kühn und leichtsinnig zu gleicher Zeit, um den Vorteil des Augenblicks zu ergreifen und zu wahren . . ."

„Nun, das ‚wahren' scheint er wenig verstanden zu haben, sonst wäre er wohl nicht wieder so tief drin im Elend. Ich muß gestehen — mich degoutiert diese ganze Geschichte — ja, Mama, mich degoutiert sie. Und ich bin froh, daß ich wenigstens zu rechter Zeit energisch war und dich und Papa verhindert habe, den Abenteurer zurückkommen zu lassen! Ihr . . . wahrhaftig in eurer törichten Gutmütigkeit wäret ihr dazu imstande gewesen . . ."

„Ach, August," klagte die Mutter, „wenn einer aber doch solche Sehnsucht hat!"

„So soll er sie bezwingen. Jeder von uns hat sich zu bezwingen und liebe Wünsche der Pflicht zu opfern. Glaubst du, es wäre mir leicht geworden, als Edelmann einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen? Gewiß nicht! Aber durfte ich Offizier werden, da ich wußte, daß Papa mir keine Zulage geben konnte — und nach den Erfahrungen, die wir mit Fritz gemacht haben? . . . Ja doch, ja doch, ich bin keinen Augenblick im Zweifel gewesen, daß Papa recht hatte, für Fritzens Schulden aufzukommen. Das war Ehrensache. Selbstverständlich —

ſchön. Aber jetzt, wo ſich's auch um meine Exiſtenz handelt — wo ich mir eine Lebensſtellung ſchaffen will — wo ich den Leuten Vertrauen einflößen muß — da kann ich keinen verunglückten Abenteurer neben mir brauchen. Das darf mir niemand zumuten — am wenigſten meine Eltern!"

Frau von Roſegarten ſenkte den Kopf über ihre Arbeit. „Wir haben es dir ja auch nicht zugemutet," ſagte ſie leiſe und ergeben.

Wenn Auguſt Reden hielt, in denen er die Worte gut zu ſetzen wußte, in denen ſeine Stimme ſo würdig, ernſt und gemeſſen klang, imponierte er ihr unmäßig und ſie hätte nie gewagt, eine von der ſeinen abweichende Meinung laut werden zu laſſen. In ihrem Innern aber ſprang immer ein kleiner, ſcharfer Widerſpruch auf, den ſie faſt als ſündige Anmaßung, jedenfalls als unbegreifliche weibliche Dummheit empfand. Trotzdem ließ er ſich nicht erſticken. Und dieſer blinde Reſpekt vor dem Sohn, der ihnen niemals Sorge oder Kummer bereitet hatte, der ſo feſt alle Schulſchwierigkeiten überwunden und ſich ſo tapfer und ſparſam durch die Studienjahre geſchlagen hatte, deſſen Wille für ſie Geſetz war, während ihre eigene Natur ſie doch ſtets nach einem ihm entgegengeſetzten Tun und Denken trieb, gab ihrem Weſen etwas wunderlich Verwirrtes und Hilfloſes.

Mehr als irgend jemand in der Familie außer Hilde auch nur ahnte, lebte ſie in der Erinnerung

und in sehnsüchtiger Liebe zu ihrem Ältesten, der vor so vielen Jahren, ein blutjunger, leichtherziger Gesell, vor seinen Gläubigern über den Ozean geflüchtet war. Nicht Augusts geordnetes Dasein, das ihrer eingreifenden Fürsorge kaum bedurfte, sondern die spärlichen Briefe, die flüchtige Kunde brachten von einer unsichern, abenteuerlichen, überseeischen Existenz, bildeten den Hauptinhalt ihrer Phantasien und Träume. Wenig genug mochte die Frau, die niemals aus der friedlichen Enge der Harzberge herausgekommen war, die fürchterlichen und wilden Gefahren jener Untiefen, Klippen und Wirbelstürme, zwischen denen der Sohn umherschiffte, in diesen Träumen ermessen. Dennoch trug sie den unzerstörbaren Mutterglauben in sich, daß ihr Junge wie die guten Helden von Ritterbüchern und Indianergeschichten am Ende allen Schrecklichkeiten glücklich entrissen und als der gleiche liebe, unschuldige, lachende Knabe, wie sie sein Bild im Herzen hegte, dereinst zu ihr zurückkehren würde.

Vielleicht ist das blinde Vertrauen auf einen sehr stark im einzelnen Schicksal waltenden Vater im Himmel, der besonders für ferne Söhne eine Menge von umsichtigen Schutzengeln bereit hält, von allen Menschen den Müttern am nötigsten. Selten mit der Lebenserfahrung ausgerüstet, die sie befähigen würde, sich einen deutlichen Begriff von der Existenz eines jungen Mannes schaffen zu können, fühlen sie diesen ins Unbegreifliche hinausstrebenden Jüngling doch so

oft noch als ein Stück ihres eigenen Leibes und Herzens. Wie sollten sie die Qual, das Geliebteste im Dunkeln, Rätselvollen sich verlieren zu sehen, ohne es auch nur mit wertvollen Ratschlägen begleiten zu können, ertragen? Aber wenn sie ihm ein für allemal einen weisen Führer, als der das göttliche Wesen dem an abstrakten Begriffen schwer haftenden Frauengeist sich leicht verkörpert, übergeben, dann haben sie zugleich sich jemand geschaffen, mit dem sie sich fortwährend innerlich wie mit einem Freund unterhalten können. Auch scheint es ihnen, daß sich dieser Mittler, obwohl erfahrener und klüger als sie selbst, doch ihren freundlichen Vorstellungen und mütterlichen Wünschen nicht immer unzugänglich erweist.

So war Marie von Rosegartens Verhältnis zu ihrem Gott. Er war ein Mann; darum tat Er oft unvorhergesehene, unbegreifliche Dinge, die Männer nun einmal zu tun pflegen. Darein hatte man sich zu fügen. Wie gegen Augusts Bestimmungen wagte Frau von Rosegarten aber auch gegen die des lieben Gottes ganz heimlich in ihren Gedanken ein wenig zu rebellieren. Das hatte erstens den Reiz der Sünde, und zweitens konnte man auch nicht wissen, ob der Herr sich doch nicht endlich zu gunsten ihrer Wünsche beeinflussen ließe, wenn Er sah, daß man unzufrieden mit ihm war.

Und nun hatte ihr Herrgott ihr etwas angetan,

darüber konnte und konnte sie nicht einig werden mit ihm. Daß Er die Menschen prüft, hart prüft, das gehörte ja wohl einmal zu seinem Regiment. Wie sollte man auch auf anderm Weg die nötige Läuterung empfangen? — So hatte sie sich auch allmählich hineingefunden, daß Fritz des Königs Rock, der ihm so gut stand, ablegen mußte, daß er niemals mehr zu Weihnachten oder zu Ostern auf Urlaub kommen konnte, daß das Haus still geworden war — denn weder August noch Hilde lachten wie er — und daß er dort drüben mit seinen hübschen wohlgepflegten Händen, von denen sie sich so gern hatte streicheln und liebkosen lassen, arbeiten mußte wie ein Knecht, ihr verwöhnter schlanker Herzensjunge! Nun, er nahm ja wenigstens das schreckliche Leben mit seinem gewohnten Humor. Manchmal konnte man über seine Schilderungen von Land und Leuten geradezu Tränen lachen.

Weil er so drollig schrieb, befestigte sich die Anschauung bei ihr, es müsse ihm doch nicht allzu schlecht gehen. Er verdiente auf eine rätselhafte Weise sogar sehr viel Geld. Eigentlich klang es ja wie ein Spaß und war kaum zu glauben. Er hatte nämlich eine merkwürdige Art von Lederstrippchen mit verschiedenen verstellbaren Haken erfunden, an dem die Gold- und Kupfergräber im Westen ihre Werkzeuge am Gürtel tragen konnten. Seitdem er dieses Strippchen erfunden, hatte er das Graben aufgegeben. Seine

Briefe wurden nun wie eine von köſtlichen Freudenſchätzen ſchimmernde Mine: er war auf dem Weg, ein reicher Mann zu werden — er kaufte Häuſer — er baute Straßen — er richtete Fabriken ein — er fuhr im Auto durch ſeine Beſitzungen . . .

Endlich wollte er auch ſeine Abſicht ausführen und einmal hinüberflitzen, die Eltern zu beſuchen, um dem Vater ſeine Schulden abzutragen und mit Auguſt wegen ſeiner Zukunft zu ſprechen. Hinter allen Geldſorgen, die ſie in ihrem Rauſchenrode plagten, ſtand dieſe am Horizont ihres Lebens glänzende Hoffnung.

Da wurde der liebe Gott grauſam . . . Ja, Frau von Roſegarten konnte es nicht anders bezeichnen: Er wurde grauſam.

Fritz ſchrieb nach einer beängſtigend langen Pauſe aufs neue: ſein lange gehegter Plan ſolle nun zur Tat werden, er wolle heimkehren ins alte Vaterhaus. Aber ſie ſollten ſich keine Illuſionen machen, er ſei kein reicher Mann mehr. Was er ſo jäh gewonnen, ſei alles wieder verloren. Sein Sozius habe ihn fürchterlich betrogen. Er wolle nicht klagen, er trage ſelbſt einen Teil Schuld an dem Zuſammenbruch, und die Wahrheit zu ſagen, ſtehe er nackt und bloß wie am Tag ſeiner Ankunft in Neuyork dem Schickſal gegenüber. Und nun ſei es wunderlich, ſeine Nerven müßten wohl durch die geſchäftlichen Fatalitäten etwas angegriffen ſein, kurz, er fühle ſich ſonderbar weichmütig ums Herz und habe ein blödſinniges Verlangen, ſie alle

wiederzusehen. Da er ja doch im Augenblick nichts in Amerika versäume, bitte er den Vater, ihm das Reisegeld zu einem Besuch in Deutschland zu schicken, vielleicht könne er ihm auch mit der geschäftlichen Erfahrung, die er inzwischen gewonnen habe, beratend zur Seite stehen.

Dieser letzte Satz weckte nur ein lautes, unfrohes Gelächter bei August und bei ihrem Mann. Beide brummten und schimpften über die Anmaßung. Sie empfanden es wie eine Beleidigung, die Fritz ihnen angetan hatte, indem er das Gewonnene wieder verlor.

Aber Frau von Kosegartens Verstand kam, trotzdem sie den Brief ihres Sohnes mit reichlichen Tränen netzte, kaum dazu, das über ihn hereingebrochene Unglück recht zu fassen. War es nicht der Grund, der Fritz bewog, endlich ernstlich an die Heimkehr zu denken? In der betäubenden Freude, ihn bald sehen zu dürfen, versank alles andere wie nebensächliche Kleinigkeiten. —

Doch es folgten peinvolle Verhandlungen zwischen August und dem alten Herrn. Beide Männer entschieden, daß Fritzens Besuch unter diesen Umständen in keiner Weise erwünscht sei. Frau von Kosegarten hielt noch eine kleine, letzte Hoffnung im Hinterhalt. Tante Trinette hatte für die nächste Zeit ihren Frühlingsbesuch angesagt. Und Tante Trinette hatte ja so sündhaft viel Geld, sie konnte ihr schon den Jungen

kommen lassen. Aber Trinette von Rosegarten war immer für alle Einrichtungen begeistert, die ihr gestatteten, ihr Portemonnaie in der Tasche zu behalten. Es fand sich, daß sie eigens in Schloß Rauschenrode erschien, um ihren Verwandten von ihrem durch lange Übung zur hohen Kunst gediehenen Talent des Sparens ein wenig beizubringen. Damit zu beginnen, gab es nun gleich die beste Gelegenheit. Sie machte ihrer Schwägerin begreiflich, daß es ein törichter Übermut des Herzens und eine wilde Schwelgerei in Gefühlsfreude wäre, wenn sie es unter den jetzigen bedrückten Verhältnissen der Familie gestatten wollte, Fritz mit Reisegeld zu versehen. So bedrängte man Frau Marie von allen Seiten mit Vernunftgründen, bis sie selbst an Fritz den Brief schreiben mußte, der ihm die Rückkehr im Namen seines Vaters untersagte.

Tag und Nacht stellte sie sich nun jenen Augenblick vor, in dem er das Schreiben empfangen und das Kuvert öffnen würde, und wie die Ablehnung seiner Bitte auf ihn wirken mußte. Vielleicht würde diese Härte ihn seinen Eltern auf immer entfremden. Die Mutter faßte einen Groll gegen ihren Mann, gegen August, gegen Trinette, aber vor allem gegen ihren Herrgott, der es hatte zulassen können, daß sie mit eigener Hand diesen abscheulichen Brief schreiben mußte. Während sie Röckchen für Dorfkinder strickte, mit Mamsell Wärmchen über das Mittagsessen oder

über die jungen Hühner und Puten ſprach, mit Hilde und dem Gärtner die Bepflanzung der Frühlingsbeete überlegte — immerfort wartete ſie dabei in tiefer Verzagtheit auf die Antwort ihres Sohnes, wie der Sträfling auf die Beſtätigung ſeines Todesurteils wartet. Ihr freundliches, fleiſchiges Geſicht war ein wenig welk und ſchlaff geworden, aber ſonſt ſah man ihm nicht viel an von dem, was hinter ſeinen gütigen Augen in dem Kopf der alten Frau von Koſegarten vorging, die ſo ſtattlich in ihrer Sofaecke thronte.

Das Geblaff und Gekläff der Hunde kündigten den Herrn an. Frau von Koſegarten legte ihr Strickzeug in den geräumigen Strohkorb und zündete mit ihren ſchönen, großen, weißen Händen das Flämmchen unter der Teemaſchine an. Hilde kam näher, nahm dem Onkel Stock und Mütze ab, und während er ſeiner Frau die Hand küßte und Auguſt den Teckeln die Schinkenränder von ſeinem Teller zuwarf, rückte ſie dem alten Herrn den Stuhl vom Tiſch, ſchenkte ihm Tee ein mit viel Zucker und noch mehr Rum, wie er es liebte, wenn er frühmorgens aus dem Wald kam. Herr von Koſegarten hatte es gern, daß die Frauen ſeines Hauſes um ihn beſchäftigt waren. Je mehr, je beſſer. Er bedauerte oft, nicht ein halbes Dutzend Töchter zu beſitzen, er hätte ſie alle in Atem zu halten gewußt. Es war ihm behaglich, wenn es laut und wichtig um ihn zuging.

Seine Frau sah ihn liebevoll an.

„Ärger gehabt, Alterchen?“ fragte sie besorgt. „Die liederlichen Bengels, die Volontäre?“

Er ließ sich schwer in den großen geschnitzten Lehnstuhl fallen.

„Mariechen, das Leben ist putzwunderlich. Ich versteh's nicht mehr — ich mache nicht mehr mit.“ Die Fäuste auf den Knieen saß er da, mochte nicht essen, grübelte und sah sie mit seinen blauen Augen verwirrt und hilflos an.

„Du hast doch etwas Besonderes erlebt?“ fragte Mariechen ängstlich, aber Hilde nötigte ihn zum Essen, und er folgte ihr auch schweigend, langte plötzlich tüchtig zu, aß und trank gierig und ohne Behagen.

Plötzlich begann er zu singen, mit einer tiefen dröhnenden Stimme und einer Melodie, die keinen Anspruch auf musikalische Anklänge machte:

„Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,
Fresset den Schinken, so lange das Schwein noch blüht.“

Und lachte dann laut über seinen eigenen Witz. Mariechen lachte mit, aber ihre Augen forschten unruhig.

„Kinder, man ist runtergekommen — ich sag's ja immer — auf den Hund sind wir gekommen ...“ Er lehnte sich in den Stuhl zurück. „Was ich erlebt habe — nee, nee, Kinder, da ist schon das

Ende von weg. Das — das ist rein, um aus der Haut zu fahren . . . Wißt ihr, wer sich mir eben als Käufer für Rauschenrode angeboten hat?“

„Ein Käufer!?“ rief Marie erregt. „Aber nein, Friedrich, das wär' doch herrlich . . .“

„Herrlich? Na, ich danke. Thete Debberitz, das unverschämte Aas!“

„Ja, der macht jetzt hier die Gegend unsicher,“ bemerkte August, nicht so erschüttert durch die Mitteilung, wie sein Vater erwartet hatte.

Bei Marie wirkte die Neuigkeit stärker. Es dauerte eine Weile, bis sie sich fassen konnte. Thete Debberitz, der Sohn ihres vor manchem Jahr nicht eben in Gnaden entlassenen Rechnungsführers, trat hier auf und wollte Rauschenrode an sich bringen? Auch sie empfand dies einfach als eine Unverschämtheit.

Wo er sein Geld erworben hatte?

In Berlin mit Terrain- und Häuserspekulationen, wußte Hilde zu berichten. Millionen sollte er besitzen, so erzählten sich die Dorfleute, die den prachtvollen Mann wie ein leibhaftiges Wunder anstarrten, seit er in Schäfers Gasthof abgestiegen war. Die Unterhaltung wurde plötzlich sehr belebt am gutsherrlichen Teetisch, seit das Thema Debberitz angeschlagen worden war.

Während der alte Herr sich ereiferte, nahm August eine ernste, nachdenkliche Miene an.

„Na — und ich sag euch,“ rief Kosegarten, „in

welchem Ton sich der Kerl nach Fritz erkundigte.... Dabei — ich seh den Bengel noch hier herumstrolchen mit 'nem zerrissenen Hosenboden. Habe Fritzen so und so oft verhauen, weil er immer mit ihm zusammensteckte."

„Fritz wußte nie die richtige Grenze zu ziehen zwischen sich und den Dorf- und Verwaltersjungen," bemerkte August. „Diese frühern Beziehungen sind ja sehr fatal. Immerhin — der Mann hat Geld — übrigens wirkt er vielleicht nur als Unterhändler. Jedenfalls sollte man doch den Vorschlag dieses Debberitz hören," bemerkte August vorsichtig. „Ohne Kapital ist für mich nichts anzufangen, und ein Kosegarten kann doch nicht ewig in einer abhängigen Stellung bleiben. Wenn der Mann zahlungsfähig ist, so wüßte ich keinen Grund . . ." Ein kurzer, knurrender Ton des alten Herrn ließ ihn schweigen.

Kosegarten blickte zu seinem Sohn über den Tisch hinüber. Nachdenken, Pläne machen, Entschlüsse fassen — das alles waren greuliche Geschichten, die er haßte. Warum ließ man einen alten Mann nicht in Frieden leben, wie seine Väter gelebt hatten: essen, trinken, auf die Jagd gehen, über die Äcker reiten, mit Förster und Verwalter eintönige und nach den Jahreszeiten sich regelnde Beratungen pflegen und ab und zu auf die Regierung schimpfen? Warum mußte all dies Neue, dem man doch nicht

gewachsen war, über einen armen Kerl von Edelmann hereinbrechen?

Umständlich zündete er sich eine Zigarre an. August ließ ihm Zeit.

„Hast ja recht, Junge," brummte der alte Herr, nachdem er eine Weile geraucht hatte. „Hast ja tausendmal recht. Bist ja mein einziger Trost in diesem Schindluderleben. Aber siehst du, seiner Väter Erbe an so ein Mistvieh verschleudern . . . ich bring's einmal nicht über mich. Es geht mir wider die Natur . . ."

Er trank schnell und gierig seinen Tee, verschluckte sich, mußte husten und husten, wurde blaurot im Gesicht, und die Tränen strömten ihm aus den Augen.

Mariechen klopfte ihm den Rücken. „Alterchen, Alterchen, dreimal an 'n weißen Schimmel denken, das hilft, das hilft sicher!"

Hilde hielt ihm ein Glas Wasser entgegen. Er nahm einige Schlucke, stand auf, ging zur Tür, trocknete sich die Augen, blickte schweigend hinaus über den schönen Platz und auf die breitästigen Kastanien, die eben im Begriff standen, ihre weißen Blütenfackeln zu öffnen.

Marie redete leise auf den Sohn ein, warum er den Vater so in Erregung bringen müsse.

August zuckte die Achseln. „Die Sache soll doch einmal besprochen werden. Papa muß sich entschließen."

„Und Mimi Rahlen?“ fragte die Mutter leise. „Das wäre doch ein Ausweg.“

„Mama, ich finde es unehrenhaft, ein Mädchen um ihres Geldes willen zu heiraten.“

„Aber gewiß, gewiß!“ Marie war ganz erschrocken über den Gedanken, der ihr entschlüpft war. „Ich meinte doch nur, wenn du sie liebtest . . . selbstverständlich . . . Sie sieht doch an manchen Tagen noch sehr gut aus . . .“

„Bitte, Mama, hierüber kein Wort mehr — es wäre mir äußerst peinlich.“

Kosegarten kam zurück und ging mit gewaltigen Schritten im Saal auf und nieder. „Ich werde doch noch einmal ernstlich mit Trinette reden. Schließlich — ich könnte ihr das Kapital hypothekarisch sicherstellen . . . Sie hat doch Familiensinn . . .“

„Alterchen,“ rief Marie heftig, „ich verstehe dich nicht — in diesem einen Punkt verstehe ich dich nicht! Trinette — mein Gott — hat sie uns denn je — zu irgend einer Zeit geholfen? Ja — sie kommt im Frühjahr zu uns — läßt es sich schmecken, geht im Park spazieren, sammelt ihr ekliges Kräuterzeug, mit dem sie alle Welt beglückt — borgt sich meinen Hut, wenn sie nach Langenrode zur Prinzessin Karoline fährt — um den ihren zu schonen — und mischt sich überall in Dinge, die sie nichts angehen. Gestern treffe ich sie sogar in der Küche, wie sie zur Wärmchen, die die Salzkartoffeln abgießt,

recht innig sagt: ‚Mamsellchen, was machen Sie denn immer mit der Kartoffelbouillon, das gäbe doch noch gute Suppen für Kranke und Arme!‘ Die Leute brüllten vor Lachen, als sie hinaus war. Friedrich — es ist ja deine Schwester — aber ich frage dich, ob ich mir dieses Dreinreden noch länger gefallen lassen muß?“

„Habe doch Geduld, Mariechen,“ sagte der alte Herr bekümmert, „sieh mal, ich denke, ich kann ihr schließlich doch noch das Geld herauslocken, und dann könnten wir Rauschenrode behalten. Du hängst auch daran, Mariechen. Es würde dir doch auch schwer, wenn wir fort müßten . . .“

Marie Rosegarten seufzte. Sie kannte Trinette — sie kannte sie durch und durch. Sie hoffte nichts mehr. Aber die Männer ließen sich immer durch Redensarten fangen. Trinette hatte so eine Manier, mit ihrem Einfluß bei Hofe groß zu tun, damit imponierte sie ihrem Bruder. Ging sie nicht umher und sprach unaufhörlich davon, daß sie für Hilde eine Hofdamenstelle in Aussicht habe, trotzdem sie ihr schon dreimal ärgerlich erklärt hatte, sie könne Hilde in der Wirtschaft nicht entbehren? Hatte Trinette nicht spitzig darauf erwidert, es wäre für zunehmende Korpulenz höchst zweckmäßig, sich mehr in Küche und Keller zu bewegen, statt im Sofaeckchen zu sitzen und die Dorfkinder mit wollenen Strümpfen und Röcken zu verwöhnen? Aber Rosegarten war

einmal ein unverbeſſerlicher Optimiſt, was ſeine Schweſter betraf! Das wußte Frau von Koſegarten ja auch längſt, und an dieſen Punkt war nicht zu rühren. Stand er nicht, weiß Gott, jetzt, wo nur von Trinette die Rede war, auf und rief Zipperjahn, um die Hunde in den Stall zu bringen, weil Trinette den Hundegeruch in den Stuben nicht leiden mochte? Wie oft hatte Frau von Koſegarten früher darum gebeten, die Hunde draußen zu laſſen, die ſo viel Schmutz auf die Dielen und den Teppich brachten und ſich ſogar auf die geſtickten Kiſſen legten — aber das war ganz vergeblich geweſen, und Frau von Koſegarten war längſt an ihr Gebläff und ihren Geruch und alle ihre Untaten gewöhnt worden.

Der ſtrohköpfige Dorfjunge, der eigentlich Cyprian hieß, nach dem Kalendertag, an dem er zur Welt gekommen war, der aber ſeit ſeiner Taufe auch ſchon den zierlichen Koſenamen Zipperjahn empfangen hatte, zeigte ſein freundliches Geſicht, das wie ein Vollmond über der lederfarbenen Livree leuchtete, in der Tür und wurde bedeutet, die Hunde in den Stall zu führen. Während er in etwas ungeſchickter Weiſe bemüht war, zugleich die Windhündin und die drei Teckel in ſeine Gewalt zu bekommen, fragte die gnädige Frau nach der Poſttaſche, und das war zu viel für Zipperjahn. Er ließ die Windhündin, die er ſchon am Halsband hatte, wieder fahren, worauf ſie mit lautem Gebell in langen Sätzen durch den Saal

jagte, legte die Hände an die Hoſennaht, wie es ihn gelehrt worden war, ſtellte ſich in Poſitur und antwortete feierlich: „Herr Schottenmaier hat die Poſttaſche an ſich genommen.“

Er wurde zu ſeiner äußerſten Befriedigung beauftragt, von Herrn Schottenmaier die Poſttaſche zu verlangen — aber dieſer ſeinem Ehrgeiz ſo ſchmeichelhafte Auftrag wurde durch das Erſcheinen des Herrn Schottenmaier leider vereitelt. Der alte Diener, weißhaarig, mit einer Art von geiſtlicher Würde in der Haltung ſeines Kopfes über der weißen Halsbinde, öffnete die Tür zum Flur und meldete ernſthaft: „Herr Theodor Debberitz wünſcht den gnädigen Herrn zu ſprechen!“

Koſegarten richtete einen kindlich bekümmerten Blick auf ſeinen Sohn. „Du meinſt alſo, ich ſoll den Kerl empfangen?“

„Aber gewiß, Papa, hören, was er ſagt — natürlich! Mein Gott — nichts gegen die Ehre — aber zahlungsfähig ſoll er ja ſein!“

„Na alſo — dann führen Sie ihn ins Bureau,“ ſagte Koſegarten, ergeben in alle Unglücksfälle, die das Schickſal über ihn hereinwälzte.

Hilde fühlte in dieſem Augenblick ein großes Mitleid mit dem alten Herrn. Sie trat auf ihn zu, ſtrich ihm liebkoſend über die Schulter. „Onkelchen, der Mann will gewiß nur protzen — hat gewiß gar keine ernſten Abſichten . . .“

„Meinst du, Mädel?“ rief Kosegarten erleichtert. „Du wirst recht haben. Na, dem Kerl will ich aber heimleuchten — der soll sich nicht noch mal unterstehen, mich zum Narren zu haben!“ Die Streitlust fachte auch den Lebensmut wieder an.

Zipperjahn hatte sich inzwischen mit den Hunden herumgebalgt. Plötzlich fuhren die Tiere sämtlich laut kläffend und bellend auf einen Mann los, der — niemand hatte gesehen, wie er dort hingekommen war — auf der Rampe vor der geöffneten Glastür stand. Nicht nur Kosegarten, auch die andern Anwesenden wußten sofort, daß dies der prachtvolle Theodor Debberitz war. Sein Gesicht schimmerte mild von einem leichten Fettglanz, als sei es mit Freudenöl gesalbt, indem er, ungeniert eintretend, es der Gruppe am Frühstückstisch entgegenwandte. Die Sonnenstrahlen ergriffen sofort die sich auf dem gerundeten Leib seiner weißen Weste leicht wiegenden Gehänge seiner goldenen Uhrkette als geeignetes Objekt, um auf ihnen ein anmutig glitzerndes kleines Feuerwerk zu entzünden. Die Krücke seines Spazierstockes blitzte ebenfalls in einem herausfordernden Silberglanz.

Er lüftete den Hut mit weltmännischer Sicherheit. „Morgen, gnädige Frau! Morgen, gnädiges Fräulein,“ ertönte sein jovialer Gruß in die erwartungsvolle Stille, die sein Erscheinen hervorgerufen hatte.

Frau von Kosegarten neigte kühl ihr Haupt —

o, ſie konnte auch die große Dame ſein, wenn ſie wollte. Der alte Herr, der dunkelrot vor Aufregung geworden war, bemerkte mit beleidigender Trockenheit: „Schottenmaier ſollte Sie ins Bureau führen. Geſchäfte pflege ich nicht in Gegenwart der Damen zu erledigen.“

„Ah, bitte ſehr um Verzeihung, wenn ich hier unberufen eindringe. Der Diener kam nicht wieder, da wollte ich doch in meinem zukünftigen Beſitztum mal 'n bißchen Umſchau halten!“

„Nun, das iſt doch wohl etwas vorzeitig Beſchlag auf den Beſitzertitel gelegt,“ rief Auguſt heftig. Der Vater hatte recht: dieſer Mann war unerträglich dreiſt.

Debberitz lächelte zu Auguſts Bemerkung und antwortete ruhig und ſicher: „Da haben Sie recht, Herr von Koſegarten, abgemacht iſt die Geſchichte noch lange nicht. Ne Katze im Sack kauft Thete Debberitz nicht — nee, nee! Die Rampe draußen muß neu fundiert werden, Herr von Koſegarten — fällt Ihnen ſonſt eines Tags zuſammen!“

„Das iſt meine Sache,“ brummte der alte Herr. „Nun kommen Sie, Debberitz.“

Der prachtvolle Herr Debberitz ſchien noch nicht gewillt zu ſein, dieſem Wunſch Folge zu leiſten.

Er blieb ſtehen, breitbeinig, ſtemmte die Arme in die Seiten, ſo daß ſeine gewaltige Geſtalt förmlich eine dunkle Maſſe in dem hellen Raum bil-

dete, und sah durch die Glastüren in den Park hinaus.

„Ein feiner Blick," reflektierte er seelenruhig, „entschieden hochherrschaftlich! Für den Gartensaal habe ich immer was übriggehabt. Thete, habe ich mir immer gesagt, hier zu frühstücken, so mit 'n Blick ins Jrüne, 'ne feine Sache! Na ja, wenn einer Glück haben will, da hat er's! Das ist mein Wahlspruch, Herr von Kosegarten. Ja, gnädige Frau, so ändern sich die Zeiten. Es ist schon lange her, daß wir uns nicht gesehen haben. Wissen Sie noch, wie ich und Fritz Ihnen mal die halbe Melone gemaust haben?"

„Das muß wohl ein Jrrtum sein," bemerkte Mariechen von Kosegarten ablehnend, aber Herr Debberitz beteuerte ihr, daß er ein sehr gutes Gedächtnis für solche Dinge habe.

„Rackers waren wir beide, unverschämte Rackers," erklärte er fröhlich und schien, nähertretend, nicht übel Lust zu haben, den leeren Stuhl neben Frau von Kosegarten einzunehmen, um sich weiter in allerlei Jugenderinnerungen zu vertiefen. Sie wartete mit einer Art von erstarrtem Staunen auf dieses Ereignis, und vielleicht hielt auch ihr Gatte eine freundschaftliche Niederlassung des selbstzufriedenen Eindringlings nicht für unmöglich, denn in einem Ton, wie er etwa mit einem widerspenstigen Ackerknecht reden mochte, rief er ihm zu: „Debberitz, ich warte!"

Debberitz warf einen schnellen, scharfen Blick seiner kleinen, zwischen Fettfalten verborgenen, lustig glitzernden Äuglein über den alten Herrn und strich den dicken, wie zwei Eberhörner in die Höhe gedrehten Schnauzbart. ‚Verfluchte Junkerfrechheit!‘ dachte er in diesem Augenblick und nahm sich vor, daß Herr von Kosegarten den Ton zu bereuen haben werde. Die milde und gewissermaßen liebevolle Stimmung, in die er durch die Erinnerung an die gestohlene Melone gebracht worden war, verflog spurlos. Er setzte in Gedanken den Kaufpreis für Rauschenrode sofort um einige Mille herunter. „Also gehen wir, Herr von Kosegarten, gehen wir an die Geschäfte!“ rief er nach diesem Entschluß forsch und kordial. Mit einer für seine Korpulenz erstaunlichen Elastizität folgte er dem voranschreitenden alten Herrn.

„Da soll man nun noch sagen: Unrecht Gut gedeihet nicht!“ bemerkte Hilde, den beiden so verschiedenen Gestalten nachschauend.

„Mit dem wird Papa allein nicht fertig,“ sagte August sorgenvoll. „Wäre er nur nicht so eigensinnig in dem Punkt und ließe mich an den Verhandlungen teilnehmen!“

Drittes Kapitel

Schottenmaier brachte die Posttasche. Während die gnädige Frau in ihrem Körbchen nach dem Schlüssel suchte und Hilde ihn schnell fand, ein kleiner Vorgang, der sich jeden Morgen wiederholte, wartete der Diener, um die Korrespondenz der Leute in Empfang zu nehmen.

„Gnädige Frau," sagte er langsam mit gelindem Vorwurf, „der Herr werden uns das doch nicht antun, den Mann hierher zu setzen!"

„Ach, Schottenmaier," seufzte Frau von Rosegarten, „wenn der liebe Gott so will, da kann der Herr auch nicht gegen an."

Aber Schottenmaier schüttelte mißbilligend das ergraute Haupt und begann die Sünden der Väter des Herrn Theodor Debberitz aufzuzählen. Wo dessen Reichtum herkam, das wußte man, das konnte sich jedes Kind im Dorf an den fünf Fingern nachrechnen. Wenn man nur an die Butter und an all die Eier dachte und die Bratenreste, die in der Wachstuchtasche der Frau Debberitzen selig verschwunden waren, wenn sie des Sonntags und bei Jagddiners in der Küche half. Und dann die mysteriöse Geschichte mit den zweitausend Zentnern Kartoffeln, die als erfroren vom alten Debberitz gebucht waren, während doch kein Mensch die erfrorenen Kartoffeln je zu sehen gekriegt hatte.

Hildens klugen Mund umflog ein leises Spottlächeln, während der würdige Schottenmaier sich ereiferte. Der Kampf der Familien Schottenmaier und Debberitz um die besten Plätze an der herrschaftlichen Krippe hatte seinerzeit viel Stoff zu humoristischen Geschichten am Herrschaftstisch geliefert. Sich bestehlen lassen und darüber zu lachen, gehörte von alters her zu den Traditionen der Familie Kosegarten. Man hätte es für plebejisch gefunden, sich mehr als höchstens alle Schaltjahr einmal dagegen aufzulehnen.

„Sie lassen ja Ihren Sohn jetzt studieren, Schottenmaier," sagte Fräulein Hilde freundlich, und der Alte erwiderte stolz: „Ja, gnädiges Fräulein, in Halle. Theologie. Der Herr haben ihm das Stipendium verschafft."

„So — nun, da haben Sie es ja auch zu etwas gebracht!" sagte Hilde etwas schärfer, und Schottenmaier begriff, wo sie hinauswollte. Aber er ließ sich's nicht verdrießen und entgegnete würdig: „Der Herr im Himmel hat unsere treue Arbeit gesegnet. Meine selige Frau hat immer verstanden, das Wenige zusammenzuhalten. An die Kinder wendet man's ja dann gern."

Frau Marie hielt einen Brief in ihrer Hand. „Von der Prinzessin Karoline an Tante Trinette!" sagte sie ein wenig atemlos, „das betrifft dich — Hilde —! Bring ihn doch der Tante, sie ist wohl noch im Park."

Hilde ging durch den alten Taxusgang nach dem Obstgarten, wo sie die Tante zu finden hoffte. Sie trug den Brief mit der großen, steilen Schrift der Prinzessin, die so charaktervoll aussah und doch nur die Mode einer gewissen Zeit widerspiegelte. Das Kuvert roch nach einem starken englischen Parfüm. Hilde fühlte, daß sie mit diesem zusammengefalteten Stückchen Pargamentpapier wahrscheinlich ihr künftiges Lebensschicksal in der Hand hielt.

Es reizte sie keineswegs, Hofdame bei der Prinzessin Karoline zu werden. Es graute ihr davor, nach Langenrode zu kommen, in diese saubere, geradlinige, verschlafene Residenz, wo doch so viel Unsauberes, Verwirrtes, Böses an Intrigen und Leidenschaften unter der Oberfläche vor sich ging. Jeder Stein, jeder Baum, jeder Winkel würden sie begrüßen mit stummen Erinnerungen an die kurze, qualvolle Seligkeit und die lange, bange Schmach ihres Mädchenlebens. Jene Schmach, die allmählich fast vergessen war im Gleichmaß der Tage und in der behaglichen Güte des einfachen, menschlichen Daseins auf Rauschenrode. Jetzt wußte sie, daß hinter aller friedvollen Stille immer ein heimliches Warten gelauert hatte: wann wird das Vergangene wieder aufwachen, um sie aufs neue vor den Richterstuhl der Unbarmherzigkeit zu fordern? Wie sollte sie das helle Licht des Tags und den scharfen Wind des Lebens ertragen mit ihrer zerwühlten Seele?

Ihr war zumute, als zöge man sie aus dem Dämmer einer ruhigen Kerkerzelle in die Arena vor ein lüstern grausames Publikum und vor die wilden Tiere, die bestellt waren, ihr vor den Augen der Menge die Kleider vom Leib zu reißen — die nackten Glieder zu zerfleischen.

Sie stand still — der Atem setzte aus, das Herz klopfte rasend, die Stirn war mit kaltem Schweiß bedeckt. Alles mußte so kommen. Sie sah es, sie fühlte die heimlichen Qualen voraus . . . Und sie durfte sich nicht dagegen auflehnen, denn die geringste Gegenwehr würde das Mißtrauen gegen sie verstärken, würde ja ein Zugeständnis ihrer Schuld bedeuten. O, warum war sie so feige, warum konnte sie sich nicht innerlich über diesen ganzen boshaften Klatsch, der ihre Jugend vergiftet hatte, erheben — warum mußte sie bei der bloßen Erinnerung daran aufs neue so bitter leiden? Hätte sie in frohem Leichtsinn sich wirklich vergangen, es wäre ihr sicher nicht so zu Herzen gedrungen wie nun, wo jedes zweifelnde Wort sie nur an eine unermeßliche, nie zu vergessende Demütigung mahnte.

Nicht die Arbeit, die fleißige Hilfe, die sie der Tante leistete, nicht alle Anteilnahme, Geduld und Heiterkeit, mit der sie die beiden versorgten alten Leute umgab, waren ihr Lebensinhalt — alles dies war nur das notwendige Mittel zu dem andern: das Geheimnis ihres Leids bis zur Undurchdring-

lichkeit einzumauern in Ehrbarkeit, Klugheit, Opferwilligkeit und Entsagung.

Und so trug denn jeder von den Menschen, die als ein innig verbundener Kreis in dem sonnendurchströmten, hellen, frohen Gartensaal gesessen hatten, sein eigenes Grämen, sein eigenes Denken, Trachten und Meinen einsam mit sich herum und suchte es den andern, mit denen er alles zu teilen schien, sorgsam zu verbergen.

Dabei ließ sich nun doch die Entwicklung des einen Schicksals nicht ohne Einflüsse aus den Wendungen des andern denken; überall griffen Ursache und Wirkungen ineinander. Trinette von Rosegarten war nicht um der belanglosen entfernten Cousine Hilde willen nach Rauschenrode gekommen, sondern von den Geschwistern aufs herzlichste eingeladen worden, weil sie in diesen schönen Maientagen überzeugt werden sollte, wie angenehm es für sie sei, wenn zu ihren Frühjahrskuren das Familiengut den Erbtanten erhalten bliebe. Tante Trinette war ganz dieser Ansicht. Und sie wollte nach bestem Ermessen das Ihrige dazu beitragen. Ihr Helfedrang begnügte sich nicht nur mit einer Revision der allzu üppigen Küchenzettel. Es bildete sich in Kürze die Vorstellung bei ihr aus, daß die Anwesenheit von Hilde als einer ganz unnötigen Lebensmittelkonsumentin den nahenden Ruin der Rosegartens in erster Linie mitverschuldet habe. Und weil Fräulein Trinette

eine ebenſo überlegſame wie fromme und gewiſſenhafte Dame war, hielt ſie es für ihre Pflicht, da ſie doch nicht wohl ihrem Bruder mit Kapitalien aushelfen konnte, ihn wenigſtens von der Anweſenheit des jungen Mädchens zu befreien und für Hildens Zukunft zu ſorgen. Ihre alten Beziehungen zum Hof von Langenrode-Hirſchburg-Naſſenſtein, insbeſondere ihre frühere Stellung als ältere verſtändige Geſpielin und ſpätere Hofdame der Prinzeſſin Karoline wieſen ihr dazu von ſelbſt die Wege. Eine umfangreiche Korreſpondenz wurde eingeleitet, Fahrten nach Naſſenſtein, dem ländlichen Sommerſitz der Herrſchaften, Beſuche und Konferenzen mit all den in ſolchen Fällen belangreichen Perſönlichkeiten boten die willkommenſte Abwechſlung nach den morgendlichen Brunnenſpaziergängen. Sie führten die Wohltäterin zugleich in jene längſtverfloſſenen Zeiten zurück, da Hofluft, feingeſponnene Intrigen und Konferenzen ſowie Korreſpondenzen mit wichtigen Perſönlichkeiten ihre tägliche Gemütsnahrung gebildet hatten.

Tante Trinette gedieh zuſehends bei dieſer Tätigkeit, ſie lief wie eine von den langbeinigen Spinnen, die man Weberknechte nennt, zwiſchen dem kunſtvollen Gewebe aufgeſpannter Fäden hin und her. Hilde kam ſich dagegen vor wie die Fliege, die wehrlos eingeſponnen wird, damit man ihr leiſe und zart das Blut aus dem Herzen ſaugen konnte.

Heute war sie das Opfer von Trinettens Helfedrang. Vor elf Jahren war es Fritz gewesen, dem die Tante mit geschäftiger Hand die Wege über den Ozean geebnet hatte — um nicht in die Lage geraten zu müssen, ihn durch Bezahlung seiner jugendlichen Luxusschulden beim Regiment zu halten. Sie hatte ihm damals sogar sein Reisegeld geschenkt. Es war das erste Geld, das Fritz bisher zurückerstattet hatte. Er war seitdem in Tante Trinettens Achtung gewachsen. Aber zum zweitenmal wollte sie ein solches Wagnis nicht übernehmen. Wer konnte wissen, wie weit das führen mochte!

An den Erdbeerbeeten wandelte die hohe, hagere Gestalt entlang, sich zuweilen niederbeugend und von den jungen zarten Blättchen der von weißen Blüten überdeckten Büsche in ein Handkörbchen sammelnd. Fräulein von Rosegarten genoß stets nur Tee von den getrockneten Blättern der Erdbeerstaude. Sie fand ihn bei weitem bekömmlicher für das leicht erregte Blut, und dann sah sie auch nicht ein, weshalb man die unchristliche mongolische Rasse in ihrem Teehandel unterstützen sollte!

Sie trug einen glockenförmigen Gartenhut, der unter dem Kinn mit schwarzen, oft gewaschenen Bändern gebunden war. Ihr gleichfalls schwarzes Kleid hätte einem impressionistischen Maler reiches Studienmaterial in Farbennuancen geliefert, denn der abgetragene Stoff spiegelte fuchsrot, grünlich und

violett vor Alter. An dem welken Spitzenkragen, aus dem der Hals lang und sehnig hervorragte, war das ursprüngliche Muster durch die ausgedehntesten Stopfereien ergänzt, und auch die hackenlosen schwarzen Zeugschuhe wiesen die Kunst der früheren Hofdame im Reparieren und Erhalten alter Kleidungsstücke reichlich auf.

Trotz ihres schäbigen Anzugs verleugnete Fräulein von Kosegarten durch die Würde ihrer Haltung und die feine Anmut ihrer Handbewegungen keinen Augenblick und in keiner noch so zweifelhaften Situation, in die ihr Hang zur Sparsamkeit sie brachte, die Dame von Stand.

„Hilde, Kind, welche Nachricht!“ rief sie, nachdem sie das Billett der Prinzessin überflogen hatte, und ihr mit langen, dünnen Haaren besätes Kinn begann vor Erregung zu zittern. „Die Hoheit, die liebe Hoheit meldet sich zum Lunch an! Denke, sie will dich kennen lernen! Will sich unverbindlich mit dir unterhalten! Nun, was sagst du dazu? Hat man der alten Tante dankbar zu sein?“

Hilde neigte sich und küßte die lang und gelb aus schwarzen Filethandschuhen sich hervorstreckenden Finger des alten Fräuleins. „Wann kommt die Prinzessin?“

„Ja, sehen wir! Mon dieu! — heute, heute mittag um zwölf! Noch immer so jugendlich impulsiv in ihren Entschlüssen! Nun, da müssen wir eilen, Marie die Nachricht zu bringen.“

„Tante," begann Hilde mit einer plötzlichen Selbstüberwindung, „du bist so gut, so für mich besorgt, aber, verzeih, ich glaube, Tante Marie behielte mich lieber bei sich, und, wenn ich es mir überlege, ich passe auch kaum zur Hofdame!"

Fräulein von Rosegarten blickte die Nichte fassungslos vor Staunen an. Ihr Kinn begann stärker zu zittern. „Das sagst du mir jetzt? Nun ich es durch meine unablässigen Bemühungen so weit gebracht habe, daß die Hoheit dich trotz aller Intrigen der Leuchtenberg und der Audorf sehen und sprechen will! Hilde, ich muß mich sehr über dich wundern!"

„Tante," sagte Hilde leise und gequält, „halte es doch nicht für Undankbarkeit, nur sieh, es sind gerade solche Intrigen, wie du sie nennst, die mich ängstigen. Du hast selbst bemerkt, die Herzogin wünsche mehr die Gräfin Audorf für ihre Schwägerin. Und Frau von Leuchtenberg — du weißt ja, daß sie mir auch nicht wohlgesinnt ist."

„Leider weiß ich dies, aber Prinzessin Karoline ist nicht von der Leuchtenberg abhängig."

„Tante, Frau von Leuchtenberg ist, wie man sagt, zur Oberhofmeisterin der Herzogin in Aussicht genommen. Tritt sie diesen Posten an, so bin ich gewiß, sofort eine erbitterte Feindin vorzufinden."

„Wer sagt dir, daß sie dir eine Feindin ist? Du legst dir zu viel Wichtigkeit bei, wenn du meinst, daß eine Frau wie die Baronin Leuchtenberg über-

haupt noch an jene kindiſche Geſchichte denkt. Gewinne dir ihre Achtung und Geneigtheit."

„Tante, die Frau hat mich tödlich beleidigt!"

„Unſinn, es braucht ein junges Mädchen nicht zu beleidigen, wenn eine ältere Dame ihr eine Unvorſichtigkeit vorwirft. Bitte ſie um Verzeihung!"

Hilde wurde plötzlich blaß. „Tante, nein! Unmöglich!" ſagte ſie, leicht ſchaudernd.

„Warum?" fragte Fräulein Trinette, und ihre blauen Augen bekamen einen ſcharfen, forſchenden Blick. „Warum iſt das unmöglich, wenn du ein reines Gewiſſen haſt? Und das haſt du hoffentlich! Nur auf dieſes Vertrauen hin habe ich mich für dich bemüht!"

„Gewiß, Tante." Hildens Blick ging in die Ferne. Ein unbeſtimmtes, ſchmerzliches Lächeln war um ihren Mund.

„Nun, was haſt du denn zu befürchten? Verleumdungen verfolgen jedes hübſche Mädchen! Was haben die Demokraten, die Liberalen nicht ſelbſt an der Prinzeſſin Karoline zu bereden gefunden. Ich habe es immer getadelt, daß Marie in ihrer Bequemlichkeit nach jenem Eklat niemals wieder einen Winter mit dir in Langenrode zugebracht hat."

„O Tante, das wäre ihr nicht angenehm geweſen."

„Ja, Marie iſt immer dafür, ſich das Leben angenehm zu machen. Aber man iſt nicht auf der

Welt, um das Angenehme zu tun, sondern das Richtige. Richtiger wäre es gewesen, den bösen Zungen Trotz zu bieten. Du hättest auch eher Gelegenheit gehabt, dich zu verheiraten."

„Dazu hatte ich keinen Wunsch, Tante."

„Sehr töricht! Ein Mädchen kann einen Flecken, der an ihrem Ruf haftet, einzig vertilgen, indem sie sich gut verheiratet. — Ja, Kind," fuhr sie fort, als Hilde ein wenig den Kopf schüttelte, „schon die Dankbarkeit gegen Tante und Onkel, denen du doch immerhin durch diese Geschichte damals Fatalitäten genug bereitetest, hätte dir sagen müssen, daß es wünschenswert sei, eine nur halbwegs annehmbare Partie zu machen. Jetzt ist es wohl zu spät. Ich hoffe nun wenigstens, daß du dich in die Pläne, die ich mit dir habe, mit klugem Sinne fügst. Ich bin dann auch nicht abgeneigt, dir eine kleine Summe zu einigen Toiletten auszusetzen. In Berlin bekommt man bei Ausverkäufen recht billige Stoffe, die du geschickt verwenden wirst. Ich möchte meinem Bruder Friedrich beweisen, daß ich nicht hartherzig gegen die Schwierigkeiten bin, in denen er sich befindet."

Hilde ging schweigend neben der Tante, während diese plaudernd dem Schlosse zuschritt.

Als sie in den Gartensaal kamen, fanden sie Frau von Rosegarten in Tränen und August, das Gesicht gerötet, mit großen Schritten auf und ab gehend.

„Es ist ein Wahnsinn, eine blanke Verrücktheit!“ schrie er zornig, „was denkt sich der Kerl eigentlich? Was will er hier?“

„Welcher Kerl?“ fragte Trinette. „Ich bitte, hört doch einen Augenblick auf mich. Mein altes Herz bebt vor Freude! Die Prinzessin Karoline will heute mittag bei uns lunchen.“

Marie blickte mit ihrem verweinten Gesicht die Schwägerin verstört an. August brach in ein lautes Gelächter aus. „Immer besser! Immer besser! Dann kann ja Fritz die Prinzessin zu Tisch führen. Ist der Hoheit gewiß noch nicht passiert, von einem Vagabunden zu Tisch geführt zu werden!“

„August,“ schluchzte seine Mutter, wie ein Kind herausweinend, „sage nicht so häßliche Worte! Ich bitte dich, sage nicht ‚Vagabund‘!“

„Jetzt ist keine Zeit zu unverständlichen Witzen, August,“ rief die Tante erregt. „Wir müssen an die Vorbereitungen zum Empfang der lieben Hoheit denken!“

„Der Hoheit muß abtelegraphiert werden,“ erklärte August kurz.

„August,“ rief Trinette erschrocken, „besinne dich! Einer Hoheit telegraphiert man nicht ab!“

„Es müssen sich Gründe finden lassen! Ein Fall von Scharlach, Keuchhusten, was weiß ich, im Schloß!“

„Wenn sie zu Mittag hier sein will, so ist sie

längst von Nassenstein aufgebrochen," warf Hilde hin.

„Dann muß man ihr einen reitenden Boten entgegenschicken! Die Kombination ist undenkbar . . .!"

„Ich meine, ihr könntet uns endlich aufklären, was hier vorgefallen ist," sagte Trinette würdig, aber scharf.

Marie blickte auf und lächelte plötzlich durch ihre Tränen mit einem hellen, frohen Lächeln, während August spöttisch berichtete: „Es hat sich noch ein Gast angemeldet. Ja — Fritz wird in diesen Tagen, möglicherweise schon heute — von Hamburg hier eintreffen."

„Fritz? Mein Gott, Tantchen — Tantchen . . ." Hilde umfaßte Frau von Kosegarten. „Du weinst? Ach Tantchen, freue dich doch!"

Marie von Kosegarten weinte nur um so heftiger. „Hilde, es ist ja so traurig, so unbegreiflich schrecklich!"

August fuhr in einem künstlich ruhigen und ironischen Ton fort zu berichten: „Der teure Bruder schreibt: da wir nicht in der Lage wären, ihm das Reisegeld zu schicken, und da er überzeugt sei, er könne uns hier von Nutzen sein, so werde er sich auf einem Dampfer als Heizer vermieten und auf diese Weise herüberkommen."

„Als Heizer?" fragte die alte Hofdame leise und ungläubig, „wie ich Fritz beurteile, steckt dahinter irgend eine Abenteuerlichkeit."

„Es iſt ein Wahnſinn, eine blanke Verrücktheit!“ ſchrie er zornig, „was denkt ſich der Kerl eigentlich? Was will er hier?“

„Welcher Kerl?“ fragte Trinette. „Ich bitte, hört doch einen Augenblick auf mich. Mein altes Herz bebt vor Freude! Die Prinzeſſin Karoline will heute mittag bei uns lunchen.“

Marie blickte mit ihrem verweinten Geſicht die Schwägerin verſtört an. Auguſt brach in ein lautes Gelächter aus. „Immer beſſer! Immer beſſer! Dann kann ja Fritz die Prinzeſſin zu Tiſch führen. Iſt der Hoheit gewiß noch nicht paſſiert, von einem Vagabunden zu Tiſch geführt zu werden!“

„Auguſt,“ ſchluchzte ſeine Mutter, wie ein Kind herausweinend, „ſage nicht ſo häßliche Worte! Ich bitte dich, ſage nicht ‚Vagabund‘!“

„Jetzt iſt keine Zeit zu unverſtändlichen Witzen, Auguſt,“ rief die Tante erregt. „Wir müſſen an die Vorbereitungen zum Empfang der lieben Hoheit denken!“

„Der Hoheit muß abtelegraphiert werden,“ erklärte Auguſt kurz.

„Auguſt,“ rief Trinette erſchrocken, „beſinne dich! Einer Hoheit telegraphiert man nicht ab!“

„Es müſſen ſich Gründe finden laſſen! Ein Fall von Scharlach, Keuchhuſten, was weiß ich, im Schloß!“

„Wenn ſie zu Mittag hier ſein will, ſo iſt ſie

längst von Nassenstein aufgebrochen," warf Hilde hin.

„Dann muß man ihr einen reitenden Boten entgegenschicken! Die Kombination ist undenkbar . . .!"

„Ich meine, ihr könntet uns endlich aufklären, was hier vorgefallen ist," sagte Trinette würdig, aber scharf.

Marie blickte auf und lächelte plötzlich durch ihre Tränen mit einem hellen, frohen Lächeln, während August spöttisch berichtete: „Es hat sich noch ein Gast angemeldet. Ja — Fritz wird in diesen Tagen, möglicherweise schon heute — von Hamburg hier eintreffen."

„Fritz? Mein Gott, Tantchen — Tantchen . . ." Hilde umfaßte Frau von Kosegarten. „Du weinst? Ach Tantchen, freue dich doch!"

Marie von Kosegarten weinte nur um so heftiger. „Hilde, es ist ja so traurig, so unbegreiflich schrecklich!"

August fuhr in einem künstlich ruhigen und ironischen Ton fort zu berichten: „Der teure Bruder schreibt: da wir nicht in der Lage wären, ihm das Reisegeld zu schicken, und da er überzeugt sei, er könne uns hier von Nutzen sein, so werde er sich auf einem Dampfer als Heizer vermieten und auf diese Weise herüberkommen."

„Als Heizer?" fragte die alte Hofdame leise und ungläubig, „wie ich Fritz beurteile, steckt dahinter irgend eine Abenteuerlichkeit."

„Ich fürchte nicht," meinte Auguſt höhniſch. „Was wiſſen wir denn im Grunde von ſeiner Exiſtenz? Nichts als ſeine eigenen Angaben. Nun — wäre er der Erſte, der drüben geſcheitert iſt und als verhungerter Bettler heimkriecht unter das väterliche Dach?"

„Als Heizer!" wiederholte Tante Trinette, und ihr behaartes Kinn begann zu zittern, „als Heizer . . . und wir erwarten die Prinzeſſin Karoline!"

Frau von Koſegarten hatte Hilde den Brief ihres Sohnes gereicht. Sie las ihn und ſagte in ehrlicher Entrüſtung: „Das hätte ich Fritz nie zugetraut!"

Frau von Koſegarten legte ihren Kopf auf Hildens Schulter, und das junge Mädchen ſtreichelte ihr teilnehmend die naſſe Wange.

„Hilde, Hilde," weinte die Mutter, „wie war ich ſtolz auf dieſen Jungen! Sündhaft ſtolz! Als er getauft wurde, ſtand alles in Flaggen und Girlanden auf Rauſchenrode, und ſie ſchoſſen mit dem alten Böller vom Turm, und die Leute vom Dorf brachten einen Fackelzug! Und nun — Kohlenſchipper!"

„Pfui!" ſagte Tante Trinette laut und langſam. „Iſt Amerika nicht groß genug, um eines Menſchen Schande zu verbergen? Aber Fritz hatte niemals den rechten Familienſinn!"

„Nun, Tante Trinette, von Familienſinn ſollteſt du lieber nicht reden," bemerkte Auguſt unmutig. „Hätteſt du mehr davon, brauchte Papa jetzt nicht

mit einem elenden Wucherer und Spekulanten um Rauſchenrode zu feilſchen!“

„Wieſo?“

„Da kommen ſie,“ flüſterte Marie atemlos vor Spannung, und ein plötzliches Schweigen entſtand in der Gruppe, während draußen die Stimme des alten Herrn von Koſegarten und des Unternehmers in heftigem Disput laut wurden. Man hörte Herrn Debberitz in einem rohen, vor Zorn heiſern Ton ſchreien: „Nach der Beleidigung, Herr von Koſegarten — da iſt es aus zwiſchen uns — da behalt ich meine blauen Lappen, da behalt ich ſie eben! Nich mehr rühr an, ſage ich — die 'runtergekommene Klitſche, das verfluchte, baufällige Rattenneſt!“

„Schottenmaier!“ donnerte der Gutsherr dagegen, „für den Herrn bin ich nicht mehr zu ſprechen — auf keinen Fall! — hören Sie?“

Gleich darauf ſtand Koſegarten, blaurot vor Zorn, mit dick über die Stirn laufenden Zornesadern unter ſeinen Familienangehörigen und ſchrie: „Dem hab ich's aber gut gegeben, dem Schindluder! Der kommt nicht noch mal wieder — ſo ein Miſtvieh! So ein Schweinigel!“ Und er lachte triumphierend, während ſich ſein Zorn an den ſaftigen Kernworten ſichtlich erlabte. Aber eine Bemerkung ſeines Sohnes, ob er nicht doch zu ſchroff geweſen ſei, nahm er bitter übel und fuhr Auguſt gewaltig entgegen: „Lieber ſich das Blut von den Nägeln ſchinden, als ſeiner Väter Erbe

für'n Lumpenpreis an ſo einen Blutſauger, ſo'n Plebejer verſchachern!"

„Ja, da iſt es alſo nichts mit dem Verkauf geworden?" fragte Marie und wußte nicht, ob ſie ſich freuen dürfe oder ſich grämen müſſe. „Können wir noch ein Weilchen auf unſerm guten Rauſchenrode bleiben?"

„Das wollt ich meinen, ein gutes Weilchen noch," rief Roſegarten, und auch über ihn kam es wie Freude nach einem glücklich errungenen Sieg, als er in die Glastür trat und in den morgenfriſchen Park hinausblickte, auf die weißknoſpigen Kaſtanien, die lichten Raſenflächen, in denen ſich aus fetter, ſchwarzer Erde die blühenden Frühlingsblumen, Tazetten, Aurikeln, Vergißmeinnicht, erhoben. Er reckte die Arme.

„Wird ſchon noch 'ne Weile gehen, wie es bis jetzt gegangen iſt! Ja, ja — ſo'n alter Beſitz! Man iſt doch mit ihm verwachſen. Man hat's doch lieb, das olle Neſt! Na, noch ſind wir Herren im Land, Marie. Geben's ſobald noch nicht her, was?"

Er wandte ſich mit ſeinem guten, kindlichen Lachen der Frau zu, und ſie lachte auch und rief humoriſtiſch: „Geſtern abend hab' ich doch den lieben Gott ſo recht innig gebeten, er möchte uns einen Käufer ſchicken, und heute — heute will ich ihm ſo recht innig danken, daß du den Käufer wieder davongejagt haſt!"

In der Mamſellenſtube neben der großen Herr-

schaftsküche gab es ein neugieriges Stimmengeflüster. An dem Fenster, an dem Mamsell Wärmchen Wachsblumen, Rosengeranium, rotblühende Kakteen und ein Myrtenbäumchen zog, das, trotzdem es schon manches Kränzlein lieferte, doch seinen Lebenszweck, Mamsellchens eigenes Haupt zu schmücken, bis jetzt verfehlt hatte, scharte man sich dicht um Herrn Schottenmaier. Er pflegte hier auf dem von einer weißen gehäkelten Decke verhüllten Nähtisch seiner alten Freundin das Frühstück zu verzehren. Heute genoß er ein Täßchen Hühnerbrühe mit Ei — Mamsellchen hatte ein Restchen Frikassee vorgezogen, und während sie ein Beinchen kunstgerecht ablutschte, blickten ihre runden, braunen Augen noch runder als gewöhnlich und ganz bekümmert auf Schottenmaier.

„Nee, sagen Sie nur, Schottenmaier — Kohlenschipper — sagen Sie? Das haben Sie wohl falsch verstanden mit Ihrem linken tauben Ohr — nee, da muß ich doch gleich mal selbst nachfragen. So ein Kummer für die Herrschaft, ach Jott, ich sage ja, so is nu das Laben!“

„So ist es,“ bestätigte Schottenmaier ernst.

„Denn is er richtig so'n verlorener Sohn wie in der Bibel? So ein armes, verlaustes Wurm?“ fragte Zipperjahn das Hausmädchen, das vor Wichtigkeit und Gruseln die Luft seufzend durch die weißen Zähne zog. Sie dachte an den Kuß, den ihr Herr Fritz einmal auf die frischen fünfzehnjährigen Lippen

gedrückt hatte, und der so gut nach seinen Zigaretten schmeckte.

Zipperjahn aber sagte schmerzlich: „Un he hatte doch bei mich Jevatter gestanden," als müßte diese Tatsache den jungen gnädigen Herrn eigentlich vor allen Gefahren behütet haben. Enttäuscht fügte er hinzu: „Un he wollte mich ne joldene Uhr mitbringen, sagte he, als he fortmachte!"

Wärmchen wischte sich den Rest der Champignonsauce mit der weißen Schürze aus den Mundwinkeln und schüttelte den Kopf mit den glatten, braunen Scheiteln und den kugelrunden, roten Backen. „Nee, war das ein frischer, appetitlicher Junge! Und ein gutes Herz! Ein gutes Herz!" Sie sprach mit einer feierlichen Betonung, als hielte sie einem Toten die Grabrede. „Hinter den Mädels konnte man nicht genug her sein — die waren rein doll auf ihn!"

Schottenmaier nickte ein paar Mal mit dem Kopf. „So is nich wieder gelacht worden im Schloß wie damals, als er Ihnen den ausgestoppten Kerl ins Bett jelegt hatte. Wärmchen, wissen Sie noch? Zu Ostern war's, wie er mit der neuen Uniform kam!"

„Ja, dazumalen wußte er sich nicht zu lassen vor Übermut. Herr August ist nich so — nee, immer ernst und jemessen."

Sie liebten alle August nicht sonderlich in der Küche und im Stall, aber an Fritz hing ihr Herz noch immer. Und die Neuigkeit seiner bevorstehenden

Rückkehr flog eilig von Mund zu Mund, war nach einer Stunde ſchon auf dem ganzen Gutshof bekannt und wurde unten im Dorf beſprochen, während ſie dem Vater von den Seinen erſt ſchonend und vorſichtig beigebracht werden ſollte.

Aber es war ſchon zu viel auf den alten Herrn eingeſtürmt an dieſem Morgen. Er ſaß in dem großen, lederbezogenen Lehnſtuhl, wo er abends gern einzunicken pflegte, hielt den Brief des Sohnes in der Hand, las ihn, ohne ſeinen Inhalt mit der Empfindung begreifen zu können, und ſah verwirrt und beinahe geiſtesabweſend bald auf ſeine Frau, bald auf Hilde, als erwartete er von einem dieſer beiden Getreuen irgend eine rätſelhafte Hilfe oder Aufklärung für den unbegreiflichen Fall. Trinette und Auguſt aber hatten ſich auf die Rampe zurückgezogen und verhandelten dort eifrig, ja geſchäftsmäßig über die Maßnahmen, die zu ergreifen ſeien. Dieſen Augenblick wählte Mamſell Wärmchen, um mit den etwas gezierten Bewegungen, in die ſie aus Verlegenheit ſtets verfiel, ſobald ſie vor den Herrſchaften erſcheinen mußte, zu fragen, ob wegen des Mittagsbrots noch Aufträge entgegenzunehmen ſeien.

„Ach, Wärmchen,“ ſtöhnte Frau von Koſegarten, „die Prinzeſſin Karoline hat ſich ja angeſagt! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht, Wärmchen!“

„Das will ich wohl glauben, gnädige Frau,“ ſagte Wärmchen in feierlichem, teilnehmendem Ton,

„das iſt zu viel auf einmal für einen Menſchen. Ich wollte ſchon vorſchlagen, die Kalbskeule, die laſſen wir doch für morgen — Schottenmaier ſagt ja — nee, jnädige Frau, is es denn, weiß Jott, wahr? Hat ſich denn der Herr Fritz wahrhaftigen Jott angemeldet? ‚Schottenmaier,‘ ſag ich, ‚Sie mit Ihrem linken tauben Ohr, Sie hören manchmal falſch, da muß ich doch mal ſelbſt nachfragen.‘“

„Es iſt noch ganz ungewiß, wann und ob mein Bruder kommt!“ Auguſt rief es beſtimmt und energiſch durch die Tür.

„Hören Sie wohl, Wärmchen,“ erklärte Hilde, „vorläufig ſoll die Sache noch Geheimnis bleiben! Alſo nicht im Dorf rumklatſchen. Verſtehen Sie? Auch Schottenmaier, das alte Waſchweib, benachrichtigen!“

„Ja, ja — jnädiges Fräulein — aber hätten Sie es doch nur jleich geſagt! So ’ne Nachricht — die intereſſiert doch ’n jeden, damit ſind die Mächens nu ſicher ſchon los!“

Hilde ſeufzte. Mamſell Wärmchen aber überlegte geſchäftig. „Die Hühnerbouillon — wenn ſie verlängert und mit Ei abgezogen wird, reicht ſie noch, ich ſchenke die Taſſen nicht ſo voll.“

„Ja, und dann die Kalbskeule,“ ſagte Frau Marie, das naſſe Taſchentuch zuſammenballend und abwechſelnd in beide rotgeweinte Augenhöhlen drückend.

Wärmchen nahm ihre weiße Schürze auf, drückte

ſie gleichfalls gegen die Augen, brachte einen ſonderbaren Laut durch die Naſe hervor und ſtrich dann den Schürzenſaum zwiſchen Daumen und Zeigefinger wieder glatt. Liebevoll ſagte ſie: „Die jungen Gänſe gingen auch ſchon. Oder einen kleinen Schinken in Burgunder für die Prinzeſſin. Gnädige Frau, die Kalbskeule — die laſſen wir für den Herrn Fritz, die gab's doch ſchon in der Bibel, als der verlorene Sohn nach Hauſe kam."

„Wärmchen!" warnte Hilde erſchrocken.

„Ach Jott, ich altes Schaf, das hätt' ich wohl nicht ſagen ſollen? Na, nehmen Sie's mir nur nicht übel, gnädige Frau! Ach nee, die Zunge könnt' ich mir ausreißen!"

Denn Frau von Koſegarten war aufs neue in Tränen ausgebrochen. Koſegarten aber erhob ſich ſchwerfällig aus dem Lehnſtuhl und ſtöhnte: „Der verlorene Sohn — na ja — ich wehre mich nicht mehr . . . mag nur alles kommen, wie's will — ich wehre mich nicht mehr."

Hilde bat ſich der Tante Schlüſſelkorb aus — ſie würde ſchon alles beſorgen — die Tante ſolle ſich nur nicht beunruhigen.

Koſegarten blieb vor ſeiner Frau ſtehen. „Du mußt dich zuſammennehmen, Marie. Wir dürfen uns nicht gehen laſſen. Die Prinzeſſin darf nicht durch eine Abſage brüskiert werden — ſie iſt, offen geſtanden, mein letzter Rettungsanker!"

„das iſt zu viel auf einmal für einen Menſchen. Ich wollte ſchon vorſchlagen, die Kalbskeule, die laſſen wir doch für morgen — Schottenmaier ſagt ja — nee, jnädige Frau, is es denn, weiß Jott, wahr? Hat ſich denn der Herr Fritz wahrhaftigen Jott angemeldet? ‚Schottenmaier,‘ ſag ich, ‚Sie mit Ihrem linken tauben Ohr, Sie hören manchmal falſch, da muß ich doch mal ſelbſt nachfragen.‘“

„Es iſt noch ganz ungewiß, wann und ob mein Bruder kommt!“ Auguſt rief es beſtimmt und energiſch durch die Tür.

„Hören Sie wohl, Wärmchen,“ erklärte Hilde, „vorläufig ſoll die Sache noch Geheimnis bleiben! Alſo nicht im Dorf rumklatſchen. Verſtehen Sie? Auch Schottenmaier, das alte Waſchweib, benachrichtigen!“

„Ja, ja — jnädiges Fräulein — aber hätten Sie es doch nur jleich geſagt! So ’ne Nachricht — die intereſſiert doch ’n jeden, damit ſind die Mächens nu ſicher ſchon los!“

Hilde ſeufzte. Mamſell Wärmchen aber überlegte geſchäftig. „Die Hühnerbouillon — wenn ſie verlängert und mit Ei abgezogen wird, reicht ſie noch, ich ſchenke die Taſſen nicht ſo voll.“

„Ja, und dann die Kalbskeule,“ ſagte Frau Marie, das naſſe Taſchentuch zuſammenballend und abwechſelnd in beide rotgeweinte Augenhöhlen drückend.

Wärmchen nahm ihre weiße Schürze auf, drückte

sie gleichfalls gegen die Augen, brachte einen sonderbaren Laut durch die Nase hervor und strich dann den Schürzensaum zwischen Daumen und Zeigefinger wieder glatt. Liebevoll sagte sie: „Die jungen Gänse gingen auch schon. Oder einen kleinen Schinken in Burgunder für die Prinzessin. Gnädige Frau, die Kalbskeule — die lassen wir für den Herrn Fritz, die gab's doch schon in der Bibel, als der verlorene Sohn nach Hause kam."

„Wärmchen!" warnte Hilde erschrocken.

„Ach Jott, ich altes Schaf, das hätt' ich wohl nicht sagen sollen? Na, nehmen Sie's mir nur nicht übel, gnädige Frau! Ach nee, die Zunge könnt' ich mir ausreißen!"

Denn Frau von Kosegarten war aufs neue in Tränen ausgebrochen. Kosegarten aber erhob sich schwerfällig aus dem Lehnstuhl und stöhnte: „Der verlorene Sohn — na ja — ich wehre mich nicht mehr . . . mag nur alles kommen, wie's will — ich wehre mich nicht mehr."

Hilde bat sich der Tante Schlüsselkorb aus — sie würde schon alles besorgen — die Tante solle sich nur nicht beunruhigen.

Kosegarten blieb vor seiner Frau stehen. „Du mußt dich zusammennehmen, Marie. Wir dürfen uns nicht gehen lassen. Die Prinzessin darf nicht durch eine Absage brüskiert werden — sie ist, offen gestanden, mein letzter Rettungsanker!"

„Die Prinzessin?“

„Ja — die Prinzessin! Ich muß vernünftig mit ihr reden. Na — ja also . . . es bleibt mir nichts anderes übrig — ich muß den Herzog anpumpen.“

Marie schwieg erschrocken — so böse stand es also mit ihnen . . .

Und nun erschien Schottenmaier mit einem Telegramm.

„Komme zwischen zwölf und zwei Uhr — freue mich unsinnig,“ drahtete Fritz von Hamburg.

August dachte einen Augenblick nach, dann sagte er in dem ruhigen, würdigen Ton, der ihn selten verließ: „Ich habe es mir überlegt, Papa — es wird das beste sein, ich reite zu beiden Zügen nach der Bahn, empfange ihn — und — spediere ihn gleich auf frischer Tat nach Hamburg zurück!“

„Ich soll ihn nicht sehen —?! Nein, nein — das — August — Friedrich — das dürft ihr mir nicht antun — das nicht!“

Die stille, demütige Frau Marie schrie es fast. Hochrot im Gesicht stürzte sie auf ihren Mann zu, packte seinen Arm, fiel ungelenk und schwerfällig neben ihm auf die Kniee und jammerte sinnlos vor Schrecken: „Mein Friedrich, denk' doch an unsere Silberhochzeit — mein Friedrich, ich bin dir immer eine treue Frau gewesen . . . ‚Freue mich unsinnig‘, schreibt der Junge —! Nein — nein, nein . . .“

lallte sie, das nasse Gesicht an seinen Arm drückend, den sie zwischen ihren Händen heftig preßte, als könnte sie ihren Mann dadurch milderen Sinnes machen.

Kosegarten stammelte erschrocken: „Mariechen, Gott — Mariechen!“ und bemühte sich, sie aufzuheben. Auch August war hinzugesprungen und sagte strafend: „Aber, Mama!“ Ihm waren Familienszenen höchst peinlich.

Marie wurde in die Sofaecke gesetzt. Kosegarten strich ihr die Wange und fragte leise: „Hast'n denn so lieb, Mariechen?“

Sie saß und starrte vor sich hin, blickte innerlich in die Vergangenheit und flüsterte: „Die Sehnsucht — all die Jahre!“

Kosegarten wandte sich zu August: „Na, denn bring ihn nur her — heute abend in der Dämmerung, wenn die Prinzeß fort ist. Und richtet ihm nur ein Bad — er wird's nötig haben!“

Schweren, schlürfenden Schrittes ging er hinaus — es war, als wollten ihm die Kniee und die Beine nicht mehr gehorchen. August flüsterte der Tante Trinette einige Worte ins Ohr und entfernte sich dann, ohne auf seine Mutter zu hören, die versuchte, ihn zurückzuhalten, um ihm tausend Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg zu geben. Er wußte schon, was er zu tun hatte, und war entschlossen zu handeln. Eben war ihm doch wieder

recht deutlich geworden, wie ſtark der Vater in letzter Zeit gealtert hatte, und daß er wirklich eine energiſche Stütze brauchte.

Viertes Kapitel

Auguſt ritt durch das Dorf, durch die maiengrünen Saatfelder nach der Chauſſee, die ſich das weite, gegen Weſten nur von niedrigen Hügeln begrenzte Tal entlang wand und ſo in wenig mehr als einer Stunde zu dem Bahnhof des kleinen Marktfleckens am Ausgang des Gebirges führte. Er hatte Zeit vor ſich, er konnte ruhig überlegen, wie er den Bruder empfangen, und wie er ſich mit ihm auseinanderſetzen werde.

Immer wieder kehrten ſeine Gedanken zu einer kleinen Szene aus ihrer Kinderzeit zurück. Ihr gemeinſames Spielen war ein unaufhörliches Streiten geweſen, und Fritz hatte immer herriſch ſeinen Willen durchzuſetzen verſtanden. Einmal baute er aus Tuffſteinen, Erde und Brettern eine Burg im Garten, auf der ſich ein künſtlicher kleiner Turm befand. Um die Spitze dieſes Turmes zu ſchmücken, nahm Fritz eine blaue Glaskugel, die in Auguſts Spielſchränkchen ſtand und ſeine höchſte Wonne bildete. Fritz hatte ihn gar nicht darum gefragt. Auguſt ſuchte ſie, fand ſie nicht, lief in dem ſtummen, verbiſſenen Zorn, der ihn in ſolchen Augenblicken überfiel, durch das ganze Haus und fragte jeden, der ihm begegnete, nach dem entwendeten Schatz, bis er ſchließlich auf Fritz traf, der ruhig zugab, die Kugel genommen zu haben. In dem Schrank ſei ſie ganz

nutzlos, erklärte er seelenvergnügt, jetzt prange sie auf der höchsten Spitze des Turmes der Burg, in der sie beide wohnen wollten, und August sollte nur einmal sehen, wie schön die Sonne darauf funkle. Trotz seines Widerstrebens und der hervorbrechenden Tränen hatte der Bruder ihn bei der Hand gefaßt und hinten in den Garten gezogen. Auch Vater und Mutter, Hilde und Mimi Rahlen, die zum Besuche anwesend waren, mußten das Kunstwerk bewundern, und alle fanden, gerade die blaue Glaskugel auf der Spitze des Tuffsteintürmchens gäbe den wirkungsvollsten Abschluß.

August stand dabei, finster und verdrossen, verzweifelte innerlich an sich, weil er nicht den Mut fand, seinen Bruder in die Haare zu fahren und vor aller Augen die Kugel herunterzureißen, begnügte sich aber schluckend und schluchzend zu stammeln: „Die Kugel ist mein! Die Kugel ist mein, und Fritz hat sie mir gestohlen!“

Die Mutter sagte, es sei häßlich, seinen Bruder mit solchen Worten zu beschuldigen. Fritz habe sie gefragt, und sie habe ihm erlaubt, die Kugel zu nehmen. Alle redeten auf August ein und verlangten von ihm, er solle etwas bewundern, was ihn doch nur mit Zorn und Schmerz erfüllte. Er war nun einmal so, er mochte sein Spielzeug kaum benutzen, alles, was er besaß, hielt er sorglich bewahrt in seinen Schränken und Schubladen, sich ruhig und

zufrieden des Besitzes erfreuend, während Fritz schon damals die wunderlichsten und gewagtesten Dinge mit seinem und anderer Leute Eigentum unternahm.

Als die Katastrophe eintrat und Fritz fortgehen mußte übers Meer, da, August konnte es sich nicht verhehlen, empfand vielleicht nur er selbst unter all dem Jammer seiner Angehörigen keinen Schmerz, sondern eine tiefinnerliche Freude, daß der Bruder für immer aus seinem Leben zu scheiden schien. Aber jetzt, wenn er die vergangenen elf Jahre zurückblickte, wußte er auch, wie viel Unersetzliches Fritz mit sich genommen hatte. Nicht nur Heiterkeit und Glück, nein, es war, als ob der beste Teil der Lebenskraft seiner Eltern mit ihm gegangen wäre. August hatte sich niemals fähig gefühlt, die dumpfe Trauer, die in allen Ecken und Winkeln des guten, alten Schlosses ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, zu vertreiben. Auch sonst — auch sonst . . . Fritz hatte eben viel zerstört.

Aber hier sagte sich August plötzlich: Vielleicht führt mich meine Einbildungskraft zu weit . . .

Er wollte nicht ungerecht werden. Mimi hatte ihm versichert, daß sie sich niemals verheiraten werde, aber sie hatte ihm doch nicht gesagt, daß Fritz an diesem Entschluß irgend eine Schuld trage. Und im Grunde war es am besten, daß er nun wußte, wie er mit ihr stand, daß diese Sache abgeschlossen und erledigt war und ihn im Fühlen und Handeln

gegen den erwarteten Bruder nicht im mindesten beeinflussen konnte. Es war überhaupt töricht für einen Mann, sich darüber zu kränken, daß ein Mädchen ihn nicht liebte. Nein, es war gut, daß dies alles hinter ihm lag.

Er bog in die Ulmenallee, die am Niedernroder Park entlang führte, und ritt in einer Art von dumpfem Träumen langsamen Schrittes unter den Bäumen dahin.

Als er sich dem Torweg näherte, durch den man den Blick auf das weiße, breit am Ufer des großen Teiches hingelagerte Schloßgebäude hatte, faßte er die Zügel fester und wollte schnell vorüber, denn er war nicht in der Stimmung, mit den Bewohnern nachbarliche Grüße zu tauschen. Doch ein Diener war beschäftigt, die Torflügel zu öffnen, und dicht dahinter hielt Mimi auf dem Rücken ihrer braunen Stute, den Reitknecht neben sich, zu ihrem täglichen Morgenritt durch die Felder bereit. Da schwoll in Augusts Herz eine jähe, ihn durch und durch erschütternde Freude auf. Sie winkte mit der Gerte und rief ihm einen fröhlichen Gruß zu. Er konnte nicht anders, als warten und sie herankommen lassen.

„Verzeih," sagte er etwas verlegen, „ich bin eilig, ich muß zum Zwölfuhrzug auf die Bahn."

„Wen erwartet ihr denn?"

August wurde rot. „Es ist vielleicht ein Käufer,"

murmelte er undeutlich. Er fühlte den Blick des Mädchens beobachtend auf seinen Zügen.

Sie beugte sich zu ihm herüber.

„August," fragte sie leise und herzlich, „was hast du? Du siehst aus — ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll . . . Ja, es ist etwas so Hartes, Drohendes in deinem Gesicht, was ich gar nicht an dir kenne."

„Ich glaube nicht, daß du mein Gesicht so genau beobachtet hast, um alle seine Ausdrucksfähigkeiten zu kennen," antwortete August traurig.

„Doch, doch!" versicherte sie. „Ich will dir ja eine gute Schwester sein, da muß man den Bruder ordentlich kennen lernen. Meinst du nicht auch?"

Er seufzte und blickte nach dem Reitknecht, der diskret zurückgeblieben war. „Das mit dem Bruder- und Schwesterspielen bleibt ja nur Komödie."

Mimi lächelte. Die warme Morgenluft gab ihrem zarten, blonden Gesicht einen Teil der Frische wieder, die die Jahre schon zu nehmen begonnen hatten. „Wenn es auch anfangs nur Komödie ist," sagte sie heiter, „so wollen wir uns dadurch nicht hindern lassen, und aus der Komödie wird mit der Zeit hoffentlich eine gute Wahrheit. Also, lieber August, ich will einmal deine Vertraute sein, und nun sage mir auf der Stelle, was dich so erschüttert hat!"

Sie sah, den Kopf zu ihm hinwendend, mit einem

lieben Blick in seine Augen. Er starrte ihr feindlich ins Gesicht.

„Willst du wissen, wen ich erwarte?“ fragte er kurz und machte dann eine Pause. „Fritz kommt mit dem Mittagzug aus Amerika zurück. Da hast du es.“

Das rosige Gesicht vor ihm wurde weiß, die Lippen zitterten, und in den weitgeöffneten Augen sammelten sich zwei große Tropfen, die langsam auf die erblaßten Wangen niederglitten. Er sah das alles, und in dem unerträglichen Schmerz, den es ihm verursachte, entdeckte er mit einer gewissen Genugtuung, wie sehr er Mimi liebte, und daß es, weiß Gott, nicht ihr Vermögen war, das ihn zu ihr hingezogen hatte.

„Fritz kommt! Fritz kommt!“ wiederholte sie zweimal ganz leise, wie etwas, das sie auswendig lernen mußte, um es zu begreifen. Er sah, daß sie völlig die Herrschaft über sich verloren hatte, und griff nach den Zügeln ihres Pferdes.

„Mimi, geht dir das so nahe?“ fragte er, und sie senkte den Kopf und ließ ihre Tränen strömen. So ritten sie eine Weile dicht nebeneinander, indem er ihr Tier am Zügel führte und ihr Zeit ließ, sich zu fassen. Dann sah sie ihn mit dem unbeschreiblich hilflosen Blick eines kleinen Kindes an und murmelte demütig, wie um Verzeihung bittend: „Du bist so gut zu mir, und ich danke es dir so schlecht.“

„Du kannst ja wohl nicht anders," sagte er undeutlich, „ich sehe, ich hätte dir das nicht sagen sollen, denn es hat ja gar keinen Zweck. Es ist mir so herausgefahren, ich weiß selbst nicht wie. Aber es ist vielleicht auch ganz gut, daß ich nun weiß, wie es mit dir steht. Du tust mir leid, Mimi, denn ich mag es betrachten, wie ich will, und ich will wirklich nicht ungerecht sein, aber nach allem, was wir von Fritz hören, ist er gewiß nicht mehr der Mann, der einer so treuen Erinnerung würdig wäre."

„Ach — würdig!" sagte Mimi, und ihr Gesicht wurde wieder rosig und bekam ein verklärtes Lächeln, „was heißt denn würdig? Auf würdig kommt es doch gar nicht an in der Liebe!"

„Du bist eine Freiin von Rahlen, und schließlich ist dein Familiensinn stärker, als du es in diesem Augenblick empfinden magst . . . Du wirst Fritz übrigens kaum zu sehen bekommen," fuhr er ruhig und kühl fort, „mache dir nur keine Illusionen über ihn."

„Ich weiß, daß er alles verloren hat, was er erwarb," sagte Mimi traurig, „ich habe immer die Briefe gelesen, die er an deine Mutter schrieb."

„Das wußte ich nicht," sagte August. „Es ist übrigens fraglich, ob sie jemals die Wahrheit enthielten . . ."

„August!"

„Liebe Mimi, wir wollen darüber nicht ſtreiten. Du ſiehſt Fritz nun einmal mit andern Augen als ich. Wenn du aber durch Mama immer auf dem laufenden gehalten worden biſt, ſo intereſſiert dich vielleicht auch der letzte Brief, in dem er ſeine heutige Ankunft meldet.“

Er zog den Bogen, der arg zerknittert, mit vielen Tränenſpuren bedeckt war, aus der Bruſttaſche und gab ihn Mimi.

Sie las das kurze Schreiben. Plötzlich blickte ſie mit gänzlich verändertem, glückſtrahlendem Ausdruck zu ihm auf. „Siehſt du,“ rief ſie jubelnd, „das iſt Fritz, wie er immer war. Ich finde es geradezu wundervoll.“

„Ich weiß nicht, was du darin Wundervolles ſiehſt,“ ſagte Auguſt ärgerlich. „Frage dich ſelbſt einmal, was ſollen wir mit dem Proletarier hier? Wenn jemand bis zu einem ſolchen Grade von Schamloſigkeit herabgekommen iſt, dann bleibt er am beſten in einer Welt, wo dergleichen Auffaſſungen an der Tagesordnung ſind. Nein, Mimi — du, Mama, ihr alle werdet es mir danken, wenn ich Fritz jetzt empfange und ihm bedeute, daß er in unſern Kreis nicht mehr gehört!“

„Heißt das: ihr in Rauſchenrode wollt ihn überhaupt nicht empfangen?“ fragte Mimi.

„Ja, das heißt es!“

Mimi richtete ſich mit einem Ruck auf, ſo daß

ſie ſtraff im Sattel ſaß, griff energiſch nach den Zügeln ihres Tiers, und indem ſie es mit einem leichten Schlag ihrer Gerte zu ſchnellerm Trab anſpornte, rief ſie leidenſchaftlich: „Wenn ſeine Familie ihm die Aufnahme verweigert, ſo wird er an einem andern Ort eine Heimat finden. Ja, Auguſt, dagegen kannſt du nun gar nichts tun! Ich werde auf dem Bahnhof ſein, und Fritz wird als mein Gaſt mit mir nach Niederurode kommen!“

„Mimi, überlege doch, was du ſagſt! Wie willſt du denn das deiner Mutter und deinem Bruder gegenüber verantworten?“

Mimi lachte plötzlich froh und abenteuerluſtig. „Mama iſt nicht zu Haus, und mit meinem Bruder will ich ſchon fertig werden.“

„Und weißt du denn, ob Fritz auf dieſes unſinnige, großmütige Anerbieten wird eingehen wollen?“

Ihr Antlitz leuchtete vor Freude.

„Ich weiß es, ich fühle es,“ rief ſie ſchwärmeriſch, „ein Gefühl, ſo lange feſtgehalten, kann nicht täuſchen!“

Sie ritten in ſcharfem Trab weiter. Keins hatte dem andern mehr ein Wort zu ſagen.

Endlich begann Auguſt: „Mimi, du weißt, daß ich dich ſehr lieb habe, und darum will ich nicht, daß du Torheiten begehſt, deren Folgen ſich gar nicht abſehen laſſen. Ich verſpreche dir, daß ich Fritz heute abend nach Rauſchenrode bringe. Aber nun

bitte ich dich, sei vernünftig, kehre um und lasse mich Fritz allein empfangen!"

Sie hob den Kopf und blickte ihn zweifelnd an.

„Ob ich dir vertrauen darf?" fragte sie sacht.

„Ich glaube, daß ich dir noch niemals Gelegenheit gegeben habe, an mir als Ehrenmann zu zweifeln," antwortete August kalt.

„O, August, gewiß nicht! Und was du heute tust, das will ich dir nie vergessen, dafür werde ich dich immer liebhaben, so lieb, wie du es gar nicht glauben kannst!"

Er schüttelte mit einem gequälten, traurigen Ausdruck den Kopf, und sie rief: „Jetzt reite ich nach Rauschenrode hinauf und sage Tante Kosegarten, daß sie zwei herrliche Söhne hat!"

Sie nahm ihre Gerte unter den Arm und reichte die Rechte August zu festem Druck. Dann wendete sie und sprengte in lebhaftem Tempo die Allee zurück.

August strich mit der Hand über die Stirn, an seinen Schläfen hatten sich kalte, feuchte Tropfen gesammelt. Er biß die Zähne übereinander und dachte wie in einem Krampf immer nur an das eine: Man muß schließlich ein Ehrenmann sein.

Mimi fand Rauschenrode in unruhvollen Vorbereitungen zum Empfang des fürstlichen Gastes. Sie pflegte gewöhnlich über den Hof zu reiten und an der Parkseite abzusteigen, aber weder Schottenmaier noch Cyprian kamen vor die Tür, sie mußte sich

von ihrem eigenen Reitknecht vom Pferde helfen lassen.

Ein Gärtnerbursche mit einem Korb voll aufgehäufter Flieder-, Schneeball- und Goldregenzweige rannte eilfertig an ihr vorüber die Rampe zum Gartensaal hinauf. Mimi ging, das Reitkleid aufnehmend, in den Flur, aber auch hier fand sie niemand, der sie hätte melden können. Aus der geöffneten Küchentür am Ende des Seitenganges drang das Klirren und Klappern von Töpfen und Porzellan und Schottenmaiers würdevoll befehlendes Organ. Der Flur selbst, wo sonst eine friedvoll behagliche Unordnung alter Mäntel, vertragener Hüte, abgenutzter Regenschirme und alter Wagendecken zu lagern und zu hängen pflegte, und wo auch die Hunde ihre Lagerstätte hatten, war sorgfältig von all den Kleidungsstücken befreit und machte in seiner ungewohnten Kahlheit einen beinahe feierlichen Eindruck.

Mimi, die noch nichts von der Prinzessin Anmeldung gehört hatte, begriff dies alles nicht. Erregt, wie ihre Phantasie einmal war, stellte sie sich plötzlich vor, wie schrecklich es doch sei, daß man sich hier festlich zur Bewillkommnung des lang' entfernten Sohnes rüste, während August ihm aus eigener Machtvollkommenheit den Eintritt ins Elternhaus verbieten wolle. Hatte sie August etwa doch zu günstig beurteilt? Ihr bangte jetzt, daß sie ihm zu viel Vertrauen geschenkt habe. Wäre es nicht besser

gewesen, sie wäre auf einem andern Wege zum Bahnhof geritten? Am Ende war es noch Zeit. Eilig lief sie die Treppe hinauf, um von Hilde oder Tante Kosegarten nähere Erklärungen alles Vorgefallenen zu erlangen. Aber auch die Wohnzimmer waren leer.

„Die gnädige Frau ist bei der Toilette," berichtete ein stürmisch an ihr vorüberlaufendes Hausmädchen, „und Fräulein Hilde ist in der Küche. Die Prinzessin Karoline wird ja zum Frühstück erwartet, wissen das gnädige Fräulein es nicht?"

„So — die Prinzessin?" sagte Mimi verwundert. Indem sie etwas verwirrt dastand und überlegte, ob es dann an diesem Tage der außerordentlichen Ereignisse statthaft sei, Frau von Kosegarten bis in ihr Schlafzimmer zu verfolgen, trat Marie selbst ins Zimmer, in schwerer Seide rauschend, das große, gütige Gesicht von weißen Spitzenbarben umflattert. Zu allem stattlichen Prunk trug sie einen Haufen abgetragener Männerkleider auf dem Arme. Mimi flog ihr entgegen und warf sich ihr mit einer stürmischen Bewegung um den Hals.

„Tante, Tantchen, liebstes, bestes Tantchen, er kommt! er kommt! Ja, freust du dich auch so unmäßig wie ich?"

„Ach, Mimi, Kind, ich weiß nicht mehr, ob ich mich freuen darf! Es ist zu viel, zu viel auf einmal! Mein Kopf kann es nicht bewältigen!"

Mimi sah die alte Frau gerührt an. Es war seine Mutter, die Mutter des Mannes, dessen Bild sie jeden Abend in diesen vergangenen elf Jahren geküßt hatte. Sie streichelte ihre Hände, nahm ihr die Kleider vom Arm, fragte, ob sie ihr in irgend einer Weise helfen könne, und was es für eine Bewandtnis mit diesen alten Sachen habe. Und dazwischen sagte sie plötzlich, ohne eine Antwort abzuwarten: „Tante, übrigens es war ein Glück, daß ich August auf der Chaussee begegnet bin. Weißt du, was der für Absichten hatte? Er wollte dir deinen Jungen mir nichts, dir nichts übers Meer zurückschicken, ohne daß du ihn zu sehen bekommen hättest. Ja, weiß Gott, das wollte er! Ich bin ganz irre an August geworden!"

Frau von Kosegarten hatte eine von den ziemlich abgetragenen Männerhosen aufgenommen und hielt sie gegen das Licht.

„Meinst du, daß die Hose noch ginge?" fragte sie verzagt, „sie scheint mir schon reichlich schäbig. — Mimi, Kind, vielleicht wäre es schließlich das beste gewesen, der Junge wäre drüben geblieben ... Er bringt uns nur Unfrieden ins Haus."

Mimi lachte ein kleines, helles, aber etwas unnatürliches Lachen. „Tante, du wirst doch nicht so feige sein, du wirst doch Mut haben?"

„Ach, Mut," murmelte Marie Kosegarten zerstreut, „das sagt sich so ... Kind, Kind, ich kann

mich mit dem lieben Gott einmal wieder gar nicht einigen! Nun erhört er mein Gebet, schickt mir den Jungen und schickt ihn mir so . . . daß man die alten Sachen, die man im Dorfe verschenken wollte, für ihn heraussucht. . . ."

Mimi richtete ihre schlanke Gestalt in dem schwarzen Reitkleid noch höher auf und machte ein verächtliches Gesicht.

„Du hast zu viel Angst vor August, Tantchen!" sagte sie mit einer liebenswürdigen Lehrhaftigkeit im Tone. „Glaube mir, der ist nicht halb so unnahbar, wie er aussieht, den kann man um den Finger wickeln, wenn man nur will!"

Trotz ihrer Verwirrung blickte Frau von Rosegarten das junge Mädchen bedenklich und mütterlich beobachtend an.

„Ja, Mimichen, wenn du meinst, daß du ihn um den Finger wickeln kannst," sagte sie bedächtig, „warum versuchst du es denn nicht?"

Mimi lachte verlegen. „Du, Tante," sagte sie ablenkend, „wir wollen wirklich sehen, was von diesen Geschichten noch für Fritz zu brauchen ist. — Darf ich dir die Strümpfe hier stopfen?" fragte sie schmeichelnd mit einem so innigen, weichen und lieben Ton, daß Frau von Rosegarten nicht anders konnte, als ihr einen schnellen Kuß auf die Wange zu drücken.

Hilde kam herein, zwei Vasen mit großen Blu-

menſträußen im Arm balancierend, und hatte für hundert wirtſchaftliche Anordnungen in aller Eile die Genehmigung der Tante einzuholen. Etwas erſtaunt beobachtete ſie Mimi, die ſich nach einer flüchtigen Begrüßung auf den Tiſch ans Fenſter geſetzt hatte und aufs eifrigſte an einer grauen Männerſocke ſtopfte. Ohne die wirtſchaftliche Konferenz der beiden andern Frauen zu beachten, begann ſie verträumt vor ſich hinzuſingen:

„Und wär' ein König ich, und wär' die Erde mein,
Du wärſt in meiner Krone doch der ſchönſte Stein!"

Marie zog Hilde zu ſich heran und flüſterte ihr mit einem kleinen verſchmitzten Lächeln ins Ohr: „Sieh mal, ich war wirklich ganz böſe mit dem lieben Gott und nun — ja, Hilde, ſollte der liebe Gott am Ende doch wiſſen, was er tut?"

Hilde ordnete freundlich die weißen Spitzen auf dem grauen Scheitel von Frau von Roſegarten und antwortete dabei munter: „Tantchen, es ſcheint mir beinahe, als habe er ſeine Abſichten. Aber weißt du", rief ſie lauter, daß die Prinzeſſin jeden Augenblick kommen kann? Du haſt wieder mein feſtlich aufgeräumtes Wohnzimmer vollſtändig eingekramt. Was ſoll denn das alte Zeug hier?"

„Ja, ja," rief Frau von Roſegarten, „es iſt ja ganz dämlich von mir, die Sachen hierher zu ſchleppen, ich bin ja überhaupt vollſtändig von Sinnen,

ſage gewiß lauter Dummheiten zur Prinzeſſin, und dann ſind mein Mann und Trinette böſe mit mir. Mimi, Kind, du bleibſt doch auch zum Frühſtück?“

Mimi ſprang vom Tiſch herunter und kam mit der fertigen Arbeit angelaufen. „Tantchen, ich bin ja nicht in Toilette! Ich bliebe ſonſt heute ſo gern bei euch. Der Reitknecht könnte nach Niedernrode Botſchaft bringen, damit ſie mich nicht zu Mittag erwarten. Wenn mir Hilde irgend etwas Helles borgen könnte?“

„Aber natürlich, Kind,“ rief Marie herzlich, „es iſt mir ſolch ein Troſt, wenn du bei mir biſt!“

In dieſem Augenblick hörte man einen Wagen auf den Hof fahren, und Zipperjahn ſtürzte herein. „Gnädige Frau, der herzogliche Landauer! Der Herr und Schottenmaier ſtehen ſchon vorn an der Haustür!“

„Ich komme! Ich komme!“

„Aber die Hoſen laß hier, Tantchen, ſie ſind ja doch nicht für die Prinzeſſin beſtimmt!“ rief Hilde lachend und entriß Frau Marie das Kleidungsſtück, das ſie in ihrer Aufregung und Verwirrung auf dem Arme behalten hatte, indem ſie zum Empfang des hohen Gaſtes hinauseilte.

Die Mädchen ſtopften in aller Eile die umherliegenden Kleider in irgend eine Schublade, ordneten die Blumen auf den Tiſchen und liefen dann, um nicht mit dem fürſtlichen Gaſte zuſammenzuprallen,

durch die hintern Korridore in Hildens kleines Zimmer. Als Mimi sich ihrer schwarzen Taille entledigt hatte und eben eine von den seidenen Blusen anproben wollte, die Hilde ihr zur Auswahl gereicht hatte, warf sie plötzlich beide Arme um den Hals der Jugendfreundin und küßte sie stürmisch. „Hilde, Hilde, er kommt ja! Er kommt ja!“

„Unsere Jugend bringt er uns nicht zurück,“ sagte Hilde leise.

„Mädchen — mein Herz klopft so — bin ich alt — bin ich häßlich geworden?“

Hilde schüttelte den Kopf. „Mimi — kommt es denn auf dich an? Wie kommt er zurück . . .“

„Glücklos, damit ich ihm Glück schenken kann!“

Ein ganz feiner, spöttischer Zug glitt um Hildens klugen Mund. „Wird er das Glück auch noch von dir wollen?“ fragte sie zögernd.

„Hilde, hat er mich nicht in seinem vorletzten Briefe grüßen lassen? Siehst du, dieser kurze Gruß hat so viel in mir geweckt, hat nach allem Schwanken, Bangen und Zagen mich wieder so sicher gemacht!“

Hilde reichte mit ihren schnellen, festen Bewegungen einen hellen Rock aus ihrem Kleiderschrank und bemerkte kühl ablehnend in die freudige Begeisterung hinein, man müsse sich jetzt anziehen, denn sie habe unten noch zu tun.

Während sie sich selbst das Haar ordnete, konnte sie doch nicht umhin, die Bemerkung zu machen:

„Ich verstehe es nicht ganz, Mimi, daß du einem Manne so eisern die Treue hältst, der dich doch verlassen hat!"

„Verlassen?" rief Mimi heftig, „sage das häßliche Wort nicht. Von Graf Kessenbrock kann man's sagen, der sich feige zurückzog, als die ganze Meute der Klatschweiber über dich herfiel. Das war erbärmlich, darüber sind wir uns alle einig!"

„Nenne den Namen nicht," murmelte Hilde, „ich kann ihn nicht hören!"

„Ja, ja, gewiß, verzeih! Aber sieh, Fritz mußte gehen, er mußte sich eine Stellung zu erwerben suchen, in der er vor meinen Vater treten und um mich werben konnte."

„Nun, deshalb allein ging er doch wohl nicht," bemerkte Hilde nüchtern.

„Freilich, freilich nicht, er war ja ein wenig leichtsinnig gewesen, das muß ich schon zugeben . . . Er war ja auch sehr jung damals . . . Sieh, jetzt bin ich Herrin meines eigenen Vermögens und kann dem folgen, was mein Recht und mein Glück ist . . ."

„Ich meinte," sagte Hilde nachdenklich, „oder es kam mir in der letzten Zeit oft so vor, als ob deine Gefühle sich verändert hätten."

Mimi hielt ihre beiden, ein wenig zu magern Arme erhoben, um ihr schönes blondes Haar auf dem Kopfe zu einem Knoten zu winden. Indem sie mit etwas unnötiger Energie eine Schildpattnadel

hindurchſteckte, ſagte ſie: „Hilde, wenn man zweimal lieben könnte . . .“

„Kann man es nicht?“ fragte Hilde, „es gibt Beiſpiele in der Geſchichte . . . Nun, Auguſt iſt ja viel zu ſtolz, wie er uns heute morgen erzählte, jemals um ein reiches Mädchen zu werben.“

Mimi brach in helles Gelächter aus. Hilde ſah ſie überraſcht an und rief: „Er hat alſo doch . . .“

„Ich verrate nichts,“ ſagte Mimi, und die Roſenröte, die ihr feines, blondes Geſicht übergoß, vollendete den Satz in unzweideutiger Weiſe.

„Aber, Hilde, das kannſt du mir glauben,“ ſagte ſie ernſthaft, „wir Mädchen fühlen es ganz deutlich, ob ein Mann uns um unſeres Geldes willen heiraten will, oder ob er uns liebt. Ich halte Auguſt viel zu hoch, um auch nur einen Augenblick anzunehmen, daß das Geld, das ich vielleicht in die Ehe bringen könnte, irgend eine Rolle bei ihm ſpielte.“

„Du ſprichſt ja ſehr warm für einen Mann, dem du eben einen Korb gegeben haſt,“ bemerkte Hilde.

„Auguſt iſt mein Freund,“ ſagte Mimi ernſt und feſt.

„Lieber Schatz, das iſt ja alles recht gut und ſchön, aber wir müſſen jetzt wirklich eilen!“ Dann ſchon auf dem Flur, wendete ſie der Freundin plötzlich ihr Geſicht zu, das ernſt geworden war, und ſagte nachdenklich: „Mimi — ich fürchte, dem häuslichen Behagen auf Rauſchenrode wird es in den

nächſten Tagen nicht ſehr wohl bekommen, daß du für die beiden Brüder ſo warme und doch ſo verſchiedene Gefühle hegſt."

„Was meinſt du damit?" fragte Mimi erſchrocken, während ſie die Treppe zum Gartenſaal herunterеilten.

„Ich meine, ſollte Auguſt erfahren, daß du ſo — ſo entſchloſſen biſt, dir dein Recht und dein Glück, wie du vorhin ſo ſchön ſagteſt, zu erobern, würde dies der Liebe zu ſeinem Bruder, die ohnehin nicht beſonders ſtark iſt, wahrſcheinlich den letzten Stoß verſetzen. Na, und die Konſequenzen, die haben wir Frauen auszubaden, wie das ſchon immer iſt."

Mimi blieb ſtehen.

„Hilde," ſagte ſie feierlich, „Auguſt weiß bereits in dieſem Augenblick, wie ich denke! Du biſt ihm nie gerecht geworden, und ſo unterſchätzeſt du auch jetzt vollſtändig die Großartigkeit ſeiner Geſinnung. Er wird den Bruder bringen, er wird um meinetwillen gut Freund mit ihm ſein! Ich weiß, ich habe noch Macht über ihn!"

Hilde ſeufzte ein wenig.

„Wenn das nur gut geht! Kommt Auguſt in ſolcher Stimmung auf den Bahnhof, ſo weiß ich nicht recht, wie das Wiederſehen ſich abſpielen wird!"

Ein Schrecken überfiel Mimi. Auf einmal ſah ſie alles in anderm Licht. Die Fülle der Ereigniſſe, die Wichtigkeit der Verwicklungen, die plötzlich in ihr

einfaches, gleichförmig dahinſtrömendes Leben gedrungen waren, hatten ſie zu einer Höhe der Schwärmerei getrieben, in der ihr, wie ſie nun erkennen mußte, die geſunde Vernunft abhanden gekommen war. Während Hilde ſie fragte, ob ſie nicht ins Wohnzimmer hinaufgehen wolle, um die Prinzeſſin zu begrüßen, ſie ſelbſt müſſe noch einen letzten Blick auf das Arrangement der Tafel werfen, ſtand das Mädchen betroffen, die Türklinke in der Hand, und ein neuer Entſchluß bereitete ſich in ihr vor. Sie atmete ſchnell, ihre Wangen wurden röter und ihre Augen glänzender, und ſie ſagte mit lebhaftem Impuls: „Hilde, entſchuldige mich bei Tante Koſegarten, ich ſehe, ich habe eine große Dummheit gemacht. Ich darf die beiden Männer nicht allein laſſen. Auguſt iſt eiferſüchtig wie ein Satan; ja — du kennſt ihn eben nicht! Euch ſcheint er immer ſo gelaſſen, aber er iſt eiferſüchtig! Ich werfe mich aufs Pferd und reite hin. Laß nur, ich ſchürze mir das Kleid und ziehe deinen Regenmantel darüber, das habe ich hundertmal ſchon getan! Ich muß! Ich kann hier nicht ſitzen und eſſen und trinken, während Fritz kommt und als erſte Begrüßung feindliche und böſe Worte hört. Alſo bitte, hindere mich nicht. Alles iſt einmal aus den Fugen, und darum mag auch das Ungewöhnliche entſchuldigt werden!“

Hilde blickte ihr kopfſchüttelnd nach, während ſie ſchlank und behende davonlief, um ſelbſt den Reit-

knecht zu benachrichtigen, daß er ihr Pferd wieder sattle. Hilden, die seit so vielen Jahren nur noch der Vernunft ein Recht über ihr Empfinden eingeräumt hatte, war Mimis verworrener Gefühlszustand einigermaßen verwunderlich und nicht sehr sympathisch. Aber schließlich — das Leben bestand ja hauptsächlich aus verwunderlichen und nicht sehr sympathischen Ereignissen und Empfindungen.

Fünftes Kapitel

Trotz der behaglichen, weit eher bürgerlichen als feudalen Weise, in der das tägliche Dasein auf Rauschenrode sich abspielte, verstand man es doch, würdig zu repräsentieren, wenn die Gelegenheit dazu sich bot. Die hohen, weißlackierten Flügeltüren waren geöffnet zwischen dem hellen, sonnigen Gartensaal und dem Eßsaal, dessen gewölbter Plafond auf blauem Grunde goldene Sterne zeigte, weil er einmal in frühern Jahrhunderten als Hauskapelle gedient hatte. Das lichte Blau stimmte gut zu dem strengen Weiß der Wände, der Eckschränke, der weißen Serviertische und der hochlehnigen weißen Stühle, die steif und symmetrisch die lange weiße Tafel umgaben. Dieses viele Weiß, das nur spärlich angebrachte Goldleisten hier und da belebten, wäre in dem trüben Licht einer Großstadt fast unerträglich kalt und kalkicht erschienen. Hier aber, wo durch die hohen Bogenfenster die Sonnenstrahlen in lebensvollen Farben und Lichtern darüber hinspielten, wo die dichtblättrigen Kastanienbäume ihr warmes Grün dazugaben, wirkte es ruhig, reich, vornehm. Schottenmaier, in seiner weichen, weißen Halsbinde, mit dem hochgeschlossenen, langen, schwarzen Rock, stand würdig wie ein Geheimrat zum Empfang der Herrschaften bereit. Zipperjahn blickte weniger würdig, aber desto rosenroter und fröhlicher mit seinem breiten Stroh-

kopf aus der besten erbsfarbenen Livree hervor. Zu so feierlichen Gelegenheiten wurde als dritter auch der Reitknecht Blaffke zum Servieren befohlen. Die Tafel prangte im Schmucke des weiß und goldenen Familienporzellans, der schönen, alten Meißner Vasen, in denen die Blumenfülle des Flieders, der weißen Narzissen und des Goldlacks dufteten. Die Mitte der Tafel nahm der silberne Tafelaufsatz ein mit dem Hirsch, der sich mutig einer Gruppe ihn anspringender Rüden entgegenstellte, ein Geschenk des Hofes von Langenrode-Hirschburg-Nassenstein an den Vater des jetzigen Herrn von Kosegarten zu dessen siebzigstem Geburtstag.

Mitten in den Vorbereitungen traf ein Befehl von Mamsell Wärmchen ein, die Herrschaften mit einem Gang durch den Park etwas zu beschäftigen, denn die jungen Gänse müßten noch ein halbes Stündchen prutzeln.

Als Herr von Kosegarten die Prinzessin am Arm die Treppe hinuntergeleitet hatte, machte er sie infolge dieser ihm zugeflüsterten Weisung in dem scherzhaft ehrerbietigen Tone, den er ihr gegenüber anzuschlagen pflegte, auf die neuangelegten Frühjahrsbeete aufmerksam, die sie durchaus besichtigen müsse, wenn sie seine Frau nicht tödlich kränken wolle. Und so begab man sich denn mit dem Gefolge, das nur aus einem Kammerherrn und einer Hofdame bestand, in den Park hinab und machte noch einen Rundgang

unter den Kastanien bis zum Taxusweg und wieder zurück.

Prinzessin Karoline, eine muntere, sehr starke Dame in einer jugendlich farbigen Toilette, ließ ihre langstielige Schildpattlorgnette kaum von den Augen und bewunderte, was man ihr zeigte, in einer fröhlichen, beinahe kindlich lebendigen Weise. Sie fand alles ‚nett, sehr nett' und plauderte und lachte mit ihrem alten Freunde Kosegarten ebenso vergnüglich über die Not der Landwirtschaft, über die Ansprüche der Sozialdemokratie wie über ihren beginnenden Rheumatismus und ihren neuen Frühjahrshut, den sie soeben von Paquin aus Paris erhalten hatte, und den er als alter Kavalier geziemend bewunderte.

Abwechselnd mit der Schildpattlorgnette benutzte Prinzeß Karoline einen großen Fächer, auf dem ein spanischer Stierkampf abgebildet war, denn sie litt an Blutwallungen und war aus diesem Grunde stark gepudert. Der Fächer war das Geschenk einer spanischen Infantin, die Prinzessin Karoline in der glänzendsten Zeit ihres Lebens während eines Winteraufenthaltes am Wiener Hofe kennen gelernt hatte. Die Erinnerungen vom Wiener Hofe bestritten noch jetzt, nach fast fünfundzwanzig Jahren, den Hauptinhalt ihrer Gespräche und bildeten wahrscheinlich noch mehr den Inhalt ihrer Gedanken. Sie war ein leichtlebiges, warmherziges Menschenkind und konnte diese Eigenschaften in der öden Eintönigkeit

ihres prinzlichen Altjungferntums, das sich in unveränderlichem Kreislauf zwischen den drei Residenzen Langenrode, Hirschburg und Nassenstein bewegte, noch immer nicht ganz überwinden. Ja, es war ein offenes Geheimnis, daß Prinzessin Karoline durch ihre unzeitgemäßen Natürlichkeiten bisweilen zu einer Familienkalamität des herzoglichen Hauses wurde.

Um ihre vor fünfundzwanzig Jahren noch weniger gebändigte Lebenslust und Verschwendungssucht in Schranken zu halten, hatte man ihr damals zu jener Brautfahrt an den Wiener Hof als Begleiterin und fürsorgende Ratgeberin die ernste, sittenstrenge, fromme und zur Sparsamkeit veranlagte Trinette von Kosegarten beigegeben. Trinette entzog ihrer Schutzbefohlenen sofort den aufregenden chinesischen Tee und tränkte sie mit dem lindernden Gebräu der heimischen Erdbeerpflanze. Wie viel sie damit in der Milderung des allzu ungestümen fürstlichen Blutes geleistet hatte, blieb ungewiß. Prinzessin Karoline amüsierte sich prachtvoll in Wien. Der Ruf ihrer märchenhaften Toiletten drang durch alle Landsitze von Langenrode-Hirschburg-Nassenstein und wurde in den Harztälern von den frommen Edelfrauen mißbilligend besprochen. Aber aus der Heirat mit dem österreichischen Erzherzog wurde leider nichts. Es ging ein Gerücht, sein an Jahren bedeutend jüngerer Adjutant sei in irgend einer Weise hindernd dazwischengetreten. Wien war weit von

Langenrode, und so ließ sich denn dieses Gerücht natürlich nicht kontrollieren. Am Ende schickte man Prinzessin Karoline, mit kostbaren und exotischen Geschenken reich bedacht, an das heimatliche Höfchen zurück. Sie feierte dort mit den glanzvollen Toiletten, dem Wiener Geplausch, das sie sich mit großem Talent angeeignet hatte, und mit den kleinen Künsten einer muntern Koketterie noch einen längern Nachsommer. Sie war damals, sagen wir es gerade heraus, der Schrecken aller Mütter heranwachsender Söhne und mancher eifersüchtigen Ehefrau. Ja, es kam eine Zeit, in der Trinette es mit ihrem christlichen Sinne nicht mehr vereinigen konnte, einem so unbefangenen Weltkind zu dienen, und sich nach manchem innerlichen Kampfe definitiv in das Stift Altheiligenberge zurückzog.

Den eigentlichen, letzten Grund ihrer Trennung von der Prinzessin erfuhr niemand außer ihrem Bruder. Prinzessin Karoline hatte sie in einer schwachen Stunde dazu gebracht, ihr bare sechstausend Mark zu leihen, und nachdem die letzte Hoffnung geschwunden war, diese Summe durch den Herzog wiederzuerhalten, zog Trinette es vor, einer zweiten solchen Schröpfung ein für allemal zu entgehen. Sie hatte es nicht unterlassen in ihrem augenblicklichen Feldzug um die Geneigtheit der als reich bekannten jungen Herzogin, die Verpflichtungen der Prinzessin gegen sie zart anzudeuten. Im Grunde

waren ja doch alle Anstrengungen, die sie machte, um für Hilde die frühere Hofdamenstellung bei der Prinzessin Karoline zu erhalten, nur Vorwände, mit dem Hofe wieder in engere und intimere Fühlung zu treten und früher oder später die Hilfe der Herrschaften zur Erhaltung von Rauschenrode in der Kosegartenschen Familie zu erlangen.

Nach erfolgtem Rundgang durch den Park wurde Hilde im Gartensaal der Prinzessin vorgestellt. Die Hoheit erinnerte sich ihrer sehr wohl. Und Hilde hatte sich gar nicht verändert. Siebenundzwanzig Jahre war sie? Das richtige Alter für eine Hofdame. Das verjüngte Ebenbild ihrer Freundin Trinette.

Dieser Vergleich war freilich nicht besonders entzückend für Hildens Eitelkeit, obwohl die Sage in der Familie ging, Trinette wäre in ihrer Jugend einmal hübsch gewesen. Aber Hilde nahm solche Dinge humoristisch; sie wußte auch, daß man die Worte der hohen Herrschaften nicht eben auf die Goldwage legen dürfe. Ihr war der Gedanke an die zukünftige Stellung so erschreckend und beängstigend, daß sie sich in alles, was damit zusammenhing, wie in ein unvermeidliches Übel dumpf und besinnungslos ergab und sich außerdem noch für ihre Feigheit herzhaft verachtete. —

Die verlängerte und mit Ei abgequirlte Hühnerbouillon war, da auch Mimi fehlte, ausreichend für

alle Teilnehmer des ländlichen Frühstücks. Die jungen Gänse waren goldbraun und knusperig und machten Mamsell Wärmchens Kunst alle Ehre. Auch frische Gurken und junge Kartoffeln gab es aus den Treibkästen. Prinzessin Karoline begeisterte sich an der Nachricht, daß Hilde es war, die nicht nur das Menü zusammengestellt, sondern auch die Gänse gezüchtet und die Oberleitung über die Treibkästen besorgt habe. Es war die Rede davon, daß man der Prinzessin ein kleines Schlößchen mit einem schönen Garten und Gewächshäusern, das die fürstliche Familie in einer der kleinen zierlichen Harzstädte besaß, zum ständigen Aufenthalt einräumen wolle. Prinzessin Karoline betrachtete dies ungefähr wie eine Verbannung nach Sibirien. Plötzlich aber begann sie die Sache ‚nett, sehr nett,' zu finden und berauschte sich wie ein kleines Mädchen, das ein neues Fräulein bekommt, an den gärtnerischen und landwirtschaftlichen Taten, die sie dort mit ihrer Hofdame zusammen ausführen wollte. Ja, Hühner, Gänse und Fasanen wollte sie ziehen. Sie schlug auch Kiebitze vor wegen der guten Kiebitzeier, wurde aber unter diskretem Gelächter der Tafelrunde belehrt, daß diese Vögel nur in der Freiheit der Moore und Heiden Norddeutschlands zu gedeihen vermöchten. Prinzessin Karoline ließ sich solche kleinen Zurechtweisungen gutmütig gefallen. Sie pflegte zu sagen, daß sie kein Gewicht darauf lege, für eine von den

modernen gelehrten Frauen gehalten zu werden, die in der Naturwiſſenſchaft wie in der Geographie Beſcheid wiſſen müßten. Sie brachte ſo viel Friſche und Luſtigkeit in die Unterhaltung, daß ſie darüber nicht bemerkte, wie wenig und wie zerſtreut ihre Gaſtgeber eigentlich daran teilnahmen. Sie fragte nach Auguſts Verbleib und hörte, daß er ſich in dringenden Geſchäften habe entfernen müſſen. Sie fragte auch nach Nachrichten von dem fernen Amerikaner, worauf plötzlich ein unbehagliches, ja erſchreckendes Schweigen am Tiſch entſtand.

Prinzeſſin Karoline blickte durch ihre Schildpattlorgnette rings um ſich her und fragte: „Ich habe doch wohl nicht eine Dummheit geſagt?“ und dann beugte ſie ſich zu Trinette vor, die ihr gegenüberſaß, und flüſterte hörbar: „Der junge Mann iſt doch nicht etwa krank oder gar geſtorben?“

„Nein, Gott ſei Dank, nein,“ antwortete ihr Koſegarten mit einem etwas tiefern Atemzug, „aber Freude macht er uns auch nicht. Man muß die Dinge nehmen, wie ſie kommen, ja, das Leben iſt einmal putzwunderlich. Es wird wohl Zeit, daß man ſich zu ſeinen Vätern in die Gruft legt!“

Die Prinzeſſin ſtieß einen kleinen Entſetzensſchrei aus. „Um Gottes willen, cher ami!“ rief ſie, und die Schildpattlorgnette fiel klirrend in ihren Schoß, „reden Sie doch nicht ſolche abſcheulichen Dinge! Sterben — krank ſein — alt werden . . . gar nicht

nett, gar nicht nett! Denke nicht gern daran! . . . Jugend hat keine Tugend. Der Herr Sohn wird ein wenig leichtſinnig geweſen ſein — eh bien — die Leichtſinnigſten ſind die Liebenswerteſten. Erinnere mich ſeiner als Page: ſcharmanter Junge!"

„Wir dürfen wohl unſern Maßſtab nicht an jene Exiſtenzen dort drüben legen," miſchte ſich der blonde Kammerherr, der die Prinzeſſin begleitet hatte, ins Geſpräch, „es verrücken ſich ja jetzt auch bei uns die Anſchauungen über die Gebiete, die dem Edelmann zur Verwendung ſeiner Kraft zuſtehen, um ein bedeutendes."

„Ja, ja," gab Roſegarten zu und faßte ſeinen grauen Bart mit der knochigen Hand, als müßte er dort irgendwo eine Stütze ſuchen, „das meint Auguſt auch. Ich weiß nicht, was man dazu ſagen ſoll. Mögen die Jungen ihr Heil verſuchen . . . Daß mit der Landwirtſchaft nichts mehr anzufangen iſt — das haben wir Alten ja ſchon, Schockſchwerenot — zum Deibel nicht noch einmal — genugſam erfahren!"

„Hoheit äußerten ſich neulich intereſſiert," begann der Kammerherr vorſichtig, „zu erfahren, welche Art von induſtriellem Unternehmen Ihr Sohn Auguſt nun auf Rauſchenrode eröffnen wird?"

„Ach ja, koloſſal intereſſant," rief die Prinzeſſin, „Induſtrie iſt Trumpf, meint mein Bruder, der Herzog!"

Roſegarten ließ ſeine blauen, bekümmerten Augen

auf ihr weilen. „Zu einem industriellen Unternehmen gehört bekanntlich Geld," bemerkte er, „und wo August das hernehmen soll, ist mir schleierhaft. Aber das ist ja seine Sache, ich mische mich da nicht ein!"

„Geld . . ." seufzte die Prinzessin, „das ist ein so schreckliches Wort! Vraiment, lieber Kosegarten, ich hasse dieses Wort! Es stört und hindert mich immerfort zu tun, was ich möchte."

Kosegarten lachte und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ein verfluchtes Wort! Wissen Hoheit, daß es heutzutage geradezu unanständig, pöbelhaft ist, Geld zu haben!"

Und nun lachten sie beide, und die Prinzessin rief: „Süperbe! Unanständig ist es, Geld zu haben! Das sage ich auch! — Mein lieber Kosegarten, wir verstehen uns noch ebensogut wie vor zwanzig Jahren, als wir Walzer miteinander tanzten!"

„Man ist alt, steif und faul geworden," sagte Kosegarten resigniert. „Aber Hoheit haben sich gehalten . . . diese Augen —"

„Na ja, die Augen . . ." fiel die Prinzessin ein, „aber was tue ich mit den Augen allein! Eine arme, alte, fette, sitzengebliebene Prinzessin! Gar nicht nett, lieber Kosegarten, gar nicht nett! Reden wir von etwas anderm, reden wir von der Jugend! Womit hat denn Ihr Sohn in Amerika eigentlich sein Glück gemacht?"

Die Frage kam so überraschend, daß sie Kosegarten förmlich verblüffte und er im Augenblick keine Antwort wußte. Er zog die Brauen hoch, blickte die Prinzessin verwirrt an und brummte unsicher: „Glück gemacht? Na, das ist nu solche Sache!“

Trinette aber vergaß in diesem Augenblick ihre höfische Gewandtheit nicht. Sie beugte sich vor und sagte ruhig, würdig, ja sogar etwas obenhin, wie man von selbstverständlichen Dingen spricht: „Mein Neffe hat leider große Verluste in seinem Geschäft erleiden müssen, politische Konstellationen, die dort drüben ja immer in den Handel mit hinein spielen. Aber, Gott sei Dank, er ist momentan ganz wieder auf der Höhe . . . Wir haben die Aussicht, ihn in kurzer Zeit hier zu einem flüchtigen Besuch bei seinen Eltern zu erwarten.“

„Nein, was Sie sagen!“ rief die Prinzessin begeistert und schlug die kleinen, weißen Händchen wie ein Kind zusammen. „Meine liebe Frau von Kosegarten, warum haben Sie mir das nicht längst erzählt? — Das ist ja eine große Freude für Sie!“

Frau von Kosegarten bekam nasse Augen. Ein wehmütiges Lächeln, das nicht gerade nach Freude aussah, glitt über ihr gutes Gesicht.

„Ich verstehe,“ sagte die Prinzessin weich und herzlich. „Erinnerungen . . . Müssen überwunden werden! Vergessen sich vor der Gegenwart! Was führt ihn denn nach der Heimat?“

Beide Eltern wagten nicht zu antworten und sahen erwartungsvoll auf Tante Trinette mit ihrer Weltgewandtheit. Sie erhob den Kopf, reckte den Hals lang und dünn aus dem vergilbten Pointkragen, und indem sie mit einem umfassenden Blick alle Anwesenden gleichsam unter ihre eigene Anschauung der Dinge beugte, sagte sie langsam: „Mein Neffe hat neue Geschäftsverbindungen in Deutschland angeknüpft. Er hat Kohlenlieferungen für den ‚Norddeutschen Lloyd' übernommen. Hoheit entsinnen sich . . . der ‚Norddeutsche Lloyd' — sehr protegiert von Majestät!"

„Kohlenlieferungen . . ." wiederholte die Prinzessin, durch das feierliche Wesen Trinettens beinahe eingeschüchtert, „wie interessant, wie zeitgemäß! Das ist ja nett, sehr nett!" Sie überhörte den tiefen Seufzer, der Frau Marie entfuhr, und plauderte vergnüglich weiter: „Meine liebe Frau von Rosegarten, wenn Ihr Sohn hier ist, wundern Sie sich nicht, wenn ich Sie plötzlich überfalle und um eine Tasse Tee bitte. Es muß ja höchst spannend sein, ihn erzählen zu hören! Als ich in Wien war, schilderte mir ein Afrikareisender, wie er unter den Tatzen eines Löwen gelegen habe. Vielleicht war es nicht wahr, aber immerhin, der Mann verstand Konversation zu machen."

Man erhob sich und beschloß, den Kaffee um des so hellen warmen Tags willen auf der Rampe vor dem Gartensaal einzunehmen.

Prinzessin Karoline hatte kein Bedürfnis, länger zu sitzen. Sie bewegte sich, ihre kleine Mokkatasse in der Hand, unaufhörlich zwischen der Rampe und dem Gartensaal hin und her, bewunderte die Sammlung seltener Porzellane in den Eckschränken und sprach freundliche Worte zu Hilde.

„Ich glaube, wir haben manches Ähnliche miteinander," sagte sie und blickte ihr lächelnd in die Augen, „ich hoffe, wir werden uns gut verstehen. Ich liebe die Steifheit durchaus nicht, mein liebes Kind. Geben Sie sich ganz natürlich — menschlich — schenken Sie mir Ihr Vertrauen!"

Hilde verneigte sich errötend. Was sollte sie von dieser kleinen Anrede halten? Sie hatte Tante Trinette energisch gesagt, sie werde nur unter der Bedingung die Hofdamenstellung annehmen, daß man der Prinzessin jenes Vorkommnis in Langenrode nicht verschweige. War dies die Antwort darauf?

Die Prinzessin nahm ihre Freundin Trinette unter den Arm. „Meine Beste, ich habe noch nichts von dir gehabt, laß uns ein wenig gemütlich plaudern!"

Auf diesen Wink zog sich das Kosegartensche Ehepaar mit den Begleitern der Prinzessin und Hilde aus Hörweite der Jugendfreundinnen zurück. Kosegarten bemüht sich, das ältliche Hoffräulein und den blonden Kammerherrn durch lange, von manchem Kernwort gewürzte Jagdgeschichten zu unterhalten. Marie wollte von Hilde hören, warum Mimi nicht

geblieben ſei, und was dieſer ſo eilige Aufbruch zu bedeuten habe. Hilde war ſpärlich und zurückhaltend in ihren Mitteilungen über die zwiſchen ihr und Mimi ſtattgefundenen Geſpräche. Beunruhigt blickte ſie zuweilen zu den Damen hinüber, die eifrig und mit gedämpften Stimmen ein augenſcheinlich nicht gleichgültiges Thema verhandelten. Sie fühlte, daß ſie ſelbſt dieſes Thema bildete.

Die Prinzeſſin äußerte ſich liebenswürdig über das junge Mädchen. Sie ſprach die Hoffnung aus, daß ſie ihr die geliebte Trinette erſetzen und, wie dieſe einſt, ſich mit dem ihr von den herzoglichen Geſchwiſtern ausgeſetzten Nadelgelde gut einrichten werde.

„Aber da iſt ein Punkt, meine Liebe, den ich nicht gern berühre, und den ich trotzdem erwähnen muß . . .“

Trinette ſenkte die Lider über ihre blaſſen und doch ſcharfen Augen.

„Hoheit?“ fragte ſie abwartend.

„Ja, nun, ich ſprach neulich gegen einige Herren die Abſicht aus, mir deine Nichte zu attachieren. Die Herren lächelten, Trinette. Es iſt nicht gut, wenn Herren bei dem Namen eines jungen Mädchens zu lächeln beginnen . . .“

„Ich bin ganz der Meinung von Hoheit,“ pflichtete ihr Trinette bei, „aber haben Hoheit noch nie die Klatſchſucht an Fürſtenhöfen — ich will ja nicht

ſagen kennen gelernt — aber doch beobachtet? Bis zu Hoheits reiner Höhe würde ja dieſer trübe Schlamm nie zu dringen wagen . . .“

Die Prinzeſſin kniff mit einer gaſſenjungenartigen Bewegung ihr linkes Auge zu und ſagte leichthin: „Der trübe Schlamm wagt manches, was man ihm nicht zugetraut hätte . . . übrigens habe ich mich erkundigt . . . man kann deiner Nichte nichts Tatſächſächliches nachſagen.“

Trinette hob die Lider wieder und beugte ſich ſo zärtlich, wie ihre ſteife Geſtalt es zuließ, zur Hoheit hinüber. „Wäre ich nicht von der Herzensreinheit meiner Nichte überzeugt,“ ſagte ſie eindringlich und ernſt, „wie würde ich ſie für den verantwortlichen Poſten einer Hofdame bei meiner geliebten Hoheit vorgeſchlagen haben? Der Neid in Langenrode über die Güte, die die hohen Herrſchaften unſerer Familie ſtets erwieſen haben, die Unbarmherzigkeit gewiſſer Damen . . . dadurch iſt das ganze Gerede verurſacht. Ich will zugeben, daß Hilde unvorſichtig war; ſie hat ſich von einem Manne den Hof machen laſſen, der wie Graf Keſſenbrock in dem Ruf eines Lebemannes ſtand. Ich bin der Anſicht, das hätte nicht ſein ſollen.“

Die Prinzeſſin ſchüttelte den Kopf und lachte. „Noch immer ſo ſtreng, meine Gute?“

„Ich bin nicht ſtreng in dieſem Falle,“ verteidigte ſich Trinette, „ich entſchuldige Hilde mit ihrer Ju-

gend, mit ihrer Unbeschütztheit; ich war damals unglücklicherweise in Altheiligenberge. Meine Schwägerin, halb besinnungslos durch den Schmerz des Abschieds von ihrem Sohn, kümmerte sich wenig oder gar nicht um das junge Mädchen. Es war Hildens Unschuld, die sie unvorsichtig sein ließ."

In das rote, überpuderte Gesicht der Prinzessin schlich sich ein weicher, gerührter Ausdruck.

„Das war hübsch ausgedrückt, Trinette," sagte sie leise mit einer wunderlichen Bewegtheit in der Stimme. Gleich darauf aber meinte sie kühler und ein wenig ironisch: „Es versteht sich von selbst, daß die Liebeleien der jungen Mädchen von Stand immer unschuldig sind. Warum sollte deine Nichte allein eine Ausnahme gemacht haben?"

„Ich kenne meine Nichte," versicherte Trinette, „so gut, wie ich meine teure Hoheit zu kennen mich unterfange."

Da brach die Hoheit in ein unmotiviertes, helles Gelächter aus.

„Du kennst mich, Trinette? Sehr gut! Sehr gut! Du kennst mich wirklich durch und durch ...? Nun, lassen wir das! — Es ist nur eine Fatalität zu bedenken: deine Nichte war damals im Haus des Oberforstmeisters von Leuchtenberg zu Besuch. Soviel ich weiß, schickte Frau von Leuchtenberg die junge Kosegarten mit Protest nach Hause zurück, weil die Kammerjungfer oder der Bursche, oder —

que sais je — weil irgend jemand von den Leuten das Fräulein einmal im Stall bei den Pferden des Grafen getroffen haben soll. Mon Dieu, bei den Pferden . . .“

Die Prinzessin kicherte. Auch Trinette lachte ärgerlich.

„Graf Kessenbrock hatte ja damals seinen Rennstall längst aufgegeben. Dies alles stimmt nicht im mindesten. Es war die Zeit, wo der Graf bereits unter Kuratel gestellt wurde,“ beteuerte sie lebhaft.

Die Prinzessin legte ihre beiden Hände zusammen, senkte den Kopf auf die Brust und blickte ihre alte Hofdame von unten herauf lustig spöttisch an. Sie sah beinahe klug aus in diesem Augenblick, die Prinzessin Karoline.

„Très bien, halten wir das fest! Der Rennstall des Grafen Kessenbrock war bereits aufgelöst. — Aber die Tatsache bleibt bestehen: Frau von Leuchtenberg hat das junge Mädchen ihren Verwandten zurückgeschickt, und Frau von Leuchtenberg ist seit kurzem Oberhofmeisterin bei meiner jungen Schwägerin. Das ist sehr, sehr schade!“

„Hoheit sind doch wohl in der Lage, sich Ihre Hofdame nach eigenem Willen aussuchen zu dürfen,“ bemerkte Trinette scharf und überredend.

„Ach,“ klagte die Prinzessin, „ich wäre wohl in der Lage, aber man redet mir doch sehr viel dringender zu, die Gräfin Audorf zu engagieren . . .“

„Eine entsetzliche, verfettete Person die Audorf ... Unmöglich!“ rief Trinette empört. „Hoheit brauchen Jugend, Frische, Munterkeit in Ihrer Umgebung!“

„Man gönnt es mir nicht, Trinette, man gönnt es mir nicht! O, meine Trinette, jene Wiener Tage! — Ich muß mich gegen die Dame mit meinem Bruder, dem Herzog, verbünden! Er mag die Fetten auch nicht. Und dann wünscht er den Kosegartens auf diese Weise gefällig zu sein.“

„Und in anderer Weise ...?“ warf Trinette lauernd ein.

„Ist leider wenig Neigung vorhanden, meine Beste!“

„O,“ rief Trinette, und ihr lederfarbenes Gesicht brachte es fertig, vor Erregung zu erröten, „das dürfen Hoheit mir nicht sagen! Soll dieses Gut, das sechshundert Jahre in der Familie war, unter den Hammer kommen? Soll eine alte Familie, die ihrem Fürstenhause so treu ergeben ist, außer Landes gehen?“

Die Prinzessin wehte sich mit dem Fächer, auf dem ein spanisches Stiergefecht abgebildet war, Kühlung zu.

„Der Eßsaal in Nassenstein ist neu hergerichtet, Weiß mit Gold. Nett, sehr nett! Tiefe Ebbe in der herzoglichen Kasse. Und meine Schwägerin hat neuerdings die Anschauung, es hindere den Verkehr mit adligen Familien des Landes, wenn sie ihnen

Geld borge; sie könne dann nicht mehr mit ihnen an dem gleichen Tisch essen. Ich muß gestehen, diese moderne Sensibilität ist mir fremd. Ich könnte ruhig weiter mit meiner Schwägerin am selben Tisch essen, wenn sie mir aus meinen pekuniären Verlegenheiten geholfen hätte. Das sind übertriebene Anschauungen — gar nicht nett, gar nicht nett!"

Die Prinzessin erhob sich aus dem niedrigen Lehnstuhl, um sich wieder ihren Gastgebern zuzuwenden. Trotz ihrer natürlichen Güte verstand sie es, in fürstlicher Weise ein Gespräch, das ihr unbequem wurde, zur rechten Zeit abzuschneiden.

In diesem Augenblick geschah etwas ganz Unerwartetes.

Durch das geöffnete schmiedeeiserne Tor brauste fauchend und stampfend ein rotlackiertes Automobil, lenkte in elegantem Bogen um den Kiesplatz und hielt vor der Rampe.

„Mon Dieu, lieber Kosegarten," rief die Prinzessin freudig erregt, was bekommen Sie für mondainen Besuch!"

„Das kann nur ein Käufer für Rauschenrode sein!" entfuhr es Frau Marie, die sich bisher fast unhöflich still verhalten hatte.

Eine gewisse Spannung ergriff die ganze Gesellschaft.

Kosegarten näherte sich der Freitreppe, die durch wenige Stufen die Verbindung zwischen ihm und

diesem rätselhaften Besuch darstellte. In dem Automobil erhob sich ein Herr, den eine Schutzbrille, Lederkappe und Gummimantel gänzlich verhüllten. Seine und des Chauffeurs Kleider und überhaupt die ganze Maschine waren von so dicken Staublagen bedeckt, daß man sah, die Fahrt mußte weit gewesen sein. Der Herr öffnete mit schnellem Griffe die Tür, sprang im Augenblick, als das Automobil hielt, mit geschicktem Satz hinaus, eilte die wenigen Stufen hinan, legte Kosegarten beide Hände auf die Schultern und sagte mit einer Stimme, die allen plötzlich erschütternd bekannt war: „Papa, ich darf doch wiederkommen?“

Obwohl Kosegarten darauf vorbereitet war, seinen Sohn am heutigen Tage noch wiederzusehen, überwältigte ihn doch dessen plötzliches Erscheinen in dieser unvorhergesehenen Weise so sehr, daß er nur verwirrt stammelte: „Junge, Junge, was soll man denn dazu sagen?“

Marie stieß einen Ton zwischen Lachen und Schluchzen aus, wollte vorstürzen, taumelte mit ausgestreckten Händen vor Freude schwindelnd hin und her und wurde von Fritzens kräftigen Armen aufgefangen. Er hielt sie lange fest umschlungen und sie hörte mit geschlossenen Augen in halber Ohnmacht an ihrem Ohr die leisen, zärtlichen Worte, nach denen sie sich so viele Jahre gesehnt hatte.

Prinzessin Karoline aber saß in ihrem Lehnstuhl,

die langstielige Lorgnette vor den Augen wie in einem Theater, und rief begeistert: „Familienglück, nein, wie interessant! Nein, wie ist das nett — sehr nett!“ Es fehlte nicht viel, sie hätte in die Hände geklatscht und applaudiert.

Schottenmaier kam mit einer Eile, zu der er sich sonst selten aufschwang, aus dem Speisesaal herbeigestürzt. Fritz rief ihm entgegen: „Hallo, alter Kunde, kennst du mich noch?! Nimm mir einmal das Ungetüm von Mantel ab!“

Auf diese Weise löste sich glücklich die beklommene Ergriffenheit des Augenblickes.

Fritz, der nun, seiner bergenden Hüllen entledigt, vor den Eltern stand, war eine Erscheinung, die so wenig Tragisches oder Sentimentales an sich trug, daß sie mit einem Schlage die Stimmung, mit der die Familie seinem Kommen entgegengesehen hatte, völlig umwandelte. Dieser schlanke, sehnige Mann mit den etwas tiefliegenden Augen und dem schmalen, gebräunten, energischen Gesicht, dem der kurz über den Lippen verschnittene Bart und ein gewisser Zug, der im Augenblick schwer zu erklären gewesen wäre, etwas entschieden Amerikanisches verliehen, machte keineswegs den Eindruck eines heruntergekommenen oder bedauernswürdigen Individuums. Der hellgraue Anzug brachte die Vorzüge seiner gut gewachsenen, magern Figur zu voller Geltung. In

der aparten Krawatte, den bunten Strümpfen und den eleganten, exotisch geformten Halbschuhen brachte er sogar ein wenig von dem muntern Geckentum, das er einst mit hinübergenommen hatte, unverdorben über den Ozean zurück. Seiner Mutter Auge hing mit liebevollster Bewunderung an ihm, und während sie immer wieder seinen Arm, seine Schulter streichelte, sanken von ihrem Herzen unendliche Lasten von Sorge und Gram wie linde tauender Schnee in sich selbst zusammen.

Dem alten Herrn wandelte sich die Bewegung zu einer Art komischen Zornes über die Aufregung und Verzweiflung dieses ganzen Tags.

„Nun sag mal, Kerl," schrie er den Sohn mit seiner wütendsten Stimme an, „was für eine Hundekomödie spielst du uns eigentlich vor? Mutter weint sich die Augen rot, sieht dich verlumpt und verhungert im Straßengraben liegen, dabei flitzest du in dem Aufzuge eines kleinen Millionärs durchs Land! Schockschwerenot, das ist doch doll! Das braucht man sich doch von seinen Kindern nicht gefallen zu lassen!" Dabei brach er in ein lautes, befriedigtes Lachen aus und mußte sein Taschentuch hervorziehen, um sich die Augen zu trocknen.

Inzwischen hatten sich die Begleiter der Prinzessin mit diskretem Geflüster ihrer Herrin genaht: es sei doch wohl an der Zeit, sich zurückzuziehen und die Familie ihrer Wiedersehensfreude allein zu überlassen.

Die Hoheit aber rebellierte laut und energisch: „Jetzt soll ich fortfahren, wo es hier so reizend ist? Fällt mir nicht ein! So etwas hab' ich ja noch nie erlebt! Das ist ja viel amüsanter als Ballett und Oper. Nein, liebe Frau von Kosegarten, nicht wahr, Sie schicken mich nicht fort? Ich will Sie auch gar nicht stören . . . Oder störe ich Sie?" wendete sie sich zu dem jungen Manne.

„Mich —?" rief Fritz, „— o, mich stört so leicht niemand, wenn ich mich nicht stören lassen will. Betrachten Sie nur ruhig dieses fremdländische Gewächs noch ein wenig, wenn es Ihnen Freude macht."

Die Prinzessin lachte plötzlich laut auf. Sie hatte gehört, daß Fritz den Vater fragte: „Wer ist denn die fidele alte Dame?"

Fräulein Trinette erhob sich entsetzt, eilte auf ihn zu und hauchte mahnend: „Um Gottes willen — es ist ja die Prinzessin Karoline!"

„By Jove, Tante Trinette und ihre Hoheit!" rief der Amerikaner fröhlich, „Kinder habt ihr die ganze Zeit hier beieinander gesessen? — Tante, du hast dich konserviert! Wie in Spiritus gesetzt! Na, nicht böse sein, ich habe die Salonmanieren ein bißchen vergessen. Hoheit müssen schon entschuldigen!"

„Ach — entschuldigen!" rief Prinzessin Karoline mit jugendlich strahlenden Augen und reichte ihm

beide Hände, „ich bin ja begeiſtert, einfach begeiſtert! Und Sie waren auf den Goldfeldern, auf den Goldfeldern! Wenn man nur daran denkt!“

„Kupfer, Hoheit, es war nur Kupfer —“

„Stören Sie mir doch meine Illuſionen nicht! Sie müſſen mir alles genau erzählen, alles, hören Sie? Auch was man Damen ſonſt nicht erzählt, Sie müſſen ganz vergeſſen, daß ich leider eine Prinzeſſin bin!“

„Aber gewiß, gern,“ rief Fritz munter. „Ich bin zu den unglaublichſten Jagdgeſchichten bereit und verſpreche, daß ich aufſchneiden will wie ein alter Seebär. Nur . . . jetzt muß ich erſt einmal meine Couſine Hilde und die ganze Bande begrüßen, die da hinter der Tür ſteht und ſich nicht hereintraut. Alſo vorwärts!“

Es drang ein ganzer Strom von neugierig aufgeregten Leuten vom Flur in den Gartenſaal. Von Mamſell Wärmchen an bis zu Zipperjahn und dem Hütejungen auf dem Hofe kamen ſie angelaufen, den Sohn des Hauſes zu begrüßen. Fritz ſchüttelte nach allen Seiten die Hände, klopfte die Schultern, kannte faſt einen jeden wieder und erinnerte ſich zum Entzücken der Leute an zahlloſe kleine Erlebniſſe aus der Kinderzeit, die ihn mit dieſem und dem beſonders verbanden.

Prinzeſſin Karoline verſchlang ihn faſt mit den Augen. „Prachtvoller Kerl!“ murmelte ſie ſelbſtvergeſſen. „Dieſe Schenkel!“

„Ein kleiner Fuß ist uns Familieneigentümlichkeit!“ fiel ihr Trinette eilig ins Wort.

Die Hofdame du jour zog wie in plötzlichem Schmerz die Schultern in die Höhe und flüsterte indigniert zu dem Kammerherrn. Es war wirklich hohe Zeit, daß man die Prinzessin entfernte. Sie wurde einmal wieder genant. Daß sie es doch niemals lernte, sich zu beherrschen!

Nein, Fritz dankte für Mittagsessen, er hatte sich in Magdeburg versorgt, aber eine Tasse Kaffee nahm er gern, und Mamas historischer Napfkuchen, by Jove, der schmeckte noch genau wie vor elf Jahren. Er blickte umher und schüttelte den Kopf. „Alles noch an seinem alten Fleck, wie verzaubert . . . Ja . . . Heimat! Kurios, kurios . . .“

Er öffnete die Tür zum Eßsaal, er trat an den Schrank mit dem alten Porzellan und betrachtete die Familienporträte über dem großen Sofa. Und dann kehrte er wieder, die Hände in den Hosentaschen, mit einem Schlüsselbund und losem Gelde klappernd, setzte sich in den Kreis und begann zu erzählen, daß er von dem alten Chausseewärter Mähle, den er nach dem Wege gefragt, und der ihn wahrhaftig an der Stimme erkannt hätte, erfahren habe, August sei nach dem Bahnhof, ihn zu empfangen. Da habe er den Alten hinterher geschickt, und nun müsse August ja wohl auch bald hier sein.

„Und wo hast du das Auto gestohlen?“ fragte

Hilde, den Vetter neugierig und erfreut betrachtend.

Er sah sie nun eigentlich zum ersten Mal an. „Hallo, altes Mädel, immer noch streitsüchtig? — Das mit dem Auto ist eine eigene Geschichte . . .“

„Erzählen, erzählen!“ rief die Prinzessin.

„Schade, Hoheit, es kommt nicht ein kleinwinziger Mord darin vor,“ meinte Fritz gemütlich und lehnte sich ein wenig gegen seine Mutter, damit es ihr leichter wurde, seine Hand an ihre Wange zu drücken.

„Na, laß nur, Mutti,“ tröstete er, „du siehst ja, verhungert bin ich noch nicht!“

„Leicht ist es nicht,“ begann Kosegarten, „sich von deiner Lage einen klaren, richtigen Begriff zu machen.“

„Zugegeben,“ rief Fritz, „habe selber keinen! Eine Weile stand es schlimm genug . . . Man muß die Dinge nicht tragisch nehmen.“

„Aber dann kam das Glück doch wieder,“ rief Prinzessin Karoline, die begierig zuhörte, „als Sie die Kohlenlieferungen für den ‚Norddeutschen Lloyd‘ erhielten!“

„Kohlenlieferungen?“ fragte Fritz befremdet, während Hilde zu kichern begann und sich das Tuch vors Gesicht hielt, um ihre unzeitige Fröhlichkeit zu unterdrücken.

„Von Kohlenlieferungen weiß ich nichts, das muß wohl ein Mißverständnis sein.“

„Nein, nein, Ihre Tante hat es mir noch eben erzählt; seien Sie doch nicht so diskret, der ‚Norddeutsche Lloyd' ist doch etwas ganz Großartiges, Sie sehen, ich weiß schon Bescheid."

Seine Mutter beugte sich zu Fritzens Ohr und flüsterte ihm einige Worte zu. Er brach in ein unbezwingliches, lautes, knabenhaftes Gelächter aus, er konnte sich gar nicht fassen vor Heiterkeit. „Tante Trinette, daran erkenne ich dich wieder! Diese Umschreibung ist ja unbezahlbar. Ich wollte, deine Phantasien hätten die Kraft, sich in Wirklichkeit umzusetzen, das wäre eine feine Sache. Aber sehen Sie, Hoheit, die Geschichte verhielt sich ganz anders. Und nun sollen Sie die Wirklichkeit hören. Es kann Ihnen gar nicht schaden, wenn Sie mal etwas davon erfahren, wie es in Wahrheit in der Welt zugeht."

„Ich weiß nicht, ob das gerade nötig ist," begann Kosegarten unbehaglich.

Doch Fritz ließ sich nicht stören. Er fragte, ob er rauchen dürfe, zündete sich eine Zigarre an und sagte: „Ihr habt gewiß alle nicht begriffen, warum ich mit einem Mal durchaus nach Hause kommen wollte. Kann mir das gut vorstellen! Begreif' es übrigens selbst nicht. Wie das denn so geht. Kriegte plötzlich Heimweh, richtiges, sentimentales, deutsches Heimweh. Habe das oft beobachtet . . . hat man Erfolg, fragt man nichts nach solchen Gefühlen, hat

man Pech, da kriechen sie an einen heran, aber eklig. Ihr mögt das nun glauben oder nicht. Aber so ist es, und es hat mancher schon durchgemacht. Plötzlich kriegt man so Ideen, man könnte sie einmal nicht mehr alle wiederfinden . . . Na, item, ich kam mit fünf Dollar in der Tasche in New-York an, und wie ich dir schrieb, Muttchen, ging ich zu so 'nem Kerl und ließ mich für das nächste abgehende Schiff als Heizer werben. Seit der Zeit, wo ich in Panama bei dem verfluchten Kanal gearbeitet habe, kann ich ja eine ganze Portion Hitze vertragen. Also dachte ich: Zehn Tage, das wird schon auszuhalten sein!"

„Als Heizer . . .!" wiederholte die Prinzessin halblaut mit angehaltenem Atem.

Der Kammerherr fand, der junge Mann habe doch etwas Unterscheidungsvermögen eingebüßt für das, was man sagt, und für das, was man anstandshalber verschweigt. Die Geschichte konnte peinlich werden. Er räusperte sich ein paar Mal, wurde aber von Fritz nicht bemerkt, der unbefangen fortfuhr: „Am andern Morgen sollte ich mich einschiffen, abends trete ich in eine Bar, um einen drink zu nehmen. Na, first rate war er nicht, das könnt ihr euch wohl denken. Ein paar Leute pokerten. Ich dachte: Ob du mit den fünf Dollar aufs Schiff kommst oder ohne sie, ist schließlich gleich! Tat mit — gewann — gewann wie ein Narr . . . Kurz, es

reichte zu einem Billett erster Klasse und zu diesem Anzug! Ist aber auch mein einziger!"

„O, solch ein Leben! Berauschend, einfach berauschend!" rief die Prinzessin.

Herr und Frau von Kosegarten waren weniger begeistert.

Marie flüsterte zaghaft: „Aber, Fritzchen, Hasardspiel, das war doch nicht recht."

Fritz ergriff seine Mutter beim Kopf und küßte sie. „Du gutes, goldenes Mamachen! Gefalle ich dir nicht besser so als mit schwarzen Pfoten?!"

Kosegarten stieß unbestimmte Töne aus, er knurrte wie ein verdrießlicher Jagdhund und machte einen gewaltigen Rauch mit seiner Zigarre.

„Und das Auto?" fragte Hilde, um über die fatale Stimmung hinwegzuhelfen. „Du bist uns das Auto noch schuldig, Fritz."

„Ach so, die Maschine . . . Na — da traf ich einen fellow auf Deck, der die Dinger drüben importiert. Man ging im Mondschein spazieren, dabei hab' ich mit ihm abgemacht, daß ich die Agentur für die Vereinigten Staaten übernehme. Ganz gute Sache. Na — nu fahr ich Probe mit der Marke, das ist alles — ganz unromantisch, Cousinchen."

„Und der Mann hat dir das teure Ding gleich so anvertraut?" fragte Kosegarten bedenklich.

„Aber, Papa," sagte Fritz lächelnd, „wenn er mir doch die ganze Agentur und den Verkauf anvertraut?"

„Ja, das verstehe ich eben nicht," murrte der Alte. „Ich hätte es nicht getan!" Er stand auf und ging in wundernden Gedanken auf der Rampe hin und her. „Ich verstehe das alles nicht, Fritz. Nur eins scheint mir ganz sicher: ein Leichtfuß warst du, ein Leichtfuß bist du, ein Leichtfuß wirst du immer bleiben!"

Fritz schob die Zigarre in den linken Mundwinkel und blickte seinen Vater vergnüglich von der Seite an. „Das hoffe ich, Papa, das hoffe ich von Herzen!"

August und Mimi verlebten schwere Warteſtunden auf dem kleinen, ſtillen Bahnhof. Jeder Bedienſtete kannte ſie dort, jeder beobachtete ſie, denn man zerbrach ſich ſchon ſeit einiger Zeit in der Gegend die Köpfe darüber, ob der junge Koſegarten das Fräulein von Rahlen auf Niederrode heiraten werde, und was der Grund ſein mochte, warum es nicht ſchon längſt geſchehen war.

Mimi trank zwei Taſſen des abſcheulichen Kaffees, den die Bahnhofswirtin zu brauen pflegte. Auguſt rauchte mehrere Zigarren. Sie ſaßen vor dem kleinen Backſteinhaus und blickten die Bahngleiſe hinauf und hinunter, ſie gingen auch wohl ein wenig hin und her, aber ſie ſprachen kaum noch miteinander. Sie hatten ſich plötzlich zu tief gegenſeitig in die Herzen geſchaut, und ſie, die einander kannten von früheſter

Kindheit an, waren sich dadurch mit einem Male fremd geworden. Nachdem Mimi auf dem Bahnhof erschienen war, hatte August sie ärgerlich zu überreden versucht, nach Haus zu reiten und ihm die Ordnung der Angelegenheit zu überlassen. Als er sah, wie sie ihm mißtraute, erbitterte ihn dies so sehr, daß er kaum noch ein gleichgültiges Wort an sie zu richten vermochte. Er sah mit Schrecken, wie stark seine Hoffnungen, ihr Herz doch noch zu erringen, geblieben waren. Um diese Hoffnungen endgültig in sich zu ersticken und über den Zustand dumpfen Leids, in dem er sich augenblicklich befand, hinwegzukommen, fragte er sich zornig, ob er sie überhaupt je geliebt habe, ob es doch nicht im letzten Grund ihr Vermögen gewesen sei, wodurch ihm der Gedanke einer Heirat so lieb und wichtig geworden sei. Das leise, schwärmerische Lächeln und der ferne, träumende Blick ihrer Augen machten ihm ihr Gesicht beinahe widerlich. Schließlich würde es ihn gleichgültig lassen, sagte er sich, wenn es ihr nun einmal gefiele, sich wegzuwerfen. Er hatte Fritz nur dankbar zu sein, daß die Sache auf diese Weise ein schnelles Ende nehmen würde. Er hatte ihr in den letzten Monaten schon viel zu viel Zeit und Gedanken gewidmet und dadurch entschieden den klaren Überblick über seine sonstigen Zukunftspläne verloren. Er würde nun energisch versuchen, eine vorteilhafte Stellung zu finden, am besten in Süddeutschland oder in Öster-

reich, wo sich dann öftere Besuche in die Heimat durch die weite Entfernung verboten.

Mimi schwelgte in Vorstellungen von dem Wiedersehen mit Fritz. Es ist wahr, er hatte ihr nach seiner Abreise von Europa nur noch zwei- oder dreimal geschrieben und in dem letzten Brief ausgesprochen: da vorläufig an eine Verbindung zwischen ihnen beiden doch nicht zu denken sei, wäre es besser, sie gäben einander die Freiheit. Aber er hatte sie später hin und wieder durch seine Mutter grüßen lassen, und sie konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß seine Rückkehr irgendwie mit den Gedanken an sie selbst verknüpft sein müsse. Und doch . . . so kühn sie ihre Träume schweifen ließ, sie konnte sich kein Bild davon machen, was sie zueinander sprechen, wie sie sich wieder zueinander finden würden. Das grämte und bedrückte sie. Gewiß, sie würde in diesem Fall den Anfang machen müssen, sie war gezwungen, gegen Brauch und Herkommen hier die Handelnde zu sein. Und ein entzücktes Bangen vor allem Ungewöhnlichen, das auf ihrem Schicksalswege jedenfalls von ihr gefordert werden würde, gab diesen Warteſtunden für das Mädchen einen seltenen, betörenden Reiz.

Der Zwölfuhrzug war vorübergefahren, ohne Fritz zu bringen. Dann kam der alte Mähle mit der Botschaft von dem Erwarteten.

Dies veränderte nun gleich alle Phantasiebilder,

die Mimis Hirn geboren hatte, und sie sowohl als August kamen sich, während sie heimritten, lächerlich und überflüssig vor. August stellte bei sich selbst mit einer wunderlichen Befriedigung fest, daß Mimi nach der rosenroten Erregung, die sie bisher durchglüht und verschönt hatte, blaß, abgespannt und beinahe kläglich verblüht aussah, wie es diesem zartblonden Mädchen leicht zu gehen pflegte. —

Die Prinzessin war endlich doch bewogen worden, ihren Besuch zu beenden, der Wagen stand vor der Tür, und man war im Aufbruch und Abschiednehmen begriffen, als August und Mimi in den Gartensaal traten. Fritz wollte soeben der Hoheit den Staubmantel umlegen, er drehte der Tür den Rücken. Mimi hörte seine helle, fröhliche Stimme, und es wurde ihr schwindelig und schwarz vor Augen, als sollte sie ohnmächtig werden.

„Da ist Ihr Bruder, Herr von Kosegarten," rief die Prinzessin.

Fritz wendete sich hastig um, sprang mit einem Satz auf August zu und wollte ihm beide Hände schütteln, hielt aber inne vor der kühlen und zurückhaltenden Gebärde des andern. Die Brüder blickten sich scharf ins Auge, dann hob August schwerfällig die Hand und streckte sie dem Heimgekehrten entgegen.

Fritz schüttelte sie, gutmütig und lachend.

„Hallo, alter Kunde, beruhige dein Gemüt," sagte

er gelaſſen, „ich habe nur einen kurzen Beſuch im Sinn.“

„O nein, nein, Herr von Roſegarten, Sie müſſen ſehr lange bleiben!“ Mimi rief es, dunkel errötend und zugleich nicht begreifend, warum ſie den Jugendgeſpielen und Frühgeliebten plötzlich mit ‚Sie‘ und ‚Herr von Roſegarten‘ anredete.

Fritz verbeugte ſich leicht. „Verzeihen Sie, meine Gnädige,“ ſagte er konventionell und zerſtreut, „es tauchen ſo viel neue und alte Geſichter um einen hier auf, daß man ſchließlich doch verwirrt wird. Laſſen Sie mich einen Augenblick nachdenken!“

Die Tränen ſchoſſen ihr ins Auge. „Das iſt ja auch ſo natürlich,“ ſtammelte ſie bedrückt, und nun erkannte er ſie plötzlich und rief herzlich: „Nein, Mimi, aber wo haſt du dein rundes Kindergeſicht gelaſſen?! — Du haſt dich ſehr verändert.“

„Du auch, Fritz,“ ſagte ſie leiſe, und ſeine Verſicherung, daß ſie darum doch ſchnell wieder gute Freunde werden wollten, glitt über ſie hin wie ein kalter, fremder Hauch.

Sechstes Kapitel

„Also den ersten ernsthaften Käufer hat Papa die Treppe hinuntergeworfen?“ Fritz blickte lächelnd und nachdenklich auf das glimmende Ende seiner Zigarre, während er mit der Mutter am Teich auf und nieder wandelte. „Das ist freilich eine merkwürdige Art, Geschäfte abzuschließen. Ich fürchte, weit wird der gute Papa mit diesem summarischen Verfahren nicht kommen. Ich wollte, er spräche einmal offen mit mir über seine Angelegenheiten. Erstens hat man doch einige Erfahrung in geschäftlichen Sachen bekommen, und zweitens meine ich, hätten August und ich als reichlich herangewachsene Männer auch ein gewisses Recht, mal einen Einblick in den wirklichen Zustand der Dinge zu tun.“

„Ach, Fritz,“ klagte Frau von Kosegarten, „komm nur Papa nicht mit solchen Forderungen, da wird er schrecklich böse. Glaubst du denn, ich selbst hätte auch nur eine Ahnung, wie unsere Verhältnisse liegen? Wir leben in den Tag hinein, das heißt, wir haben mal Geld und mal wieder keins. Nun hatte er so sehr darauf gehofft, der Herzog würde ihm helfen, aber daraus scheint ja auch nichts zu werden.“

Sie setzte sich auf die Gartenbank und strich seufzend mit ihren schönen Händen über den Morgenrock.

„Was wäre Papa damit geholfen, wenn der

Herzog einſpringen würde? Er wäre dann der Schuldner des Herzogs ſtatt irgend eines andern Mannes. Als anſtändiger Menſch müßte er ſeinem Landesherrn doch Zinſen zahlen ſo gut wie einem andern Gläubiger. Weißt du, Mama, ich glaube, Papa will nur nicht klar ſehen. Er fürchtet ſich, der Wahrheit ins Auge zu blicken. Er iſt alt geworden, ſehr alt. Ihr ſeht das nicht ſo wie jemand, der friſch in euren Kreis tritt. Es iſt fatal, daß auch mit Auguſt keine Verſtändigung möglich ſcheint. Er zeigt ſich mir ſo feindſelig, daß kaum an ihn heranzukommen iſt, und ich weiß doch wahrhaftig nicht, was ich ihm getan haben kann."

„Ach, Fritz," ſagte ſeine Mutter und machte ein ſchelmiſches Geſicht, „das könnte ich dir ſchon verraten."

„Nun?" fragte Fritz intereſſiert. „Ich wäre dir dankbar für einen Wink."

„Eiferſucht!" ſagte Frau Marie, „ſimple männliche Eiferſucht."

„Ah," machte Fritz überraſcht, „Hilde?"

„Aber geh doch," rief ſeine Mutter, „wo haſt du denn deine Augen? Hilde kommt doch nicht in Betracht."

„Ach ſo, hm . . .," ſagte Fritz nachdenklich, „ich finde ſie übrigens ſehr hübſch! Reizvoller als in der erſten Jugend! Etwas Verſchloſſenes, Überlegenes iſt in ihrem Geſicht, das unwillkürlich zur Enträtſelung lockt . . ."

„Ja, sie ist ein liebes, gutes Mädchen," antwortete Frau von Rosegarten verständnislos, „und uns wirklich treu ergeben. Ich wüßte gar nicht, was ich ohne Hilde anfangen sollte. Aber sie ist doch ganz von uns abhängig und so blutarm."

„Ja so," meinte Fritz, „nun bin ich auf der richtigen Fährte . . . Nein, wenn August mir zutraut, daß ich als Mitgiftjäger hier auftreten will, dann irrt er sich. Auf diesem Gebiet sind meine Anschauungen doch zu sehr amerikanisch beeinflußt worden. Mimi war ja auch gestern bei unserm Besuch in Niedernrode so unnahbar hoheitsvoll, wenn ich in ihre Nähe kam, daß ihn ihr Wesen allein schon völlig beruhigt haben könnte."

„Ja, Fritz, ich verstand es auch nicht," sagte Frau von Rosegarten und schüttelte den Kopf. „Wenn du die Freude von Mimi über deine Ankunft miterlebt hättest . . ."

„Ach, Mutti," bemerkte Fritz leichthin, pflückte eine Maiblume von dem Beet vor der Gartenbank und roch daran, „die Mädchen sind wunderliche Geschöpfe, man kennt sich niemals bei ihnen aus. Also, wenn's weiter nichts ist, da will ich schon mit August ins klare kommen. Wir müssen Hand in Hand arbeiten, wenn wir etwas erreichen wollen. Nämlich, Mutti — um hier mit dir zu sitzen, Kuchen zu essen und mich verziehen zu lassen, so famos wie es ist, dazu bin ich denn doch nicht nach Deutschland gekommen."

„Na, wozu denn, mein Junge?“ fragte Marie erstaunt und neugierig.

Fritz lachte vergnügt und blinzelte listig. „Das ist vorläufig mein Geheimnis und darf einem kleinen neugierigen Mutterchen nicht verraten werden. Was meinst du,“ fuhr er scherzhaft ablenkend fort, „wenn ich mir einen Vollbart stehen ließe? Ob Papa dann mehr Vertrauen zu der Würde meiner Persönlichkeit bekäme?“

„Dummer Bengel!“ rief seine Mutter und blickte zärtlich in das schmale, magere und intelligente Gesicht. „Was dir nur immer einfällt! Aber weißt du, Fritzchen,“ fuhr sie mütterlich beratsam fort, „die Geschichte von dem Hasardspiel in New-York hättest du nicht erzählen sollen. Die hat nun Papa so mißtrauisch gegen dich gemacht.“

Fritz strich sich mit der Hand übers Gesicht, eine Bewegung, die er liebte, und seine Mutter bemerkte dabei wieder mit erneuter Genugtuung, daß seine Hände noch immer so sorgfältig gepflegt waren wie in seiner Leutnantszeit.

„Wenn ich mehr als fünf Dollar in der Tasche habe,“ sagte er obenhin, „so weiß ich schon etwas Besseres damit anzufangen, als zu pokern. Das Spiel mit dem Leben hat auch seine Reize, Mutter. Das kannst du mir glauben . . . Nun, diese Unterredung war mir sehr wichtig. Ich danke dir, Muttchen, du bist eine kluge Frau!“ Er küßte ihr liebevoll

die Hand. „Es bleibt doch dabei, daß wir morgen abend meinen Geburtstag mit einer Maibowle im Rauschengrund feiern?“

Sie hatten sich erhoben und schlenderten langsam dem Schloß entgegen. Frau Marie machte einige Bedenken geltend. Sie wollte ja so gern, aber der alte Pavillon im Rauschengrund war zerfallen und vernachlässigt, und der Weg vom Schloß zum Wald war steil und beschwerlich. Sie war lange nicht hinaufgekommen. Ihre steifen Kniee wollten es nicht mehr schaffen, und Papa war so gar nicht in der Stimmung, er hatte heute morgen einen entsetzlichen Ärger gehabt. Fritz drang in sie, einmal indiskret zu sein und ihm zu berichten, was es gegeben habe. Sie handle in des Vaters eigenem Nutzen.

So ließ sie sich denn bewegen und erzählte dem Sohn, der fürchterliche Kerl, den Papa hinausgeworfen habe, sei, um sich zu rächen, mit Papas Hauptgläubiger in Verbindung getreten, und heute habe er ihm mitgeteilt, daß der Gläubiger die bedeutende erste Hypothek auf Rauschenrode an diesen Mann verkauft habe. Fritz, der sehr aufmerksam zugehört hatte, meinte, dies sei nun wohl eine sehr weibliche Auffassung der Sache, denn aus Rache pflegten Kapitalisten selten Hypotheken aufzukaufen. Dem Manne scheine ja sehr viel an Rauschenrode gelegen, und es sei wohl wert, daß man ihm noch einmal näher auf den Zahn fühle.

„Das ist ganz unmöglich!“ rief Frau Marie entsetzt. „Du hast keine Ahnung, wie unverschämt sich dieser Kerl hier betrug. Es fehlte nicht viel, und er hätte sich zu mir aufs Sofa gesetzt. Übrigens war sein Vater ein notorischer Betrüger und Dieb. Der Sohn wird wohl auch nichts Besseres sein!“

„Woher weißt du so gut Bescheid über seine Abstammung?“ fragte Fritz.

„Gott, es ist doch der Sohn von dem Rechnungsführer Debberitz, den Papa entließ, und der uns jahrelang schamlos bestohlen hatte. Wenn Papa ihn nur damals der Polizei übergeben hätte, dann würde der Sohn sich nicht wieder in unsere Nähe wagen. Aber nun tritt er hier auf wie der Großmogul.“

„Thete — Thete Debberitz! Mein alter Kamerad?“ rief Fritz, ziemlich ungerührt von seiner Mutter Empörung. „Das interessiert mich ja kolossal! Also der Kerl hat Glück gehabt, wie mir scheint, mehr als ich. Nun, nach dem muß ich mich gleich einmal näher erkundigen!“

Fritz begleitete seine Mutter ins Haus zurück und ging dann, gemächlich einen amerikanischen Gassenhauer pfeifend, ins Dorf hinunter, wo die Kinder ihm in hellen Haufen nachliefen und die Alten vor die Tür traten, um ihn vorüberwandern zu sehen.

Er liebte diese Streifereien durch die Gegend. Er führte bei solchen Gelegenheiten lange Gespräche mit Förstern, Bauern, Tagelöhnern und Händlern. Er kehrte auch wohl abends noch eine Stunde in Schäfers Gasthof ein, spielte einen Skat mit dem Schulzen, dem Pastor und Apotheker und begeisterte die Männer durch die gewagtesten exotischen Anekdoten. Die Seinen wunderten sich oft und fühlten sich verletzt, daß er ihnen so wenig von seinem Tage widmete und auch so oft des Abends dem Familienkreis fernblieb. Er fühlte nichts mehr in sich vom Edelmann oder Schloßherrn, der die Distanz zwischen sich und dem Dorfe wahren mußte. August wurde von ihm ausgelacht, als er ihn darauf hinzuweisen versuchte, daß er auf diese Weise die Autorität der Herrschaft untergraben würde.

„Gott sei Dank bin ich nicht mehr Herrschaft," rief er mit seiner unzerstörbaren guten Laune. „Aber ich erfahre von den Leuten eine ganze Menge wissenswerter Dinge, während du, mein edler Techniker, wie eine Märchenprinzessin in einem verzauberten Turme sitzest und auf das Glück wartest, das dir in Gestalt einer Taube, die eine Wünschelrute im Schnabel hält, durchs Fenster geflogen kommen soll."

Für solchen Spott besaß August wenig Verständnis, und es gehörte Fritzens Gelassenheit dazu, damit nicht jedes Gespräch unter den Brüdern in offenen Streit ausartete.

Auf die Maibowle und das festliche Abendessen im Waldpavillon wollte Fritz nicht verzichten. Er fing beim Mittagstisch wieder davon an.

„Meinen Geburtstag einmal zu feiern wie als Kind, darauf habe ich mich während der ganzen Überfahrt gefreut. Da waren drei alte Kerls, geriebene Hunde, smarte Geschäftsleute, sag ich euch — hatten was vor sich gebracht — kamen nun auf ihre alten Tage noch einmal nach Deutschland hinüber. Sie redeten ein ganz verfluchtes Yankeedeutsch. Aber wie die ausgepichten Halunken auf ihre Leibgerichte aus der Kinderzeit zu reden kamen, wurden sie ganz gerührt und sentimental. Es war köstlich anzuhören, wenn sie auf Deck beieinander saßen und Whisky und Soda tranken und nun alte, vergessene Geschichten von Zuhause hervorholten, an die sie gewiß zwanzig oder dreißig Jahre nicht mehr gedacht hatten, und sich stritten, ob Eisbein mit Sauerkraut oder Spätzle mit Semmelbröseln den höchsten Genuß auf dieser Erde bildeten. Und wie die Hamburger Küste in Sicht kam, da tanzten sie einen Cakewalk vor Freude. Wir haben alle über sie gelacht, und dabei war's uns doch auch verteufelt kurios ums Herz."

Er dachte einen Augenblick nach, während seine Mutter sich die Augen wischte und Hilde ihn nachdenklich freundlich beobachtete.

„Wie bringen wir Mutti die Höhe hinauf? Das

ist jetzt die Frage! — Hilde, steht der alte Fahrstuhl von der Urgroßmutter nicht noch auf dem Boden? Weißt du, wir haben als Kinder immer Schlitten damit gespielt!“

„Gewiß ist der noch da,“ antwortete Hilde, „aber gänzlich unbenutzbar.“

„Da bringen wir ihn herunter und machen ihn eben wieder benutzbar, und dann fahre ich Mutti im Triumph den Heuberg hinauf. Was denkst du, ich habe doch einmal ein ganzes halbes Jahr Getreidesäcke geschleppt, da werde ich wohl ein altes Frauchen einen kleinen Harzberg hinaufschieben können. Also morgen um fünf Uhr Rendezvous im Pavillon. August, du reitest nach Niedernrode hinüber, um uns Mimi zu holen. Papa vergißt seine Sorgen und freut sich seines heimgekehrten Sohns. Wer weiß, ob mich nicht übermorgen schon ein Telegramm wieder nach New-York ruft, dann werdet ihr sitzen und wehklagen, daß ihr meine werte Gegenwart nicht besser genossen habt. Zipperjahn, edler Knabe, bei dessen Taufe ich mir den ersten Rausch getrunken habe, was ist jetzt die Uhr?“

Zipperjahn zog mit strahlendem Gesicht seine goldene Uhr. Herr Fritz hatte — Zipperjahn konnte es immer noch nicht fassen — die eigene Uhr mit Kette von der eigenen Weste gelöst und ihm übergeben, als er am Tage der Ankunft ihn an das alte Versprechen zu mahnen wagte. Seitdem fragte jeder

im Haus von der gnädigen Frau bis zum Abwaschmädchen Zipperjahn, wo man ihm auch begegnen mochte, wieviel Uhr es sei. Es fand sich, daß es noch nicht Eins geschlagen hatte. Man aß für gewöhnlich nach ländlicher Sitte schon um zwölf Uhr zu Mittag. Cyprian und ein Gärtnerbursche wurden angewiesen, sich nach dem Rauschengrund zu begeben und den alten Pavillon zu lüften, zu reinigen und einigermaßen zum Empfang der Gäste herzurichten.

Fritz begab sich mit seiner Cousine auf den Boden, um nach dem alten Stuhl zu fahnden.

Es war ein ganzes Labyrinth von Gängen, Kammern und weiten Räumen, das sie durchwandern mußten, vollgestopft mit den abgebrauchten Erinnerungen mehrerer Generationen.

„Wie's hier heimatlich riecht," sagte Fritz, die Luft leicht durch die Nase ziehend, „so diese Mischung von Staub, Mottenpulver, altem Holzwerk und all den verschiedenen Lavendel-, Reseda- und Rosendüften, mit denen die Großmütter und Urgroßmütter hier ihre Brautkleider und die nicht mehr gebrauchte Kinderwäsche einzupacken pflegten. Weißt du, diesen wunderlichen Geruch alter Familienhäuser, den kannst du in ganz Amerika vergebens suchen. Als Junge berauschte er mich geradezu. Tausendmal war's uns verboten, hier oben zu spielen, und immer taten wir's wieder."

„Es war so geheimnisvoll erregend," sagte Hilde,

„zwischen den alten Möbeln und Bildern und Kisten und Kasten sich zu verstecken und sich vorzustellen, daß man vielleicht nicht gefunden würde und die andern davonlaufen und zuschließen möchten und man hier einmal die ganze Nacht verbringen müßte.“

„Nun, dann würde man sich eben auf das alte Sofa hier gelegt haben und würde friedlich eingeschlafen sein!“

„Nein, nein, Fritz,“ sagte Hilde mit einer seltsam erregten Stimme, „man würde nicht friedlich eingeschlafen sein! Man würde ängstlich rufend zwischen all dem Gerümpel umhergeirrt sein. Man würde bebend und zitternd auf das Gekniſper und Geknasper der Mäuse gehorcht haben und auf das Huschen der Fledermäuse. O, ich würde irrsinnig geworden sein vor Entsetzen! Ich muß es mir immer in allen Einzelheiten ausmalen, wie das gewesen wäre.“

„Jetzt noch?“ fragte Fritz lächelnd. „Für solchen phantastischen Kindskopf hätte ich dich gar nicht gehalten, Hilde.“

„Jetzt noch!“ wiederholte sie leise, und in ihren braunen Augen spiegelte sich etwas von dem Schrecken des Kindes. „Zuweilen, wenn es mir unten zu tageshell ist, steige ich hinauf in diese Dämmerung verlassener Erinnerungen und denke, wie wohl das innere Leben all dieser Menschen, die hier wertlose Reste ihrer Existenz zurückgelassen haben, beschaffen

gewesen sein mag — ob es ihrem äußern Dasein glich oder einen trostlosen und beängstigenden Gegensatz dazu bildete."

„Das sind kuriose Gedanken und ganz ungesund für ein junges Mädchen," sagte Fritz, „aber das ist es ja: ihr seid hier alle von zu viel Vergangenheit umgeben."

Hilde atmete tief, ihr Vetter sah mit einiger Verwunderung, wie sie errötete, und wie ihr ausdrucksvoller Mund sich leidend verzog.

„Wie können wir mit unserer Vergangenheit fertig werden?" fragte sie mit einem Ernst, der schwer in das leichte Geplauder fiel. „Freilich gäbe es ein Mittel, und das hat mir oft verlockend geschienen . . ."

Fritz blickte das Mädchen aufmerksam an.

„Du bist nicht sehr glücklich, Hilde! Öde genug mag es ja manchmal sein, hier bei den alten Leuten zu sitzen und ihre Klagen anzuhören; aber nun eröffnen sich ja andere Aussichten für dich, und als Hofdame wirst du sicher mehr vom Leben sehen und dich besser unterhalten."

Hilde zog die Brauen zusammen. „Deine Ironie kannst du dir im übrigen ersparen," sagte sie mit einem Male scharf und feindlich.

„Ich meinte das keineswegs ironisch," verteidigte sich Fritz, „ich suchte mich nur auf deinen Standpunkt zu stellen!"

„Und welches ist mein Standpunkt?"

„Mein Gott, der eines deutschen jungen Mädchens und einer vernünftigen Familientochter, womit ich nur sagen will, daß du meinen Eltern wirklich die Tochter ersetzt hast . . .“

„Man will mich dafür auch versorgen — als Hofdame,“ murmelte sie undeutlich.

Er sah, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten.

„Ja, wenn dir der Plan keine Freude macht, warum gehst du denn darauf ein?“

„Was bleibt mir anderes übrig,“ sagte sie gleichgültig. „Wenn Rauschenrode verkauft ist, werden deine Eltern in eine kleine Stadtwohnung ziehen; dort kann deine Mutter die Wirtschaft selbst versorgen, und ich bin gänzlich überflüssig.“

„Warum gehst du nicht lieber nach Amerika? Dort findet ein so tüchtiger Mensch, wie du es doch bist, sicher sein Brot.“

Hilde schüttelte den Kopf. „Das hätte ich vor zehn Jahren tun sollen, damals war ich drauf und dran, an dich zu schreiben und dich zu bitten, mir zu helfen.“

„Warum hast du es nicht getan?“

„Ich hatte keinen Mut. Und dann habe ich die entsetzliche Zeit hier durchgemacht und mich abgefunden, so gut es ging.“

„Welche entsetzliche Zeit?“

Hilde wurde sehr rot. Sie hatte geglaubt, ihr Vetter sei durch seine Mutter genau unterrichtet wor-

den über ihre Demütigung. Nun stieg ein bitterer Ärger in ihr auf, daß sie überhaupt mit dem Wort an jene Erlebnisse gerührt hatte. Was gingen sie ihn denn an?

„Laß die Vergangenheit schlafen!“ sagte sie heftig.

„Waren meine Eltern doch nicht so gut und lieb zu dir wie zu einem eigenen Kinde?“ fragte er.

„Ach — viel zu gut — in Liebe und Verzeihen bin ich eingewickelt, bis ich fast an der Dankbarkeit erstickte. Pfui . . . nein, das hätte ich nicht sagen sollen.“

„Warum nicht — ich kann mir das so gut vorstellen,“ meinte Fritz. „Vielleicht hättest du wirklich nicht im Hause bleiben sollen. Nun verstehe ich den Hofdamenplan auch besser . . .“

„Ach,“ rief Hilde mutlos, „heute bin ich viel zu müde und viel zu mürbe, um überhaupt noch etwas zu wollen. Ich lasse mich eben schieben, wohin das Schicksal mich schiebt. Ich bin nicht einmal hier oben in einem von den finstern Winkeln und Verliesen für immer verschwunden, wie ich's doch oft geträumt habe.“

„So arg war dir manchmal zumute?“

Sie nickte und schluckte ein wenig an Tränen, die sie nicht fließen lassen wollte.

„Ach, dummes Zeug,“ rief sie dann in einem völlig andern Tone, „glaub nicht daran . . . da drüben steht der Fahrstuhl, den wir suchen!“

Sie war Fritz dankbar, daß er nicht weiter auf das angeschlagene Thema einging, sondern einfach das alte Fahrgestell hervorzog und sich eingehend mit seiner Mechanik beschäftigte. Niemals hatte sie einem Menschen so viel von sich verraten, ein unwiderstehliches Verlangen, das fast einer Begierde glich, der nicht zu widerstehen war, hatte sie getrieben; nun schämte sie sich über sich selbst. Fritz hatte einiges Handwerkszeug mit heraufgebracht, schraubte die Räder ab und arbeitete mit der Gewandtheit eines Vielerfahrenen daran, sie wieder in Ordnung zu bringen. Er nahm Hildens Hilfe dabei unbefangen in Anspruch. Allmählich begann er bei seiner Arbeit einen drolligen Niggersong anzustimmen, und ihr wurde bei seiner selbstverständlichen und gelassenen Heiterkeit auch wieder wohler ums Herz.

Siebentes Kapitel

Es war ein Frühling, wie die noch im Mai an rauhe Winde und Schneetreiben gewöhnten Harzer ihn selten zu sehen bekamen. Um so schwerer lastete auf dem alten Herrn der dumpfe Schmerz vor dem nahenden Abschied von seiner schönen Heimat und seiner Väter Haus. Denn trotzdem er sich innerlich gegen den Gedanken sträubte, so viel er konnte, sah er die Notwendigkeit des Abschieds doch immer deutlicher werden. Ohne sich darüber klar zu sein, hatte er im Herzen immerfort die stille Hoffnung gehegt, sein Ältester werde eines schönen Tages mit einem tüchtigen Batzen Geld aus der Fremde heimkehren, und er werde ihm dann Schloß und Gut übergeben können, sich mit Marie auf den linken Flügel beschränken, auf die Jagd gehen und die Sorgen der Wirtschaft getrost dem Jungen überlassen. Daß Fritzens Rückkunft diesen Traum endgültig zerstörte, konnte er ihm nicht verzeihen. Daher sein brummiges, knurriges, zorniges Wesen, nicht nur gegen den Sohn, sondern gegen die ganze Umgebung. Es war wirklich, wie Fritz mehrfach konstatieren mußte, kein vernünftiges Wort mit dem Vater zu reden. Fritz mußte die Erfahrung machen, daß die Kraft seiner Persönlichkeit und seiner klugen, scharfen Überredungskunst, die er Fremden gegenüber so oft siegreich hatte erproben dürfen, bei Vater und Bruder vollständig

verſagte. Jene kurze Zeit leichtſinnigen Jugendübermuts, in der er, durch das Beiſpiel der Kameraden verlockt, es den übrigen im Regiment an Glanz und Luxus hatte gleichtun wollen, hatte eine Mauer von Vorurteilen zwiſchen ihm und ſeinem Vater aufgerichtet, die durch ſein letztes geſchäftliches Fiasko natürlich nicht ins Wanken gebracht, ſondern nur erhöht werden konnte. Das Mißtrauen des alten Herrn lag fortwährend auf der Lauer.

Fritz war in der Tat nicht allein aus ſentimentalen Gründen nach Haus gekommen. Seit er wußte, daß Auguſt vernünftig genug geweſen war, nicht nach den Traditionen ſeiner Väter Offizier oder Landwirt, ſondern Techniker zu werden, ließ ihn der Gedanke nicht los, die Kräfte der heimatlichen Erde gemeinſam mit dem Bruder in irgend einem kühnen induſtriellen Unternehmen nutzbar zu machen. Warum beſaß man denn auf eigenem heimatlichen Gebiet den Rauſchenfall mit ſeiner ungewöhnlich ſtarken Waſſerkraft? Er mußte nur erſt an Ort und Stelle die Verhältniſſe und alle etwaigen Chancen eines Plans gründlich kennen lernen und durchdenken. Er fuhr und ritt ſehr viel in der Gegend ſpazieren, beſuchte alle benachbarten Landſitze, machte ſogar der Prinzeſſin Karoline in Naſſenſtein ſeine Aufwartung und wurde von ihr aufs liebenswürdigſte empfangen. Der Herzog erſchien wie zufällig in den Gemächern ſeiner Schweſter und unterhielt ſich eine Weile huldvoll

mit dem heimgekehrten Amerikaner. Nach kaum vierzehn Tagen war Fritz sich vollständig darüber klar, welchen Charakter das Unternehmen hier einzig tragen könne. Aber als er in einem längern ernsthaften Gespräch August für seine Idee gewinnen wollte, die Wasserkraft für ein Elektrizitätswerk auszunutzen, das bisher von Fremden noch wenig besuchte Dörfchen Rauschenrode durch die Gründung eines großartigen Sanatoriums mit der Welt in lebendige Verbindung zu bringen, ja, als er andeutete, es sei nicht allzu schwierig, Rauschenrode mit der Residenz Langenrode durch eine elektrische Bahn zu verbinden, begegnete er bei seinem Bruder nur einem überlegenen Hohnlächeln, und sein Plan wurde mit dem Wort ‚wüste Yankeespekulation' kaum eines weitern Nachdenkens für wert gehalten. Fritz sah bei dieser Gelegenheit tief in seines Bruders Herz hinein und konnte beobachten, wie es doch trotz der bürgerlichen Berufswahl übervoll geblieben war von den Traditionen und Vorurteilen einer romantisch ritterlichen, zeitfremden und durch tausend wunderliche Hemmungen beschränkten Gesinnungsart. Er sah, daß es viel schwerere und längere Arbeit kosten würde, als er erwartet hatte, um hier geeigneten Boden zu schaffen. Aber natürlich fiel es ihm nicht ein, deshalb auf seine Pläne zu verzichten oder sie auch nur in Gedanken zu beschränken.

Fräulein Trinette kehrte am nächsten Morgen in höchst erregtem Zustande von ihrem Spaziergang im Parke heim. Sie schwang mit kriegerischen Bewegungen eine festverkorkte Flasche, in der etwas Lebendiges zu krabbeln schien, trat auf ihren Bruder zu und rief empört: „Ich hoffe, Friedrich, du wirst auf deinem eigenen Grund und Boden deine Schwester vor Beleidigungen zu schützen wissen! Wo nicht, so will ich dir nur sagen, daß ich beabsichtige, mit dem nächsten Zug nach Altheiligenberge zurückzukehren."

Fritz schmunzelte bei diesem Wutausbruch der Tante vergnügt zu seiner Mutter hinüber, aber diese bewegte als Antwort nur leise zweifelnd das Haupt. Sie wußte, wie wenig ernst zu nehmen solche Drohungen ihrer Schwägerin waren, ehe sie die ihr ärztlich vorgeschriebene Quantität Karlsbader Brunnens geschluckt hatte.

„Denkt nur, ihr Lieben," rief das alte Fräulein empört, indem sie ihre Flasche mit dem ängstlichen Gewimmel kleiner Lebewesen darin leidenschaftlich und zornig schüttelte, „was mir begegnet ist! Ich sitze friedvoll an der Wiese unter der großen Tanne, da wo der Wald beginnt, und bin im Begriff, mir einige Ameisen zu fangen . . . Ich halte viel von Ameisenspiritus gegen Rheuma und Reißen. Diese guten, alten Mittel sind so viel wirkungsvoller als all das teuere Zeug, das in den Zeitungen angepriesen wird, und Gott schenkt uns die nützlichen Tierchen ganz

umſonſt . . . Ich habe alſo mein Fläſchchen auf den Weg gelegt, wo die kleine Karawane hinüberſpaziert, und bewundere die Klugheit der Tiere, die trotz der ſüßen Lockſpeiſe von Bierhefe und Zucker in der Flaſche die Gefahr zu ahnen ſcheinen und enthaltſam über das Hindernis hinwegklettern. Eine Menge gieriger Genüßlinge gab's aber doch unter ihnen, und ſo war ich ganz zufrieden mit meinem Fange — da ſagt plötzlich eine grobe Stimme neben mir: ‚Freilein von Roſegarten, wenn Sie Ameiſen fangen wollen, denn kommen Sie man mit in den Wald! Da weeß ich 'nen jroßen Haufen . . .' Nun, was ſagt ihr dazu? Empörend, nicht wahr?"

„Aber, Tante," rief Hilde lachend, „der Mann wollte dir doch augenſcheinlich nur gefällig ſein."

„Gefällig?" fragte Tante Trinette, „ich wundere mich, daß du die Beleidigung in dieſer ungenierten Anrede nicht fühlſt! Wozu fordert ein Mann eine Dame auf, ihm in den Wald zu folgen? Moraliſche und ſittliche Abſichten leiten ihn dabei keinesfalls! Ich habe dir immer geſagt, Friedrich, du ſollſt den Park für das Publikum ſchließen. Der Mann hatte entſchieden etwas Bedrohliches."

„Hat er dich angebettelt?" fragte Roſegarten.

„Nein, und er ſah auch nicht aus wie ein Bettler. Er war groß, dick und ſehr elegant gekleidet, aber natürlich kein Gentleman, und er wollte ſich entſchieden mit mir in eine längere Unterhaltung ein-

lassen. Er tat ja, als kennte er mich seit einer Reihe von Jahren."

„Hallo, Tante," rief Fritz, „sollte das vielleicht der geheimnisvolle Debberitz gewesen sein?"

Kosegarten bekam einen roten Kopf. „Das Mistvieh!" schimpfte er. „Wenn der sich untersteht, hier herumzustrolchen, dann laß ich den Park wirklich schließen, und zwar sofort. Habe keine Lust, mich ausspionieren zu lassen von dem gemeinen Lumpen."

„Papa," fragte Fritz trocken, „womit hat dich der Mann eigentlich so tödlich beleidigt? Es scheint ganz einfach, daß seine Ausdrucksweise in der Familie falsch aufgefaßt wird."

„Nimm du auch noch seine Partei," grollte der alte Herr, „ihr habt ja immer zusammengesteckt."

„Vielleicht könnte ich mich darum besser mit ihm verständigen als ihr," meinte Fritz gelassen. „Er war eigentlich ein guter Junge früher."

„Fritz," rief Tante Trinette entrüstet, „mit einem Manne, der deinen Vater schikaniert, willst du dich verständigen? Ich gestehe, mir fehlt das Verständnis für eine derartige Unempfindlichkeit."

„Liebe Tante," antwortete Fritz kühl, „Gefühl ist Gefühl, und Geschäft ist Geschäft. Man darf beides niemals vermischen. Übrigens — ein Mann, der Rauschenrode in seinem jetzigen Zustand von Vernachlässigung, nimm's mir nicht übel, Papa, ich

weiß, du hatteſt kein Kapital hineinzuſtecken, ich konſtatiere einfach nur eine Tatſache ... alſo ein Mann, der Rauſchenrode kaufen will, ſo wie es jetzt iſt, den muß ich für einen deutſchen Idealiſten halten.“

„Idealiſt?“ brummte Koſegarten, „Idealaas! Blutſauger! Iſt nun mein Gläubiger, kann mich nach Noten ſchinden! Wo ich das Geld hernehmen ſoll, um die Hypothekenzinſen zu zahlen, das mag der Deibel wiſſen!“

Trinette ſetzte die Flaſche mit den Ameiſen auf den Frühſtückstiſch und trat auf ihren Bruder zu. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte, indem ihr mit Haaren beſetztes Kinn vor Bewegung zu zittern begann: „Mein guter Friedrich, ich ſehe, ich muß das Opfer bringen!“

In dem Geſicht des alten Herrn ſah man die Freude aufglimmen. „Trinette, Schweſterherz! Wollteſt du wirklich? Na, weißt du, das — das vergeß ich dir nie!“

Er faßte ſie um die Taille und gab ihr einen Kuß auf die gelbe, lederartige Wange.

„Es wird mir nicht leicht,“ ſagte das Fräulein von Koſegarten bedächtig, „nach der Ablehnung von neulich ... Aber ich werde doch noch einmal an die Herzogin ſchreiben.“

Der alte Herr ließ ſeine Schweſter ſchnell genug aus ſeinen Armen frei und wandte ſich enttäuſcht von ihr fort. „Die Herzogin?“ brummte er. „Ich

dachte, du hätteſt nun endlich Vernunft angenommen und wollteſt ſelbſt in den Beutel greifen.“

„Lieber Bruder,“ ſagte Trinette ſentenziös und fuhr ſich mit dem Zeigefinger glättend über den Scheitel, „ich halte mich nur für die Verwalterin eines mir vom Höchſten anvertrauten Gutes, das mir durch ernſte Sparſamkeit etwas zu vermehren gelang. Ich halte mich dem Herrn gegenüber verantwortlich für jeden Pfennig, den ich von dem Erbe des guten Onkels Chriſtoph unnötig oder leichtſinnig verausgabe. Daß es aber leichtſinnig ſein würde, euer bequemes Wohlleben hier zu unterſtützen . . .“ ihr Blick haftete ſtrafend auf der Schale mit goldhellem Honig vor ihr auf dem Frühſtückstiſch . . . „dem werdet ihr doch kaum widerſprechen können.“

Herrn von Roſegartens Lippen entfuhr ein Wort, das weniger wie ‚Schweſterherz‘ und mehr wie ‚Giftkröte‘ klang.

Fritz hatte der Szene nicht ohne ein gewiſſes mokantes Intereſſe zugehört. Nun legte er ſich im Stuhl zurück, ſtreckte die Beine von ſich und klapperte nach ſeiner Gewohnheit in ſeiner Hoſentaſche mit dem Schlüſſelbund und loſem Geld.

„Ich hatte doch ganz vergeſſen,“ begann er, „welche Rolle in der deutſchen Geſchäftswelt die Frauen ſpielen. Das Geld der Tante, das Geld der Herzogin, das Geld der Braut . . . man iſt

den deutschen Anschauungen mit der Zeit recht fremd geworden!"

„Du willst doch nicht behaupten, daß das Geld in Amerika keine Rolle spielt?" fragte Trinette spitz.

„Das Geld, das der Mann sich verdient, Tante," antwortete Fritz, „gewiß, das spielt eine gewaltige Rolle! Darum interessiert es mich auch kolossal, wie der Mann, dieser Debberitz, es gemacht hat, in so kurzer Zeit vom armen Dorfjungen und Sohn eines kleinen Beamten zum reichen Mann aufzusteigen. Denn es ist keine Frage, nach den Erkundigungen, die ich über ihn eingezogen habe, hat der Mann Geld wie Heu, so viel, daß er es augenscheinlich schon wieder los werden möchte ... Nach welcher Richtung wandte er sich, als er dich verließ, Tante?"

„Er ging rechts hinunter, an der Fohlenkoppel entlang, wo es nach dem Gänseanger und nach dem Dorf geht. Aber du willst doch nicht etwa sagen, Fritz, daß du im Ernst beabsichtigst, diesem Mann nachzulaufen?"

„Gewiß beabsichtige ich dies," sagte Fritz, seinen Hut aufgreifend.

Rosegarten fuhr empor. „Fritz, ich verbiete dir ..."

Fritz wandte den Kopf ein wenig zurück nach seinem alten Herrn. „Papa, ich bin mündig," sagte er mit der verbindlichsten Stimme von der Welt

und ging schnellen, leichten Schrittes, den kleinen, weißen Strohhut auf dem Kopf, über die Rampe und die Freitreppe hinunter.

Sein Vater versuchte nicht im Ernst ihn zurückzuhalten. Er setzte sich schwer neben seine Frau in das alte Sofa, dessen Federn unter seiner Last krachten und stöhnten. Er ließ beide Hände auf seine Kniee fallen und sagte resigniert: „Marie, wie oft hab' ich den Fritz verwichst, weil er immer mit dem Bengel zusammensteckte . . . Alles umsonst, alles umsonst! Na, ich wehre mich nicht mehr, mir ist schon alles gleich."

Er legte den Kopf auf Mariens Schulter und ließ sich von ihrer schönen, weißen Hand das kurze, borstige, graue Haar krauen. Das hatte für ihn etwas angenehm Beruhigendes in allen Aufregungen dieses putzwunderlichen Lebens.

Frau Marie von Rosegarten war heute einmal recht zufrieden mit ihrem lieben Gott. Ihre Phantasie hätte ihr kaum einen schönern und erfreulichern Zustand vorspiegeln können, als die Wirklichkeit ihn ihr an diesem Nachmittag bot. Alle ihre Lieben waren um sie versammelt. Fritz hatte sie zur Feier seines Geburtstages, den sie sonst in verborgenen, heißen Tränen zu verbringen pflegte, unter viel Gelächter und immerwährenden harmlosen Scherzen in Großmutters altem Fahrstuhl, der freilich einige Mal

bedenklich in allen Fugen krachte, den Heuberg hinaufgeschoben.

Nun saßen sie alle auf der mit verblichenen Amoretten bemalten Veranda des alten, baufälligen Pavillons im herrlichsten Buchenwald, hörten das frische Rauschen des prächtigen Falles aus der grünen Schlucht herübertönen und atmeten die laue, vom Duft des jungen Buchenlaubes fein durchwürzte Bergluft. Selbst Vater und Tante Trinette hatten sich schließlich bereit finden lassen, an der Partie teilzunehmen.

Unter dem Einfluß eines guten Kaffees, den Hilde auf der Spiritusmaschine soeben gebraut hatte, und des Mamsell Wärmchen vorzüglich geratenen, braunglänzenden Butterkuchens geriet auch der alte Herr in eine menschenfreundlichere Stimmung, die sich darin äußerte, daß er einige seiner nettesten Jagdgeschichten zu erzählen begann. Man glaube nicht, daß das ehrwürdige Alter solcher Anekdoten ihren Wert in der Familie verringere; das tut es nur Fremden und entfernten Seitengliedern der Verwandtschaft gegenüber. Besonders heute, wo Fritz in dem Abenteuer des auf Schloß Rauschenrode eingeladenen Schriftstellers mit der Wildsau und in jener andern Geschichte vom Herzog Ernst und der Hasendublette längst vergessene Freunde aus der Kinderzeit mit ungeheucheltem Vergnügen neu begrüßte, wurde auch ihre Wirkung auf die andern Zuhörer beträchtlich er-

höht. Fern hinter dem Gewoge des grünen Blättermeers lagen so zuwidre Sachen wie Hypotheken-Transaktionen. Herr von Rosegarten lachte sein behaglichstes, tiefes Weidmannslachen bei Fritzens Bericht, wie er auf der Landenge von Panama beinahe mal einen Puma geschossen habe, schließlich sei es aber ein Kanalarbeiter gewesen, und er danke seinem Schöpfer noch heute, daß der Schuß daneben gegangen sei. Die verblaßten Amoretten, die so viele Jahre einsam vergilbte Rosengirlanden um den abbröckelnden Plafond des kleinen, zierlichen Gartenhäuschens gewunden hatten, blickte heute ordentlich lebenslustig auf die jungen Mädchen hinab, die fröhlich durch den antiken Säulenportikus aus und ein flatterten und sich in ihren hellen Sommerkleidern und blumengeschmückten Hüten zwischen den umkränzten Altären, den Flöten und Hirtenstäben an den Wänden hin und her bewegten. Von der Sonne erhitzt und durchglüht, hatten Hilde und Mimi etwas wie Frühlingsblüte erster Jugend zurückgewonnen, die sich nun lieblich mit der belebtern Intelligenz reiferer Jahre in ihren Gesichtern verband.

Fritz begann sie zu reizen, indem er erklärte, kein deutsches Mädchen verstehe den Flirt so leicht, frei und anmutig zu üben wie die Amerikanerin. Das sei eine Kunst, die seit frühester Jugend geübt sein müsse, und übrigens, seiner Ansicht nach, der edelste Sport für eine junge Dame. Eine amerikanische

Freundin habe ihm einmal erklärt, sie fange einen Mann ‚mit einer Wimper'.

Hilde, die heute übermütig war, wie man sie nur selten sah, begann darauf die wunderlichsten Augenverdrehungen, auf die Fritz die absonderlichsten mimischen Antworten erteilte, so daß die Mutter nicht aus dem Lachen herauskam und selbst Zipperjahn, den man zur Bedienung mitgenommen hatte, verschiedene Male laut herauspruschen mußte. Es war ein Glück für ihn, daß der gestrenge Herr Schottenmaier nicht zugegen war, der ihm solche Ungehörigkeit streng verwiesen haben würde.

Mimi wurde bei dem Augenspiel zwischen Fritz und Hilde plötzlich still und blickte träumerisch in die Ferne, wo sie weit, weit — kaum noch erkennbar — ein liebes Phantasiebild leise verdämmern und verschwinden sah. Was hatte ihr Mitleid diesem selbstsichern Mann an ihrer Seite noch zu geben? War er für Frauenliebe, die ihm in anderer Form als in der eines heitern Spiels genaht wäre, überhaupt noch empfänglich? Er mochte viel und Schweres erlebt haben, das sah man wohl an den scharfen Linien, die quer über seine Stirn liefen, an den zwei tiefen Falten, die sich zwischen Nase und Mund eingegraben hatten. Aber was ihm auch Hartes geschehen sein mochte, es hatte ihn nur härter und abgeschlossener in sich selbst gemacht. Gerade die spielerische, liebenswürdige Art, in der er ihnen

allen begegnete, bedeutete ein kühles Ablehnen jeder ernstern Teilnahme. Sie blickte bestürzt in die vergangenen Jahre zurück, in denen sie sich doch beständig durch ein zartes, aber unendlich festes Band mit diesem Mann verbunden geglaubt hatte, diesem Mann, der nun so fremd dicht neben ihr saß. Und sie erkannte mit einem innern Erzittern des Schreckens, wie einsam sie doch eigentlich gewesen war, und wie sie ihr ganzes inneres Sein und Fühlen von einer Kost genährt hatte, die nur aus Illusionen bestand. Solche Kost hatte sie viel zu sensitiv gemacht, um nun den derben Mut aufzubringen, der dazu gehört haben würde, sich das Herz von Fritz von Kosegarten neu zu erobern. Sie verzagte und litt zugleich unter den Erinnerungen an seine einstigen, jugendfrischen Zärtlichkeiten, die durch seine körperliche Gegenwart, durch den Anblick seiner Hände, seines Mundes, seiner Stimme und jede seiner ihr noch immer, ach zu vertrauten Bewegungen zurückgerufen wurden. Aber alles, was ihr lieb an ihm war, erfüllte nun ein neuer, beängstigend unsympathischer Geist. Hätte sie wenigstens diesen innern Widerstreit ihrer Empfindungen allein mit sich auskämpfen können . . . aber sie fühlte in jeder Sekunde des Zusammenseins Augusts Augen in leidenschaftlicher Beobachtung aller an ihr wahrnehmbaren Gefühlserregungen auf sich gerichtet. Sie fühlte Mama Kosegartens liebevoll besorgte Fragen sie

heimlich umschweben. Und sie erkannte in dem peinlich geschärften Zustand, in dem all ihre Nerven vibrierten, daß auch Hilde mit einer seltsamen Spannung verfolgte, wie ihr Herz entscheiden und wie sich Fritz zu ihr stellen werde.

Als die Einladung zu der Waldpartie, die doch nur arrangiert wurde, um Fritz zu feiern, ihr durch August überbracht wurde, hatte sie anfangs abgelehnt. August erklärte ihr, daß er das sehr gut verstehe, denn sein Herz bebe innerlich vor Zorn über die leichte und frivole Art, in der sein Bruder ihr entgegentrete. Dann hatte sie wieder die Partei von Fritz genommen, der in seiner jetzigen unsichern Lage natürlich nicht daran denken könne, alte Rechte geltend zu machen.

Als August sie nach einem unerquicklichen Disput verlassen hatte, beschloß sie plötzlich, dieser demütigenden und peinlichen Situation mit einem Schlag ein Ende zu machen und sich für die Zeit von Fritzens Anwesenheit aus der Gegend zu entfernen. Der Arzt hatte ihr ohnehin Pyrmont oder Steben verordnet. Sie sprach ihre Absicht gegen ihre Mutter aus, die nichts dawider hatte, der aber doch ein so plötzlicher Aufbruch etwas auffällig und bedenklich erschien.

„Ich weiß nicht, liebes Kind," hatte Frau von Rahlen zu ihrer Tochter gesagt, nachdem August die Damen verlassen und Mimi ihren Wunsch geäußert hatte, „ob es gut ist, einem Konflikt, wie er dich

jetzt bedrängt, kurzerhand davonzulaufen. Du nimmst die innere Ungewißheit nur mit dir. Solche Dinge müssen ausgelebt werden, wenn man sich von ihnen befreien will. Du weißt, daß August von Rosegarten mir ein lieber Schwiegersohn wäre, wir sind mit der Familie seit Generationen befreundet — schon die Väter und Großväter hielten als gute Nachbarn treu zueinander. August ist gleichsam unter unsern Augen aufgewachsen, ich und dein Bruder schätzen ihn als einen Mann von soliden konservativen Grundsätzen, und wenn er auch noch nicht viel erreicht hat, so liegt das an seinen beschränkten pekuniären Verhältnissen sicher mehr als an mangelnder Tüchtigkeit. Durch eine Verbindung mit dir würde seiner Tatkraft sofort das geeignete Feld eröffnet, und daß ein Mann bei seiner Verbindung mit einem Mädchen auch hieran denkt, scheint mir kein Unrecht zu sein. Ich kann mir wohl vorstellen, daß der romantische Sinn meines Töchterchens nach einer andern Richtung strebt. Du bist mündig, Mimi, und wenn du heute zu mir kämest und mir sagtest, daß du eine Wahl getroffen hättest, die ich mit dem Verstande nicht billigen könnte, so würde ich mich, wenn auch schweren Herzens, dennoch deinen Wünschen fügen. Was unser Glück ausmacht, das weiß nur jeder von uns allein, und niemand, selbst deine Mutter nicht, hat in dieses Geheimnis den richtigen Einblick. Aber warnen möchte ich dich, mein Kind.

Wir alle freuen uns mit den alten Freunden, daß ihr Sohn als ein Mann heimgekehrt ist, der sich sehen lassen darf, dem man überall Interesse entgegenbringen wird. Dennoch frage ich mich, ob er nicht für sie ein Verlorener bleiben wird, gerade weil er sich so gut in das neue Leben hineingefunden hat . . . Du bist in einem engen Kreis erwachsen, du wurzelst fest im Erdboden deiner Heimat und in allen ihren Anschauungen. Ich glaube nicht, daß du dich dem Amerikanertum so leicht und schnell anpassen würdest. Ich meine mit diesem Ausdruck eine neue Sinnesart, die auch bei uns vielfach emporwächst, die mir aber niemals so stark und deutlich entgegengetreten ist wie in der Erscheinung und in dem Wesen dieses Sprößlings einer unserer besten aristokratischen Familien."

Frau von Rahlen hatte den Kopf ihrer Tochter zwischen ihre Hände genommen und sie auf die Stirn, auf die gesenkten Augenlider geküßt. Die Worte klangen in Mimis Herzen nach, gerade weil sie so gemäßigt und gütig waren. Jene Freiheit, die ihr die Mutter stets gewährt hatte, legte ihr nun eine doppelte Verantwortung auf die Seele.

August fragte sie leise, warum sie so schweigsam sei, und was ihr die Stimmung trübe.

Sie hob den Kopf mit einem freundlichen Lächeln, aber sie wußte nichts zu antworten.

Dann erfolgte ein allgemeiner Aufbruch. Fritz begann zu Auguſt wieder von ſeinen Plänen zu reden, die Waſſerkraft des Rauſchenfalles zu einer elektriſchen Anlage auszunutzen.

„Natürlich habe ich ſchon hundertmal daran gedacht,“ ſagte Auguſt bedächtig, „aber woher das Kapital nehmen?“

„Haſt du in Berlin, wo du dich doch oft genug aufgehalten haſt, niemals Fühlung mit kapitalkräftigen Leuten geſucht?“

„Ich geſtehe,“ ſagte Auguſt hochmütig, „daß mich der Ton in den Kreiſen dieſer Herren zu wenig reizte, als daß ich hätte ſuchen wollen, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen.“

Fritz zog ſeine hochgewölbten Brauen noch etwas höher. „Du biſt eben immer Edelmann geblieben, mein Lieber,“ ſagte er dabei. „Mit dieſem abgeſchloſſenen Weſen, das jedes andere als minderwertig betrachtet, reicht man vielleicht aus, um als Krautjunker ſeine Scholle zu beackern, kaum als Diplomat. Und daß du nun gar Techniker geworden biſt, der ohne die Hilfe der Induſtrie überhaupt nichts beginnen kann, das, verzeih mir, war ein arger Mißgriff.“

„Nein,“ rief Mimi plötzlich lebhaft dazwiſchen, „er ſoll auch als Ingenieur bleiben, was er iſt: ein deutſcher Edelmann! Er ſoll ſich nicht amerikaniſieren. Warum können wir es nicht in unſerer Art

auch zu etwas bringen?" Sie ſtockte, blickte Auguſt an und wurde plötzlich roſenrot.

Beide Brüder lachten, aber mit einem verſchiedenen Klang. Auguſt war ein wenig verlegen, doch glücklich und küßte ihr die Hand. Fritz wandte ſich zu ſeiner Mutter und ſagte, indem er ſeinen Arm unter den ihren ſchob und ein wenig über den Platz ging: „Nun, die Teilnahme ſcheint ja da drüben ſehr warm."

„Ach nein," klagte Frau von Roſegarten, „du irrſt dich! Wie lange wirbt der arme Junge ſchon hoffnungslos um das Mädchen!"

„Mimi leidet an allzu großer Treue," warf Hilde hin.

„O!" machte Fritz bedauernd, „eine Krankheit, zu der ich keinerlei Anlage habe." Indem ſeine Blicke die Augen ſeiner Couſine ſuchten, wiederholte er zweimal: „Du irrſt dich, du irrſt dich ganz gewiß! Vielleicht irrt Mimi auch. Mein Gott, Gefühle ſind niemals ſo reinlich zu ſcheiden — oder meinſt du?"

„Ich weiß nicht," murmelte Hilde verwirrt.

In Fritzens Augen war ein ſeltſames Funkeln, aber man konnte bei ihm nie wiſſen, was Scherz und was Ernſt war, und das Sichere blieb jedenfalls, man nahm alles als Scherz und Neckerei. Darum, als er ſich ein wenig zu ihr beugte und ihr ins Ohr flüſterte: „Du ſiehſt heute einfach ſiebzehn-

jährig aus, Couſinchen!“ machte ſie eine ſchnelle abſchüttelnde Bewegung mit dem Kopf und rief: „Alter koketter Bengel! Hier kennt man deine Art zu gut, ſie verfängt nicht mehr!“

„Kratzbürſtchen!“ gab er gut gelaunt zurück.

Auguſt und Mimi waren nach dem Bach hinuntergegangen.

„Ich danke dir,“ hatte Auguſt zu ihr geſagt, „daß du ſo warm für mich eingetreten biſt.“

„Habe ich dir nicht verſprochen, daß ich deine Freundin ſein will?“ gab ſie ernſt zurück.

Er ſeufzte. „Mimi,“ geſtand er, „Fritzens Art reizt mich unmäßig. Ich will ihn ja nicht bei dir verleumden, aber ich fühle, ich werde ſchlecht durch ſeine Gegenwart. Hilf du mir darüber hinweg, Mimi!“

„Ich?“ flüſterte ſie verzagt und hatte die Augen voll Tränen, „ich kann wohl jetzt niemand helfen, bin ſelbſt viel zu hilfsbedürftig.“ Ihr feines, blondes Geſicht wandte ſich ſchüchtern zur Seite, indem ſie flüſterte: „Das alte Gefühl iſt nicht tot, aber es paßt nicht mehr zu dem neuen Menſchen . . .“ Erſchrocken hielt ſie inne, „o Gott, Auguſt, daß ich dir das ſage!“

Er warf einen Blick zurück, und weil er ſah, daß die andern im Geſpräch hin und her wandelten und niemand auf ſie achtete, nahm er Mimis Rechte zwiſchen ſeine beiden Hände und drückte ſie innig.

„Ich bin dir so dankbar, daß du offen zu mir sprichst. Wenn es auch weh tut, dein Vertrauen ist doch das Schönste, was du mir schenken kannst.“

Sie atmete schnell und schneller. Wäre er selbst nicht zu bewegt gewesen, so hätte er sehen müssen, wie ihre gesenkten Lider bebten, wie ihr Mund sich ein wenig öffnete und wieder schloß, ohne ein Wort finden zu können. Plötzlich aber machte sie sich stark und zog ihre Hand hastig aus der seinen.

„Nein, August, nein,“ sagte sie bestimmt, wenn auch atemlos und sehr beklommen, „nicht jetzt, nicht heute! Laß mir Zeit . . .“

Er trat ein wenig zurück und blickte traurig und verletzt. Er fühlte, die Entscheidung war nahe, ganz nahe gewesen, und nun war sie wieder verschoben auf unbestimmte Zeit. Eine Kühle senkte sich wie ein feiner Nebel zwischen sie.

„Sei mir nicht böse,“ bat sie noch mit zuckenden Lippen; aber dann eilte sie, das Alleinsein mit ihm zu beenden, und wandte sich der übrigen Gesellschaft wieder zu. August kam ihr langsam nach. Er suchte unter einem gleichgültigen Ausdruck seine Enttäuschung zu verbergen.

„Ich finde euch wohl heute abend wieder an dem gleichen Platz?“ sagte er zu seiner Mutter. „Entschuldigt mich bis dahin, ich habe noch zu arbeiten.“ Nach kurzem Gruß entfernte er sich, und Mama Rosegarten begleitete sein Fortgehen mit einem gerührten

kleinen Gefühlsausbruch über seine Gewissenhaftigkeit und seine Pflichttreue.

Man stieg dann zur Lichtung hinauf. Um die Baumstümpfe der im letzten Jahr geschlagenen Buchen wucherten Blumen und Gekräut. Die Mädchen begannen große Sträuße zu pflücken.

Bei Gelegenheit des Hin- und Herschweifens kam denn auch Fritz mit Mimi in ein längeres Gespräch. Sie war erstaunt zu hören, daß er August ohne jede Ironie lobte und die Hoffnung aussprach, es werde sich bald eine Gelegenheit finden, wo sein Bruder sich ruhig und stetig, wie es seinem Wesen angemessen sei, betätigen könne. Er blickte eine Weile nachdenklich vor sich nieder, sah darauf seine Nachbarin etwas prüfend von der Seite an und begann vorsichtig: „Ich möchte wohl wissen, Mimi, ob du noch genug Freundschaft aus früherer Zeit für mich übrig hast, um mir einen großen Gefallen zu tun?"

Sie senkte den Kopf und ordnete an ihrem Strauß. „Was könnte ich für dich tun?" fragte sie mit bedeckter Stimme.

„Es scheint mir," sagte Fritz, „daß mein Bruder viel auf dein Urteil gibt, und da wäre es in diesem Augenblick für mich und auch für August selbst von großem Wert, wenn du ihn ein wenig zu meinen Gunsten beeinflussen könntest!"

Fritz beobachtete, wie sie blasser wurde, und wie ihr Gesicht einen ablehnenden Ausdruck bekam.

„Ich wüßte nicht, wie ich das beginnen ſollte," ſagte ſie mit einem Anflug von Hochmut.

„Ich leſe dir die Gedanken von der Stirn," rief Fritz, „. . . da müßte ich ſelbſt erſt eine gute Meinung von dir haben, willſt du ſagen. Und wodurch ſollte ich mir die verſchafft haben oder verſchaffen? . . . Ich gebe zu, ihr wißt wenig von mir. Mein Erſcheinen in eurer Mitte muß euch befremdend und verdächtig vorkommen. Sieh, mich hat wirklich die ehrliche Abſicht hergeführt, mit Auguſt zuſammen etwas zu unternehmen, einen Plan auszuführen, der uns beiden, meiner Anſicht nach, nicht nur eine tüchtige Arbeit, ſondern einen tüchtigen Gewinn verſchafft. Dazu brauche ich vor allen Dingen ſein Vertrauen und ſeinen guten Willen, überhaupt erſt einmal mit mir an die Sache heranzugehen. Nun alſo, wie dieſes Problem zu löſen ſei, beſchäftigt meine Gedanken jetzt fortwährend."

„Um dir als Werkzeug zu deinen geſchäftlichen Plänen zu dienen, willſt du mich gewinnen?" ſagte Mimi mit ſo viel Bitterkeit im Ausdruck, daß Fritz ſie überraſcht anblickte.

„Ja, gewiß, was iſt dabei Verletzendes?" fragte er leichthin.

„Von deinem Standpunkt aus gewiß nichts, nur iſt mir der ſo fremd, wie du mir überhaupt geworden biſt."

Fritz machte eine ungeduldige Bewegung.

„Sage du nicht auch dasſelbe, was ich auf Schritt und Tritt zu hören bekomme! Natürlich hab ich mich entwickelt, aber ich bin meiner Grundnatur doch treu geblieben, und wenn du für die einmal Sympathie gehabt haſt, ſo wüßte ich nicht, was dich hindern könnte, ſie auch jetzt noch zu haben."

Mimi öffnete die Lippen, ſchloß ſie wieder, ſchluckte ein wenig und ſagte ſchließlich: „Vielleicht bin ich es, die ſich verändert hat!"

„Das Geſetz der Schwere, das über euch alle regiert, hat dich nicht verſchont," bemerkte Fritz lächelnd. „Was warſt du einmal für ein begeiſtertes, glühendes Mädchen!"

„Und nun bin ich alt und langweilig geworden — ſag's nur gerad heraus!"

„Das nicht, nur ſo eigentümlich befangen. Du gehſt umher, wie in weiße Schleier gewickelt, die dir jede Bewegung lähmen. Wenn du mit mir zuſammen biſt, macht dein feierlicher Ernſt mich förmlich beklommen."

Mimi lachte kurz auf. „Du und beklommen!"

Fritz ſah ſie mit ſeinen hübſchen, etwas tiefliegenden braunen Augen prüfend an. „Es iſt doch ſo. Im Augenblick der erſten Begrüßung kamſt du mir ſo freundlich entgegen. Was hat dich ſeitdem ſo verändert? Nein, nein, lauf mir nicht davon! Oder wollen wir zu der Buche dort hinaufklettern und ſehen, ob wir an ihrem Stamm ein gewiſſes Herz noch finden . . .?"

Mimi war sehr rot geworden, schüttelte hastig den Kopf und blickte vor sich nieder, bange atmend. Sie hob den Strauß und drückte ihr Gesicht hinein, um Zeit zu gewinnen, dann flüsterte sie scheu: „Ich kann es nicht abschütteln, es ist stärker als ich, es legt sich über mich wie ein Bann, sobald ich in deiner Nähe bin. Ich begreife mich ja selber nicht . . . Als wir dich erwarteten, da — da freute ich mich so unmäßig und meinte, alles müßte wiederkommen mit dir: Lachen — und Jugend und Glück — eben alles, was du mit dir übers Meer genommen hast.“ Die Tränen stürzten ihr unaufhaltsam aus den Augen, während sie die leidenschaftlichen Worte heftig und unzusammenhängend hervorstieß.

Fritz wandte diskret den Kopf zur Seite. Er wollte diese Tränen nicht sehen und ihr Zeit geben, sie zu trocknen.

„Mimi,“ sagte er dann mit dem Versuch, dem Gespräch eine leichtere Wendung zu geben, „du willst doch nicht sagen, daß ich dein Lachen und deine Jugend und dein Glück damals mit in meinen Koffer gepackt hätte?“

„Ich will dir ja keinen Vorwurf machen,“ stammelte das Mädchen verwirrt, „es war eben Notwendigkeit.“

„Einen Vorwurf?“ fragte Fritz. „Wir wollen uns doch wohl keinen Vorwurf machen aus unserer fröhlichen Liebe, an die ich immer gedacht habe wie

— nun wie an einen blühenden Baum, an dem man im Frühling vorüberging."

„Du bist vorübergegangen," sagte Mimi — „mir war die Erinnerung mein Leben."

„Elf Jahre lang Erinnerung," rief Fritz erschrocken — „mein Gott, Mimi, wenn das wahr ist, dann ist's schauerlich."

„Es hatte auch seine Süße," flüsterte Mimi träumend.

Sie gingen beide in einer wunderlichen Ergriffenheit den grünen, moosigen Waldweg entlang, den Fritz eingeschlagen hatte.

„Was seid ihr Mädchen für seltsame Geschöpfe!" rief er plötzlich lebhaft, als wollte er mit dieser hellern Stimme etwas — eine Stimmung, die keine Herrschaft über ihn gewinnen sollte — verscheuchen. „Ihr seht doch andere Männer, ihr werdet doch begehrt . . ."

„Wir sehen sie nicht," sagte Mimi in Erinnerungen verloren, „und wenn man uns begehrt, so wird es uns lästig."

Fritz blieb stehen. „Ich nehme meine Behauptung von vorhin zurück," sagte er leise. „Ihr deutschen Mädchen versteht einen weit gefährlicheren Flirt als die Amerikanerin."

Mimi zog die Schultern hoch, sie fühlte einen feinen, scharfen Schmerz am Herzen. „Armer Fritz, kennst du keine andere Erregung mehr als die durch einen geschickten Flirt?" fragte sie traurig.

„Doch, Mimi," antwortete Fritz ernst. „Bei meinem Besuch in Niedernrode vorgestern, als ich dich dort beobachtete, während wir durch die Ställe gingen, wie du mit Knechten und Mägden sprachst als die kluge, tüchtige Herrin — da überkam mich ein Gefühl aufrichtiger Achtung und Bewunderung für meine liebe Jugendfreundin, und ich war sehr stolz darauf, daß du mich einmal liebgehabt hast — du sollst dich nicht entwerten und dich jetzt als eine überspannte Schwärmerin hinstellen, die du ja gar nicht bist."

Mimi seufzte.

„Fritz," sagte sie resigniert, „ich habe gelernt, Arbeit anzupacken und zu bewältigen, weil ... Ach, es ist ja lächerlich! Es kommt mir so unbeschreiblich unsinnig vor, alles, was ich gedacht und geplant und gehofft habe die vielen Jahre hindurch ... Ich dachte, ich dürfte dir nicht nachstehen und müßte tüchtig werden für ein Leben, das vielleicht hart und entbehrungsreich werden konnte da draußen — mit dir ..." Die letzten Worte kamen nur noch wie ein Hauch über ihre Lippen, aber Fritz hatte sie doch verstanden. Er nahm ihre freie Hand und küßte sie mehrmals herzlich und lange.

„Dear girl," sagte er leise, „ich wollte, ich hätte mehr Ahnungsvermögen besessen!"

„Ach, Fritz!" sagte Mimi lächelnd mit zurückkehrender Ruhe, „jetzt denk' ich, daß dich das nur gehindert haben würde!"

„Wer weiß?“ fragte Fritz und blickte ihr tief und warm in die Augen. Ein Schwindel ergriff ſie dabei, ein inneres Erzittern. Was ſollte aus dem allen werden? War ſie noch bereit für ihn? Jedes Gefühl in ihr verlor ſich in grenzenloſer Unſicherheit. Etwas dergleichen mußte er wohl in ihrem Blick leſen, denn er reckte ſich plötzlich ſtraff zuſammen und ließ ihre Hand nach kurzem Druck los.

„Man muß nicht getrocknete Blumen wieder lebendig machen wollen . . . Ich glaube, Mimi, das iſt dein Geſchmack ſo wenig wie der meine. Sieh mal, da draußen in der Schonung, wo das alte Holz niedergeſchlagen iſt, da wächſt das junge Grün am tollſten.“

Er lächelte jetzt, und ſie nickte ihm zu mit träuengläuzenden Augen. Dann hob ſie noch einmal die Hand und reichte ſie ihm mit gutem Druck.

„Auf neue Freundſchaft!“ rief ſie mit einem wunderlichen kleinen Lachen, drehte ſich dann ſchnell um und lief eilig davon, als könnte ſie ihren eigenen widerſtreitenden Empfindungen entfliehen, wenn ſie ſich in die Obhut von Tante Roſegarten zurückbegeben würde.

Fritz ließ ſie gehen und verfolgte langſamen Schrittes den Waldweg weiter. Er zog eine der großen ſtarken Zigarren, die er zu rauchen pflegte, aus der Bruſttaſche und ſteckte ſie ſorgſam in Brand. Er befand ſich in dem behaglichen Geiſteszuſtand

eines Mannes, der sich aus einer schwierigen Situation glücklich gerettet und sie nach seinen Wünschen gelenkt hat. Mimi war nun auf dem Weg, auf dem er sie haben wollte.

Fritz kam nach einer Weile auf den Platz am Pavillon zurück. Er fand dort niemand von den Seinen mehr vor. Zipperjahn war beschäftigt, unten am Bach die Tassen und Teller zu spülen und für den Abend neu herzurichten. Es lag Fritz im Augenblick nicht viel daran, wieder mit den Damen und seinem Vater zusammenzutreffen. Er setzte sich vor den Portikus des baufälligen kleinen Gebäudes und überdachte seine Pläne und Absichten für die Zukunft. Debberitz war sehr erfreut gewesen, ihn zu sehen, und sie waren auch schnell wieder in den alten kameradschaftlichen Ton gekommen. Aber als Fritz das Gespräch auf geschäftliche Dinge lenkte, hatte Herr Debberitz sich doch sehr vorsichtig und zurückhaltend gezeigt. Die pompöse Überheblichkeit des guten Theodor, die des alten Herrn Zorn so sehr herausgefordert hatte, amüsierte Fritz außerordentlich. Ja, sie freute ihn beinahe. Er wußte längst, wie die Eitelkeit der Menschen die beste Handhabe bietet, um sie daran zu leiten und sie nach dem eigenen Willen zu regieren. Und er überlegte jetzt nur, auf welche Weise er ihr in diesem Fall die nötige Nahrung zuführen könne, um Thete Debberitz gefügig zu machen und zugleich die Antipathie in seiner Fa-

milie zu ſchonen. Fritz war wie alle Menſchen eines unſteten abenteuerlichen Lebens ein wenig abergläubiſch. Er vertraute ſeinem guten Stern, wartete beſtimmt auf unvorhergeſehene günſtige Zufälle, die da helfend eingreifen würden, wo ſein Verſtand im Augenblick noch keinen Ausweg ſah, und war jetzt wie immer feſt entſchloſſen, wenn ſein Stern ſich ihm nicht günſtig erweiſen würde, wenn der Zufall ihm hindernd, ſtatt fördernd in den Weg treten ſollte, das Unternehmen, um deſſentwillen er herübergekommen war, binnen kurzem aufzugeben und irgend einen neuen Weg zu Glück und Erfolg einzuſchlagen.

Als er in ſeinem Gedankengange bei ſolchen Erwägungen angelangt war und aufblickend die gewichtige und ſtattliche Erſcheinung des Herrn Theodor Debberitz ſich über die Brücke auf den Platz zu bewegen ſah, verwunderte ihn dieſes Zuſammentreffen nicht weiter. Es erfüllte ihn nur mit der ruhigeren Sicherheit, daß ſein Glücksſtern ihm diesmal treu bleiben werde. Er ging dem in ſeiner Leibesfülle langſam Daherſchreitenden mit einem ziemlichen Aufwand von Herzlichkeit und Freude entgegen und rief ihm ſchon von weitem zu: „Na, alter Junge, du kommſt ja wie gerufen! Weißt du, daß wir im Begriff ſind, hier meinen allerhöchſten Geburtstag zu feiern, daß aber meine werten Angehörigen in ungebändigter Naturſchwärmerei ſich im Wald zerſtreut haben und mich mit der Maibowle hier ganz

allein ließen! Du mußt durchaus ein Glas mit mir trinken. Zipperjahn, hebe die Bowle aus dem Korb und bringe Gläser her."

„Nee, nee," machte Debberitz abwehrend, „Fritzeken, laß jut sein! Du bist ja ein janz famoser Kerl jeblieben, aber mit deinem Ollen, nee, mit dem möcht ich doch hier nicht zusammentreffen!"

„Das sind so kleine Mißverständnisse," rief Fritz munter, „die gleichen sich schon wieder aus. Mein Vater ist ein jähzorniger, alter Herr, aber seine Ausbrüche sind nicht so ernst zu nehmen."

Debberitz stemmte die Arme in die Seiten. „Siehste, Fritz, das ist eine vernünftige Anschauung. Im Grunde meine ich's ja jut mit deinen Leuten, man hat doch die alte Anhänglichkeit . . . Aber wie einen Wucherer und Blutsauger mag man sich doch nicht behandeln lassen!"

Fritz lachte. „Das mußt du meinem Vater schon zugute halten," meinte er gemütlich, „das ist nun mal die alte Anschauung der Landjunker . . . In jedem Geschäftsmanne sehen sie einen Blutsauger oder einen abenteuerlichen Spekulanten. Betrachtet mich denn mein Vater anders? Na also . . . Zipperjahn, schenk ein!" Er hatte seinen Freund untergefaßt und nach dem Pavillon gezogen, nahm nun zwei Gläser aus dem noch unausgepackten Korb und ließ sie von dem herbeigeeilten Cyprian mit Maibowle füllen. „Junge, die scheint gut, da müssen

wir uns dranmachen!" rief er luſtig. Debberitz ſtand noch zögernd. „Was wird aber die olle Inädige dazu ſagen?" meinte er, doch ſchon das Glas aufnehmend.

„Meine Geburtstagsbowle reklamiere ich als Privateigentum!" rief Fritz. „Alſo — Proſit!"

Debberitz ſchmunzelte vergnügt. Die Erinnerung an manchen mit Fritz auf heimlichen Schleichwegen erbeuteten guten Tropfen ſtieg mit dem Duft des Maitranks lieblich in ſeiner Phantaſie empor, und die Begeiſterung für den intelligenten, feinen, immer zu tauſend überraſchenden, tollen Streichen bereiten Jugendkameraden wachte in ſeinem leeren Herzen wieder auf.

„Proſt, alter Junge!" ſagte er behaglich mit ſeiner fett und ſatt gewordenen Stimme.

Die Gläſer klangen aneinander. Debberitz bewegte nach einem langen Zuge ſchmatzend die Lippen und wiſchte ſich mit ſeinem Batiſttuch die Tropfen aus dem Schnurrbart. „Vorzüglich," lobte er. „Neeweißte, Fritz, deiner Mutter ihre Bowlen — alle Achtung! Man hat ja ſo manche Pulle Sekt und ſo manche Bowle getrunken, aber ſo 'n Rauſchenroder Maitrank, der hat's in ſich!"

„Ja," ſagte Fritz und füllte die Gläſer aufs neue, „der hat einen Geſchmack wie erſte Liebe und überdies noch den Vorzug, daß er immer wieder gebraut werden kann, während die erſte Liebe ... Na, reden

wir nicht weiter darüber! Was vorbei ist, ist vorbei! Das zweite Glas auf unsere alten und unsere neuen Streiche!"

Debberitz hatte sich nun schon auf einen der breiten weißen Gartenstühle behaglich niedergelassen. Er lachte und schlug sich vergnügt auf die Schenkel. „Nee weißte, Fritzeken, mit den dummen Streichen, da is es bei mir zu Ende! Überlegt wird, aber sehr gründlich, ehe ich 'ne Chose anpacke — aber denn auch rin ins Jeschäft und nich wieder locker jelassen!"

„Scheint dir ja mächtig geglückt mit deinem Grundsatz," bemerkte Fritz humoristisch, „präsentabler Kerl!" Er schlug ihm lustig mit der flachen Hand auf den stattlichen Bauch.

„Es macht sich, es macht sich," wehrte Debberitz bescheiden ab. Er holte sein Zigarrenetui hervor und bot es Fritz an. „Echte Importen, feine Jelegenheitschose," sagte er mit der Miene eines Mannes, der zu leben weiß und die guten Dinge der Welt zu genießen gelernt hat. Fritz bediente sich und lobte die Marke. Debberitz aber sagte, sinnend in das blaue duftende Rauchgewölk blickend, das vor ihm in der Luft wirbelte: „Schade, Fritzeken, daß du noch nicht hier warst, als ich mit deinem Vater wegen des Verkaufs von Rauschenrode anfing. Zwischen uns beiden wäre die Sache jlatt abgeschlossen, und das wäre auch das beste für deinen Vater jewesen."

Fritz nahm eine kühlere und verschlossenere Miene an. „Das fragt sich doch sehr, mein lieber Junge," gab er zurück. „Auf den Preis, den du meinem Vater geboten hast, hätte ich mich jedenfalls nicht eingelassen."

„Aber Mensch!" rief Debberitz, „du kommst hierher und weißt gar nicht, wie die Sachen hier stehen. Glaube man, ich weiß hier besser Bescheid wie dein Vater selber."

„Das ist leicht möglich," meinte Fritz trocken. „Es gibt aber noch andere Wege, um aus der Verlegenheit zu kommen, als der allerletzte, den wir einschlagen würden, nämlich den, unser altes Familiengut für einen Schleuderpreis fortzuwerfen."

Debberitz faßte mit seinen großen Händen beide Armlehnen seines Stuhls, beugte sich vor und rief höhnisch: „Welchen denn, wenn ich bitten darf? He, welchen denn? Da wär ich doch sehr neugierig! Ich will dir mal was sagen, mein Lieber, ihr seid in meiner Hand, ihr seid ganz in meiner Hand! Wenn ich deinem Vater heut abend die Hypothek kündige, da ist er morgen bankrott, verstehste mich? Bankrott ist er, da jibt's keine Rettung! Ihr tätet wirklich vernünftig, den Vergleich, den ich euch aus alter Anhänglichkeit angeboten habe, mit Dankbarkeit anzunehmen."

Fritz erhob sich von seinem Stuhl und blickte so auf seinen erregten Jugendkameraden nieder. Er

begriff in dieſem Augenblick, daß ſein Vater dem Mann in wildem Zorn die Tür gewieſen hatte. Sein Geſicht blieb ganz ruhig, nur die Mundwinkel zogen ſich ein wenig herab und die Brauen in die Höhe, und die Augen bekamen ſtatt der liebenswürdigen Freundlichkeit, die ſie ſonſt widerſpiegelten, einen kalten, klugen, überlegenen Blick. „Wir ſind alſo deiner Anſicht nach ganz in deiner Macht ...“ begann er langſam und ſo gelaſſen, daß der vom Siegesgefühl berauſchte Mann ihn faſt beſtürzt anblickte. „Ich kann mir denken,“ fuhr er weiter fort, „daß es dir ein teufliſches Vergnügen bereitet, mit uns zu ſpielen wie die Katze mit der Maus. Ja, ja, ich kann mir das ſehr gut vorſtellen. — Übrigens ſehe ich da eben Auguſt herankommen, und es liegt mir daran, über alle dieſe Dinge einmal eingehend mit dir unter vier Augen zu ſprechen. Erlaube alſo, daß ich dich einen Augenblick verlaſſe, um meinem Bruder zu ſagen, wo er die andere Geſellſchaft im Walde finden wird.“

Er ging auf Auguſt zu, der in der Ferne ſtehen geblieben war und ihn mit einem Geſicht, das eitel Mißbilligung ausdrückte, empfing.

„Ich weiß alles, was du ſagen willſt,“ rief ihm Fritz halblaut zu, „ich will auch heute abend noch deine Vorwürfe und Warnungen geduldig über mich ergehen laſſen, nur im Augenblick würden ſie mich entſetzlich ſtören.“

Auguſt, der blaß und nervös ausſah, hatte bei Fritzens Anrede eine Bewegung gemacht, als träte er vor etwas Widerlichem zurück.

„Ich bitte dich, dieſen frivolen Ton zu mäßigen,“ ſagte er heftig, wenn auch leiſe, „oder . . . oder ich vergeſſe, daß du mein Bruder biſt.“

„Nanu?“ fragte Fritz erſtaunt.

„Ja,“ ſagte Auguſt, vor ihm ſtehen bleibend, mit mühſam unterdrückter Leidenſchaft, „mögen ſie dich alle verhätſcheln und um dich herumtanzen, ich will dir nur ſagen, daß du mir gar nicht imponierſt, daß ich keinen Menſchen auf der Welt ſo wütend haſſe wie dich!“

„Herrgott,“ ſagte Fritz ungeduldig, „das begreife ich ja vollkommen, ich will mich ja heute abend gern mit dir über deine Gefühle auseinanderſetzen. Dort oben ſucht Mimi Rahlen Maiblumen — ſie würde ſich freuen, wenn du ihr dabei helfen möchteſt! Ich glaube, ſie iſt gerade in einer Stimmung, die mit der deinen höchſt ſympathiſch zuſammenklingen wird!“

Auguſt zog gepeinigt das Geſicht zuſammen und rieb nervös die Finger. „Ich bitte dich, laß das Mädchen aus dem Spiel, du biſt gar nicht wert . . .“

„Sehr richtig,“ unterbrach ihn Fritz lebhaft, „ich bin ihrer gar nicht wert, davon iſt ſie jetzt auch überzeugt. Ich ſagte dir ja ſchon, in eurer Antipathie gegen mich werden eure Herzen harmoniſch zuſammenklingen!“

Auguſt machte eine verzweifelte Gebärde. „Mit dir iſt kein ernſtes Wort zu reden!“

„Lieber Junge,“ rief Fritz, „um Reden handelt ſich's hier nicht, es gibt ein beſſeres Zeitwort, das heißt ‚handeln‘. Und wenn du jetzt nicht handelſt und die günſtige Stimmung zur Eroberung ausnutzeſt, ſo biſt du der größte Schafskopf, der mir noch begegnet iſt! Alſo adieu und verzeih, wenn ich dich deinen Sternen überlaſſe, um den meinen zu folgen.“

Er winkte ihm mit der Hand und ging eilig zu Debberitz zurück. Auguſt ſtarrte ihm beſtürzt nach. In dem Wort ‚Schafskopf‘ hatte ein Ausdruck von Herzlichkeit gelegen, der ihn verwirrte und ſtutzig machte. Jedenfalls würde er bei Mimi Aufklärung finden, und ſo war es denn ſchon das beſte, er ſuchte ſie auf, wozu er ja auch eigentlich gekommen war, denn er hätte es doch nicht ertragen können, ſie dem Einfluß dieſes unberechenbaren Bruders für einen ganzen Nachmittag zu überlaſſen.

„Was war denn mit deinem Bruder los?“ fragte Debberitz neugierig, als Fritz zu ihm zurückkehrte, „der ſchien ja ganz aus dem Häuschen.“ Er ſaß in dem weißen Stuhl zurückgelehnt, die Beine übereinandergeſchlagen, den Rauch der ſchweren Zigarre behaglich vor ſich hinblaſend, ein Bild breiter, würdevoller Ruhe, die die Dinge dieſer Welt gemächlich an ſich herankommen läßt.

Fritz lächelte. „Der Menſch hat ſo Stimmungen,“ warf er leicht hin, „. . . es könnte ſein, daß wir nächſtens Verlobung auf Rauſchenrode feiern.“

Debberitz nahm die Zigarre aus dem Mund und horchte auf.

„Verlobung? Was du ſagſt! Doch nicht etwa auf Rauſchenrode und Niedernrode?“

Fritz zuckte die Achſeln. „Da fragſt du mich zu viel! Diskretion Ehrenſache!“

„Donnerſchock!“ ſtieß Debberitz heraus, „ſo ein Schlaumeier! Jetzt jeht mir erſt ein Dalglicht auf! Hätte den Auguſt nie für ſolchen Schlaumeier jehalten!“ Er kaute wütend an ſeiner Zigarre und warf ſie dann mit einer böſen Bewegung beiſeite. „Zieht nicht mehr, das Bieſt,“ murmelte er verdrießlich.

„Du meinſt, mit der reichen Schwiegertochter im Hintergrunde kann mein Vater den Verkauf von Rauſchenrode ruhig abwarten?“ fragte Fritz liebenswürdig.

„Hä,“ murrte Debberitz, „ſo gewaltig iſt das Rahlenſche Vermögen denn doch nicht, und der Bruder kriegt das meiſte. Die überſchuldete Klitſche hier zu halten, dazu langt's nicht, dazu langt's bei weitem nicht. Da macht euch nur keine Illuſionen.“

„Ich glaube auch nicht,“ ſagte Fritz, „daß Auguſt ſolche Abſichten hegt . . . Aber ſage mir einmal, was veranlaßt dich denn eigentlich, dein Geld

hier hineinſtecken zu wollen? Wenn du immer ſolche Geſchäfte machſt, verſteh ich nicht, wie du zu deinem Kapital gekommen biſt."

Debberitz lachte ein behagliches, ſattes Lachen. „Ja, Fritzeken, das is nu ſozuſagen 'ne Jemütschoſe."

„Solchen Luxus wie Gemütschoſen kannſt du dir alſo ſchon leiſten?" fragte Fritz.

„Kann ich, Jungchen — kann ich," wurde ihm geantwortet.

„Gratuliere!"

Herr Theodor Debberitz ſtrich ſich mit der fleiſchigen Hand, an deren kleinem Finger ein breiter Goldreif mit einem Diamanten blitzte, den hochgedrehten Schnurrbart. „Siehſt du, Fritzeken," begann er zu erzählen, „daß ich Beſitzer von Rauſchenrode werden wollte — das habe ich mir ſchon vorgenommen, als ich hier noch auf dem Hof mit 'nem zerriſſenen Hoſenboden 'rumflankierte und meine Mutter in der Küche half. Das war nu immer ſo eine Phantaſie von mir — un dadruff hab ich auch immer hinjearbeitet . . . Weeßte, ſo Sonntags nach der Kirche ſo als Gutsherr durch die Ställe jehn, ſo mit der Frau Jemahlin am Arm, de ſeidene Schleppe übern Kies, un de Kinderchens um einen rumſpringen — un denn ſo durch den Park nach de Jräbers von de Vorfahren — un da ſo 'nen Kranz niederlegen . . . weeßte Fritze, unſereens hat ooch ſein Herz in der Bruſt."

„Hab ich ja vorhin erſt geſagt," bemerkte Fritz ernſthaft, „du biſt ein deutſcher Idealiſt."

Thete Debberitz nickte einverſtanden mit dem Kopf. „Na alſo, nich wahr, wenn man's doch haben kann . . ."

„Gewiß, gewiß," beſtätigte Fritz. „Ich begreife ja auch vollſtändig, daß man für ſeine Ideale Opfer bringt . . . Aber, Thete, wenn man alles haben könnte, was man ſich wünſcht, und daneben noch ein ausgezeichnetes Geſchäft machen, das würdeſt du doch nicht von der Hand weiſen? Was? Mit der Landwirtſchaft allein iſt heutzutage nichts mehr anzufangen, darüber ſind wir uns doch beide klar . . ."

„Dadruff laß ich mich ſchon gar nicht ein," lachte Debberitz vergnügt. „So ſchlau ſind wir hier auch noch, wir alten Europäer. Wenn du aber meinſt, ich ſoll dir meine Pläne verraten — nee mein Lieber, ſo dumm ſind wir hier ooch nicht."

„Ganz wie du willſt," meinte Fritz kühl, „ich habe keine Geheimniſſe vor dir. Ich geſtehe dir ganz offen und ehrlich, daß ich mit dir Hand in Hand gehen möchte, und daß, wenn ich deine Unterſtützung finde, ich auch Auguſt und meinen Vater für meine Pläne gewinnen werde. Alſo höre mal zu: die Waſſerkraft des Rauſchenfalles wird für ein Elektrizitätswerk ausgenutzt, dem Auguſt als Direktor vorſteht. Unten im Tal, wo jetzt die magren Haferfelder liegen, erhebt ſich bald ein großes Sanatorium,

das die Kraft zu seinen elektrischen Bädern und sonstigen Scherzartikelchen aus dem Elektrizitätswerk empfängt. Die Villen des neuen Kurortes gruppieren sich naturgemäß um das Sanatorium. Eine elektrische Bahn unten im Bogen um die Berge und durch Niedernroder Gebiet bringt uns in direkte Verbindung mit der Residenz Langenrode, mit dem dortigen Hof und der Welt. Denn von Langenrode ist man in vier Stunden in Berlin. Diese Sache wird gemacht, ob mit oder ohne deine Hilfe ist mir gleich. Aber gemacht wird sie! Darauf kannst du dich verlassen! Ist auch eine Jemütschose! Und darum werde ich auch meinem Alten nicht erlauben, daß er Rauschenrode jetzt aus der Hand gibt."

„Du hast wohl noch ein Fräulein van Gould in Aussicht, die dir die Millionen zu deinen Plänen bereit hält?" fragte Debberitz hämisch.

„Ich mache solche Geschäfte mit Männern. Wenn deutsche Kapitalisten sich nicht dazu bereitfinden, so hole ich mir allerdings das nötige Geld aus Amerika. Ich war nicht zehn Jahre drüben, um ohne Verbindungen zu bleiben. Glaubst du, ich bin nach Deutschland gekommen, um bei Muttern mal wieder Maibowle zu trinken?"

Debberitz hatte lauernd zugehört. Jeder von beiden Männern achtete gespannt auf jede Schattierung im Wort des andern, beobachtete aufs schärfste jede Bewegung der Gesichtsmuskeln des Gegners: zwei

Kämpfer, die argwöhnisch und listig gegenseitig ihre Kräfte abschätzen, ehe sie auf den Kampfplatz treten, auf dem jeder zu siegen entschlossen ist. Der eine hatte die breite, brutale Wucht seiner Geldsäcke einzusetzen, der andere die geschmeidige Gewandtheit seiner Intelligenz, und hinter beiden lag die Erfahrung von wechselnden Erfolgen und Niederlagen.

Debberitz stand schwerfällig aus seinem Stuhl auf und reckte die mächtigen Glieder. „Das klingt alles ganz schön," sagte er in einem wegwerfenden und ablehnenden Tone, „wo der Vorteil herausspringen soll, ist mir noch sehr schleierhaft. Nee, nee, ich will mir mit Rauschenrode eine stille Ruhestätte für meine alten Tage erwerben."

„Ein Kerl wie du," sagte Fritz, „und spricht von Ruhestätte für seine alten Tage? Du solltest dich was schämen! Mein alter Herr, der hat ein Recht auf Ruhestätte und auf stille Träume bei den Gräbern der Vorfahren. Dem lassen wir das alte rumplige Schloß, den Park — die Jagd."

„Sonst nicht noch was?" fuhr Debberitz dazwischen.

„Nein, sonst nichts," sagte Fritz unbewegt. „Das übrige Terrain kaufst du ihm ab. Du gehörst mitten hinein in deine Gründung. Ich sehe schon die Villa Debberitz sich in der Nähe des Bahnhofs erheben. Kolossal — der Palast der modernen Industrie mit allem Komfort der Neuzeit."

„Nee, nee," machte Debberitz, „ihr auf dem Schloß bleibt doch immer die Herrschaft."

Fritz trat an ihn heran und schlug ihn auf die Schulter. „Komme mir doch nicht mit so abgestandenen Begriffen. Bis deine Villa steht, wird dir ein Flügel im Schloß eingeräumt. Du hast deinen eigenen Diener, nimmst teil an den Mahlzeiten der Familie oder nicht, wie es dir paßt . . . kurz, geehrter Gast — Familienmitglied . . ."

Debberitz lachte. „Dazu werden sich deine hochmütigen Leute jerade herablassen. Nee, Fritz, alles oder nischt, is mein Wahlspruch. — Du fängst mich nicht mit deinen schönen Vorspiegelungen! Verschafft ihr euch nur euer Kapital zu eurer Gründung von deinen Yankeefreunden. Wollen mal sehen, ob's rechtzeitig eintrifft, wenn ich die Hypothek kündige."

In diesem Augenblick ertönte ein ängstlicher Schrei, und man hörte eine Frauenstimme rufen: „Ich rutsche ja, halten Sie mich doch, Kunze, aber so halten Sie mich doch!" Fritz war aufgesprungen und eilte der Gegend zu, woher der Schrei ertönte. Zu seinem äußersten Erstaunen fand er auf einem etwas steilen, vom Heuberg niedergehenden Waldpfade, der zudem durch altes, vermoderndes Laub schlüpfrig gemacht wurde, die Prinzessin Karoline, hochrot im Gesicht, mit ganz verängstigten Augen und krampfhaft den Arm des sie begleitenden Lakaien umklammernd. Die korpulente Dame in ihrem falbel-

reichen lila Seidenkleid war augenſcheinlich wenig an Bergpartien gewöhnt und begrüßte Fritz wie einen Retter in höchſter Gefahr.

„Ach, mein lieber, junger Freund!“ ſtöhnte ſie, „welch ein Glück, daß ich Sie gefunden habe! Ich habe Ihretwegen dieſe halsbrecheriſche Partie unternommen! Hörte durch Trinette, daß heute Ihr Geburtstag iſt, wollte Ihnen Glück wünſchen. Nett von mir, was? Ohne Gefolge durchgebrannt, was ſagen Sie?“

„Vorzüglich, Hoheit,“ rief Fritz, „wie ſoll ich für ſolche Gnade danken?“

Sie hatte ihre Fröhlichkeit ſchon wieder gewonnen und kicherte jugendlich kokett, indem ſie ſich ſchwer auf ihn ſtützte; trotzdem glitten ihr die Füße aus, und ſie mußte, auf der einen Seite von Fritz, auf der anderen vom Lakaien halb geſtützt und halb getragen, auf der Wieſe und auf ſicherm Terrain angelangt ſein, ehe ſie wieder zu Atem kam.

„Nun ſagen mir Hoheit,“ fragte ſie Fritz, „warum Hoheit dieſen unbequemen Weg wählen ſtatt des gutgeebneten Waldwegs, der vom Schloß hierher führt, denn ich nehme doch nicht an, daß Hoheit von Naſſenſtein aus zu Fuß gekommen ſind?“

„Ach, was trauen Sie mir zu, Sie junger Springinsfeld,“ rief die Prinzeſſin und erzählte, ihr Wagen warte vor dem Schloß. Dort habe man ihr mitgeteilt, wo die Familie zu finden ſei, und ſo

sei sie denn nach dem Wald aufgebrochen. Ein schmaler, moosiger, grüner Seitenpfad, der ihr so viel romantischer geschienen als die breite Straße, habe sie in die Irre gelockt, und so sei sie auf diesen unbequemen Abstieg geraten.

Fritz führte die fürstliche Dame mit der liebenswürdigen Sorglichkeit, die ihm Frauen gegenüber eigen war, nach dem Pavillon und zu einem bequemen Stuhl, in dem sie sich erschöpft und ächzend niederließ.

„Mon dieu, bin ich echauffiert!“

Er neigte sich über ihre Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll etwas länger und zärtlicher, als es die Etikette gerade geboten hätte. „Hoheit sehen mich sehr beglückt von so viel unverdienter Gnade,“ beteuerte er dabei.

Die Prinzessin Karoline betrachtete mit einem wehmütig komischen Gesichtsausdruck ihren Handrücken, der den Kuß empfangen hatte, nickte ein wenig mit dem Kopf und sagte weich und träumerisch: „Ach Jugend, Jugend!“

Fritz fand es nötig, sie ihren gefährlichen Träumereien nicht zu lange zu überlassen, und fragte, ob er nicht Tante Trinette rufen dürfe, sie müsse sich irgendwo in der Nähe auf der Ameisenjagd befinden. Die Prinzessin aber zog Fritz unbefangen an der Hand auf den Sitz neben sich, hielt die kräftige Männerhand zwischen ihren weichen, warmen Fingern

und ſtrich mütterlich zärtlich darüber hin, „nein, nein, laſſen Sie Tante Trinette nur, wo ſie iſt. Ich bin nicht Tante Trinettens wegen gekommen.“

Plötzlich aber blickte ſie ängſtlich um ſich. „Kunze, ſchnell meinen Umhang, es zieht hier ein wenig! Ach, ſo wird man gemahnt! Gicht, Rheuma — Trinettens Ameiſenſpiritus! Ach, man iſt eine alte, fette Ruine!“ Sie blickte Fritz mit ihren ſonſt ſo muntern Augen kläglich und hilfeſuchend an, als könnte er ſie auf irgend eine Weiſe von dieſem unabwendbaren Schickſal befreien, und er wußte ſie nicht beſſer zu tröſten, als indem er ſich aufs neue über ihre Hand beugte und noch einen Kuß darauf drückte. Dies ſchien ihr auch wohlzutun. Sie blickte um ſich und bemerkte nun erſt Herrn Theodor Debberitz, der ſeinerſeits höchſt ſpannende Augenblicke durchlebt hatte.

Er, Thete Debberitz, ſtand kaum drei Schritte von einem wahrhaftigen Mitglied ſeines angeſtammten Fürſtenhauſes! Obſchon er in Berlin der freiſinnigen Partei angehörte und den vorgeſchrittenſten Grundſätzen huldigte, überfiel ihn dieſes Bewußtſein wie ein berauſchendes Glück. Er verſuchte, ohne daß die Prinzeſſin es bemerken ſollte, einige Stäubchen von ſeinem Ärmel zu blaſen und mit einigen, legeren, ſcheinbar unabſichtlichen Griffen ſeine Krawatte zu ordnen und den Spitzen ſeines Schnurrbartes einen noch kühneren Schwung nach oben zu verleihen. Es war ja gar nicht zu umgehen, daß Fritz ihn der

Prinzeſſin vorſtellte! — Zum Donnerwetter, dieſer Kerl hatte eine vertrauliche und neckiſche Art, mit der hohen Dame zu verkehren, die eigentlich durchaus gegen den Reſpekt verſtieß. Aber vielleicht war das gerade die Art, welche die Eingeweihten der Hofkreiſe von den Fernerſtehenden unterſchied. Was hatte man nicht ſeinerzeit für Geſchichten von der Prinzeſſin Karoline zu berichten gewußt! Wie oft war nicht ihr Name tuſchelnd von Ohr zu Ohr geführt worden unter der tugendſam entrüſteten Bürgerſchaft von Langenrode-Hirſchburg-Naſſenſtein. So miſchte ſich denn in Theodor Debberitz die atembeklemmende Achtung vor dem hohen Range der Dame mit einem pikanten Intereſſe an ihrer Perſon. Es war abſcheulich, daß er vor Spannung und Erregung ganz verlegen wurde, von einem Fuß auf den andern trat und nicht wußte, ob er die Zigarre hinlegen oder weiterrauchen dürfe, ob er ſich außer durch eine tiefe Verbeugung durch irgend eine Anrede bemerkbar machen müſſe oder beſcheiden warten, bis Fritz ihn vorſtellen würde.

Indeſſen ließ dieſes Ereignis auch nur wenige Sekunden auf ſich warten. Dann legte Fritz den Arm um ſeine Schultern, zog ihn näher zu der Prinzeſſin heran und fragte ſie, ob er die Ehre haben dürfe, ihr ſeinen alten Jugendfreund Herrn Theodor Debberitz aus Berlin vorzuſtellen.

Die Prinzeſſin nahm die Lorgnette vor die Augen

und betrachtete mit der Versicherung, daß sie Jugendfreunde rührend finde, den prächtigen Herrn Debberitz von oben bis unten. Er hatte sich mit strahlendem Gesicht tief verneigt und stammelte als Erwiderung irgend eine Entschuldigung, man sei ja sozusagen auf dem Lande. Womit er wahrscheinlich andeuten wollte, daß er bedauere, nicht sofort in Frack und weißer Binde vor der Hoheit erscheinen zu können.

„Es muß Hoheit aufs äußerste interessieren," rief Fritz eindringlich erklärend, „in Theodor Debberitz einen jener Männer kennen zu lernen, deren geschäftliches Genie einen großen Anteil hat an dem kolossalen Aufschwunge, den unser Vaterland in den letzten Jahren genommen hat, und der die ganze übrige Welt mit Furcht und Bewunderung erfüllt."

Hier fand Herr Debberitz, von der Fülle dieses Lobes überwältigt, es an der Zeit, einzugreifen und zu erklären, daß er ein bescheidener Mann sei, obschon er ja manches vor sich gebracht habe. Die Prinzessin aber winkte ihm ab und rief ungeduldig, mit ihren muntern Augen von einem zum andern blickend: „Nicht stören, weiter, weiter! Sehr interessant alles dieses! Handel, Industrie — Industrie ist Trumpf, sagt mein Bruder, der Herzog. Ich bin begeistert, in Ihnen, Herr von Debberitz, einen Vertreter jener Kreise kennen zu lernen."

Theodor Debberitz schmunzelte.

Das Wörtlein ‚von‘ gefiel in so naher Verbindung mit seinem Namen seinen Ohren allzuwohl.

Fritz aber sagte: „Hoheit fühlen mit Recht, daß ein Mann, der im Begriff steht, seiner engern Heimat von unermeßlichem Nutzen zu werden und durch ein neues riesiges Unternehmen diese Gegend zu ungeahnter Blüte zu bringen, ihr sozusagen die Goldströme des internationalen Verkehrs zuzuführen, in erster Linie den Adel verdient und sicher auch nicht in allzu ferner Zeit von seinem Fürsten für seine immensen Verdienste damit belohnt werden wird.“

„O,“ rief die Prinzessin, „immense Verdienste! Gewiß wird mein Bruder, der Herzog, nicht verfehlen . . . wenn ich auch selbst natürlich wenig Einfluß habe.“

Es geschah Herrn Debberitz, daß er errötete wie ein junger Bursche, während der Regen von Fritzens Lobeserhebungen sich über sein Haupt ergoß. Noch vor wenigen Minuten würde er diese reklamehaften Anpreisungen als ein plumpes Geschäftsmanöver einfach verlacht haben. Er erkannte sie auch jetzt als ein solches, aber sie eröffneten ihm zugleich neue Ausblicke, die ihn in der Tat fast berauschten und ihm mit einem Male einen ganz neuen Weg für seine Ziele zeigten, völlig verschieden von dem, den er bisher einzuschlagen willens gewesen war. Durch die leichte Art, in der Fritz mit der Prinzessin verkehrte, hatte Debberitz ja erst einen Einblick gewon-

nen, wie es eigentlich unter dieſen Leuten herging, wie nahe ſie zuſammenhingen, wie feſt und ſicher das Band geſchlungen war, das dieſen Kreis verband. Nein, nicht indem er die Familie von Roſegarten aus ihrem Beſitz vertrieb und ſich an ihre Stelle ſetzte, würde es ihm gelingen, Einlaß in den heiligen Zirkel zu finden, ſondern im Gegenteil, im Anſchluß an ſie, von ihr geſchoben und geführt, mit ihr durch tauſend Intereſſen verknüpft und, wer weiß — am Ende gar durch Familienbande verbunden. Alle dieſe Erwägungen zogen, wenn auch nicht ganz klar formuliert, blitzſchnell an ſeinem Geiſt vorüber. Und ſo geſchah es, daß er Fritzens Vorſchläge in einem andern Licht erblickte und mit einigen Möglichkeiten zu rechnen begann, die ihm bisher noch nicht aufgegangen waren.

Die bei Herrn Debberitz ſtattfindende innere Veränderung in der Betrachtungsweiſe von Fritzens Vorſchlägen wurde äußerlich von eben dieſem durch eine verlockende, mit den heiterſten Farben geſchmückte Ausmalung des neuen Weltbades Rauſchenrode-Hirſchburg-Naſſenſtein begleitet.

Die Prinzeſſin zeigte ſich begeiſtert von dem Bilde, das er ihr im Stil eines amerikaniſchen Reporters entwarf. Sie klatſchte in die Hände wie im Theater und rief mehrfach: „Bravo, bravo, braviſſimo! Das wird ein anderes Leben hier werden, da werden wir uns amüſieren können. O, man wird

Toiletten hier sehen — nicht nur die gehäkelten Tücher der Sommerfrischenmütter. Wir werden doch Kurkonzerte haben, nicht wahr? Könnten Sie nicht eine Roulette aufstellen lassen? Ach, bitte, bitte! Das wär' so nett!"

„Wer weiß, was alles im Schoß der Zukunft verborgen ruht," orakelte Fritz munter drauf los.

Debberitz aber sagte ernst und gewichtig: „Hoheit, die Chose ist noch nicht spruchreif. Solche Gründung will überlegt werden. Der Deubel auch! Dabei handelt sich's nicht um einen Pappenstiel."

„O, Herr von Debberitz," rief die Prinzessin bittend und die Lippen aufwerfend wie ein schmollendes Kind, „überlegen Sie nicht zu lange! Es wäre superb, wenn wir nächsten Sommer schon die Kurkonzerte hätten — und ein kleines Jeuchen!"

Sie beugte sich vor, blickte ihn mit einem ihrer koketten Schelmenblicke in die Augen und tippte ihn aufmunternd mit dem Fächer auf den Arm.

Obwohl Prinzessin Karoline dem fünfzigsten Jahre näher stand als dem vierzigsten, rann Theodor Debberitz dennoch bei dieser leichten Berührung ein Schauer der Wonne durch die Glieder. Er bemühte sich, gnädig gewährend und zugleich dankbar beglückt zu lächeln, und sagte mit einem tiefen Atemzuge: „Hoheit können versichert sein, daß Theodor Debberitz alles tun wird, was in seinen Kräften steht, um Hoheits Wünsche zu erfüllen!"

Die Prinzessin schlug mit einem kleinen jugendlichen Jauchzer in die Hände und rief: „Das wird schrecklich . . . Nun wird man wieder niemals genug Geld haben!“ Sie wandte sich vertraulich zu Fritz: „Ach, Herr von Kosegarten, diese ewigen Geldkalamitäten! Gar nicht nett, gar nicht nett für eine Prinzessin!“

„Begreife ich vollkommen . . . Sollte auch niemals einer Dame, wie Hoheit sind, nahetreten. Aber es gibt da eine Abhilfe . . .“ Und sich zu der Prinzessin niederbeugend flüsterte er ihr mit dem zärtlichsten Tonfall seiner liebenswürdigen Stimme ins Ohr: „Haben Hoheit schon einmal das Wort ‚Aktien‘ gehört?“

„Gewiß doch,“ rief die Prinzessin stolz, „Aktionäre — Millionäre, ist das nicht etwas Ähnliches?“

„Nun, Hoheit,“ sagte Fritz, während Debberitz in ein pruschendes Lachen verfiel, „zuweilen trifft beides zusammen, zuweilen weniger, zuweilen auch gar nicht! Wer aber eine genügende Anzahl der Aktien des Elektrizitätswerkes Rauschengrund sowie des Weltbades Rauschenrode-Nassenstein erwirbt, der, Hoheit, das darf ich wohl mit der Überzeugung eines ehrlichen Mannes behaupten, dürfte dem Millionär um eine beträchtliche Stufe nähergerückt sein!“

Die Prinzessin griff nach Fritzens Arm und drückte ihn in der Freude ihres Herzens ungeniert an ihre Brust. „Lieber Herr von Kosegarten, verschaffen Sie

mir von dieſen netten Aktien! O, ſeien Sie lieb, verſchaffen Sie mir von dieſen netten Aktien, ſo viel, wie Sie können!“

„Hoheit,“ ſagte Fritz, „nicht ich bin der Verfüger über dieſe Aktien. Hier ſteht der Gründer!“ er wies auf Debberitz. „Mein Freund wird dafür ſorgen, daß das Wort ‚Geldverlegenheit‘ niemals wieder in Hoheits Umkreis genannt werden darf. Thete, was ſagſt du zu unſerer erſten Aktionärin?“

Debberitz ſtrich ſich mit ſichtlicher Befriedigung den Schnauzbart. „Donnerſchlag, nicht übel, gar nicht übel! Biſt doch ein ganz jeriebener Hund, Fritzeken!“

„Wo die Prinzeſſin vorangeht,“ ſagte Fritz, „da folgt auch der Hof, folgt ſicher die Bürgerſchaft. Hoheit, dürfen wir auf Ihre Bundesgenoſſenſchaft rechnen? Dürfen wir Sie zu den Mitgründern unſeres Projektes zählen?“

Die Augen der Prinzeſſin blitzten, ſie erhob ſich mit einem plötzlichen Ruck aus ihrem Seſſel und rief begeiſtert: „Bundesgenoſſenſchaft, ſuperb! Ich, ich werde Ihre Bundesgenoſſin ſein!“ Sie reichte jedem der Männer eine ihrer weißen, warmen, ringgeſchmückten Hände, Fritz neigte ſich über die ihm gebotene und drückte feurig ſeine Lippen darauf und — Deibel auch — warum ſollte Debberitz nicht das gleiche tun?

Er war entſchloſſen, Fritzens Pläne zur Aus-

führung zu bringen. Die Prinzessin Karoline war wahrhaftig immer noch eine schöne, verführerische Frau, und wilde Hoffnungen durchwogten die Brust von Theodor Debberitz.

Achtes Kapitel

Am Abend des bedeutungsvollen Tages teilte Auguſt den Eltern mit, daß Mimi eingewilligt habe, ſeine Frau zu werden.

Mimi war lieb und glückſtrahlend; nur wenn Fritz anweſend war, konnte ſie eine gewiſſe Befangenheit nicht überwinden. Auguſt zeigte ſich von freundlicher Herablaſſung gegen den beſiegten Bruder — er war von dieſer Zeit an voller Rückſicht auf deſſen Wünſche, als müſſe er ihm ſchonend über den Schmerz, den er ihm zugefügt habe, hinweghelfen. Fritz amüſierte dieſer Umſchwung außerordentlich. Die Gelegenheit der günſtigen Stimmung wurde ſofort von ihm erfaßt, um Auguſt in ſeine und Debberitzens Pläne einzuweihen. Auguſt war plötzlich willfähriger, auf die Vorſchläge, die Fritz ihm nun machte, einzugehen, als dieſer es noch vor kurzem erwartet hatte. Es kam Auguſt doch ſehr gelegen, der Familie ſeiner Braut nicht als der ſtellungſuchende junge Mann, ſondern als der techniſche Leiter und Mitgründer einer großen Unternehmung aufzutreten.

Unter dem energiſchen Einfluß ſeiner beiden Söhne gab denn auch der alte Herr ſchließlich ſeine Zuſtimmung zum Verkauf der Grundſtücke an Debberitz. Sie betrugen etwa drei Viertel des Rittergutes. Freilich — er ſelbſt wollte nichts mit der Geſchichte zu

tun haben. Die Jungen konnten die Sache für ihn abschließen. Wie seine Laune immer von einem Extrem zum andern schwankte, so überließ er denn jetzt auch plötzlich knurrend und brummend dem bisher mit so mißtrauischen Augen beobachteten Sohne den Verkauf seines Eigentums. Zufrieden zeigte er sich natürlich nicht mit dem Ergebnis, obgleich Fritz recht günstig abgeschlossen hatte. Erst als Herrn von Rosegarten verschiedene Freunde zu dem guten Ergebnis des Verkaufs beglückwünschten, beruhigte er sich etwas. Im Grunde war er froh, im Schloß bleiben zu können, nach wie vor auf die Jagd zu gehen und mit dem Förster die Waldbestände zu prüfen, was ihm immer der liebste Teil der Verwaltung gewesen war.

Als alle Formalitäten des Verkaufs erledigt waren, überredete Fritz mit Hildens Hilfe seine Eltern, zur Besichtigung einer großen landwirtschaftlichen Ausstellung nach München und dann zu einer weiteren Erholungstour nach der Schweiz zu gehen. Die häufige Anwesenheit des Berliner Spekulanten im Schloß zu endlosen Verhandlungen mit Fritz und August, die dann meistens in opulenten Frühstücksmahlzeiten endeten, wäre von den alten Herrschaften doch schwer ertragen worden. Selbst August mußte zugeben, daß das Einbringen der Ernte vom Verwalter ohne das Dreinreden seines Vaters ebensogut, wenn nicht noch besser besorgt werden könnte.

So begann denn ein gewaltiges Schaffen in Rauschenrode, ein Wühlen, Graben und Bauen, das den stillen Waldfrieden jählings zerstörte und an seine Stelle vorläufig nur ein Chaos von Staub, Bauschutt, aufgerissenen Erdflanken und das Gestampfe, Geklopfe und Gedröhne eifrigster Arbeit setzte.

Dabei war Fritz in seinem Element. Er zog durch seine stürmische Energie auch den trägeren, überlegsamen Bruder mit sich fort, über manche Schwierigkeit hinweg, an der August in seiner Schwerfälligkeit allein wohl gescheitert wäre. Es kam, wie Fritz berechnet hatte: erst einmal auf den richtigen Weg gebracht, zeigte sich August, wenn auch langsam in Entschluß und Ausführung, als wohlgeschulter, umsichtiger und kluger Techniker.

Und so rückte denn, trotz der so verschiedenen Temperamente der drei Männer, die Sache gut und schnell vorwärts.

Im Herbst sollte die Tätigkeit des Elektrizitätswerkes beginnen. Die Konzession zum Bau der elektrischen Bahn hatte man erhalten, denn Herzog und Ministerium des kleinen Bergstaats interessierten sich aufs lebendigste für die Neugestaltung der Dinge in ihrem Ländchen. Das Richtfest des Kurhauses sollte schon im Herbst gefeiert werden.

Mit unglaublicher Schnelligkeit erhob sich der weitläufige Bau aus dem Innern der Erde empor zum Himmelsblau, und die Dorfleute kamen am

Sonntag in hellen Scharen aus der ganzen Gegend herbeigeſtrömt, um das Wunderwerk zu ſchauen, das mit ſeinen Türmen und Altanen, ſeinen Sandſteinpilaſtern und Karyatiden an den gewölbten Toren das altersgraue Schlößchen Rauſchenrode, ja ſogar den fürſtlichen Beſitz Naſſenſtein an Pracht und Größe weit hinter ſich ließ. Das Kurhaus war der Lieblingsbau von Debberitz. In ihm trachtete er alle ſeine Träume von weltlicher Herrlichkeit zu verwirklichen, und nur er wußte, welch ein gutes Teil ſeiner ſo leicht erworbenen Millionen dieſer Bau verſchlang, bei dem er unter den Augen der Koſegarten den Ehrgeiz entwickelte, zum erſten Mal während ſeiner erfolgreichen Bautätigkeit ſolide zu Werke zu gehen. Aber er ſtellte auch ſein Licht nicht unter den Scheffel: jede Woche fand ſich in irgend einer hauptſtädtiſchen Zeitung eine Notiz über den Fortſchritt des Baus, über ein ſcherzhaftes Abenteuer, das der große Berliner Baumeiſter, der die Entwürfe geliefert, bei ſeiner Anweſenheit mit einem Harzer Holzweiblein erlebt hatte, über den Wettbewerb unter den bedeutendſten jungen kunſtgewerblichen Meiſtern um die Ausgeſtaltung der Innenräume, über die Summen, mit denen ſchon die eingeſandten Entwürfe gekrönt wurden. Debberitz kannte ſeine Mitbürger von Berlin W. Aus zahlloſen Familien der reichen Induſtriellen, der Kaufleute und Bankiers erklangen die Anfragen an ihn, wann man den Feen-

palaſt in Rauſchenrode beziehen könne. Man drängte ſich um die Vorausbeſtellung von Wohnungen für die erſte Saiſon, und Debberitz konnte Fritz und Auguſt eines Tages freudeſtrahlend berichten, daß alle Zimmer des großen Baus für Juli und Auguſt des nächſten Jahres bereits in feſten Händen ſeien.

Fritz drängte zu einer baldigen Heirat ſeines Bruders, und Auguſt ſah die Notwendigkeit der angedeuteten Gründe vollſtändig ein. Die Verfügung über Mimi Rahleins nicht unbeträchtliches Vermögen gab ihm Debberitz gegenüber eine unabhängigere und würdigere Stellung. Er war auch durch ſeine Tätigkeit jetzt ſo übermäßig in Anſpruch genommen, daß die vielen Ritte nach Niedernrode und die Spannungen und die Zerſtreuungen der Verlobungszeit damit kaum noch zu vereinigen waren.

Man beſchloß, Anfang September Hochzeit auf Niedernrode zu halten. Eine kleine Hochzeit wurde es, zu der nur die nächſten Nachbarn und die notwendigſten Onkels, Tanten, Couſinen und Vettern geladen waren, im ganzen etwa achtzig Perſonen. Dann zog Mimi als junge Herrin auf Rauſchenrode ein, auf eine Hochzeitsreiſe verzichtete man. Frau Marie übergab dem Schwiegertöchterchen, unter Tränen einer milden Entſagung in Wort und Blick, ihr Schlüſſelkörbchen mit der langen Reihe gewichtiger alter, wunderlich gedrehter und verſchnörkelter Schlüſſel zu Wirtſchaftsräumen und Vorratſpeichern und zu

den gewaltigen, geschnitzten Eichenschränken auf den Korridoren. Mimi empfing das Symbol ihrer neuen Herrscherwürde gleichfalls mit Tränen, indem sie der Mama ehrfurchtsvoll die Hand küßte. In Wahrheit hatte sie sich weit mehr als mit Frau Marie mit der Cousine Hilde über das Regiment im Haus auseinanderzusetzen. Aber Hilde war klug und stets gewohnt, den Schein der Nachgiebigkeit zu wahren. Sie wußte ja auch, daß ihres Bleibens auf Rauschenrode nicht lange mehr sein würde. Bei der Rückkehr der herzoglichen Herrschaften von dem Landsitz Nassenstein nach Langenrode sollte sie ihr Amt als Hofdame der Prinzessin Karoline antreten. So löste sie sich mit bewußtem Abschiednehmen von mancher liebgewordenen Gewohnheit und ließ die neue junge Herrin nach Herzenslust schalten und walten und neue Anordnungen treffen, wie es ihr beliebte.

Für Herrn Theodor Debberitz bedeuteten diese Monate nur eine Reihe großer und kleiner Triumphe.

Zwar, der alte Herr machte auch nach seiner Rückkehr aus der Schweiz noch immer einen weiten Bogen um seine gewichtige Person und begegnete ihm, wenn ein Zusammentreffen unausweichlich war, mit fühlbarer Reserve. Was aber wollte die Reserve dieses einen wunderlichen Alten besagen, wenn Berlin sich mit Theodor Debberitz staunend und gespannt beschäftigte. Thete war milde und nachsichtig geworden gegen die Schrullen eines Greises. Hatte

er doch in Wahrheit ſelbſt in dem Schloß Rauſchenrode den Sieg davongetragen.

Frau Marie begriff vollſtändig, daß ſie es Debberitz zu danken hatte, wenn ihr Fritz im Lande blieb. Das ſtimmte ſie milder gegen manchen Taktfehler und gegen die Erinnerung an ſeine mit ärgerlicher Kleptomanie behaftete Frau Mama. Auguſts junge Gattin beſaß viel zu viel von dem Inſtinkt des richtigen Weibes, das die Intereſſen ihres Gatten von dem Moment an, in dem ihr Ja vor dem Traualtar geſprochen wurde, heftiger vertritt als er ſelbſt. Und dieſe Intereſſen waren nun eng mit Theodor Debberitz verknüpft. Es galt, durch ihre Liebenswürdigkeit manches auszugleichen, was Auguſts Hochmut vielleicht verſäumte.

Für Debberitz brach eine gute Zeit an. Alles, was auf dem Schloß an Weiblichkeit verſammelt war, beeiferte ſich, ſeine geheimſten Wünſche zu erlauſchen, ſeine kleinen und großen Lieblingsangewohnheiten kennen zu lernen, ſeine Schwächen zu pflegen, ſeinen Eitelkeiten in liebenswürdigſter Weiſe zu dienen. Eine aber gab es vor allen, die ſeinen Wert nach ſeinem vollen Maß zu ſchätzen wußte, das war Tante Trinette. Im ernſten Geſpräch wandelte ſie mit Herrn Debberitz ſo manches Mal durch den Taxusgang und um die Parkwieſen, im Morgentau ſowohl als auch beim Mondenſchein, und ließ ſich von ihm in die ſo gefährlichen wie ſpannenden

Geheimnisse der Börsenspekulation einweihen. Sie, die bisher ihre Ersparnisse am liebsten nach Urgroßmutters Weise in einem Strumpf unter dem Strohsack aufgehoben hätte, vertraute jetzt auf den Rat dieses neuen Führers ihr Geld den merkwürdigsten Industrieunternehmungen an. Sie heimste sehr schnell einige nicht unbedeutende Gewinne ein und war davon wie berauscht. Debberitz fand als Dank abends auf dem Tische vor seinem Bett ein Fläschchen mit Kräutersirup, von den eigenen aristokratischen Händen des Fräuleins von Rosegarten destilliert und mit einer von eigener Hand geschriebenen Gebrauchsanweisung versehen. Er versicherte ihr bei jeder Gelegenheit, daß dieser Sirup die ungeahntesten Wirkungen auf seinen Organismus ausübe, und damit hatte er den letzten Rest von Tante Trinettens Herzen gewonnen. In seinem eigenen Herzen aber spielte sich zu der gleichen Zeit ein seltsamer Kampf ab, dessen Ausgang seinem Verstand zwar kaum fraglich schien, dessen Schwankungen indessen seine Phantasie lange aufs angenehmste erregten.

Er war zwei Mal von der Prinzessin Karoline in Audienz empfangen worden. Ihrer Vermittlung hatte er es zu danken, daß auch die Herzogin sich an der Zeichnung zu der neuen Aktiengesellschaft mit einigen Teilnehmerscheinen beteiligte. Aber hier spielte nicht nur sein Geschäftsgeist eine Rolle. Prinzessin Karolinens muntere Braunaugen, die von den vor-

nehmſten Parfüms umhauchten Üppigkeiten ihrer Geſtalt, die wogenden Seiden und Spitzen ihrer Toiletten übten eine bezaubernde Wirkung auf ſeine Sinne aus. Es geſchah ihm wahrhaftig, daß er nicht nur von Zahlen und Gütererwerbungen träumte, ſondern ſich ſelbſt und die Prinzeſſin Karoline in verführeriſchen und zärtlichen Situationen erblickte.

Nach ſolchen Träumen voll entzückender Phantaſiegebilde beſchloß er allen Ernſtes bei ſich, um die Gunſt der Prinzeſſin Karoline zu werben. Den ſeit Jahren in Langenrode umgehenden Gerüchten zufolge war ſie nicht allzu ſchwer zu erwerben. Er, Thete Debberitz, der Liebhaber einer Schweſter des regierenden Herzogs von Langenrode-Hirſchburg-Naſſenſtein und ſeines eigenen Landesvaters! Berauſchendere Hoffnungen ließen ſich kaum ausmalen. Schließlich war es ſogar ſchon häufig vorgekommen, daß eine Fürſtin einem Bürgerlichen die Hand zum Ehebund gereicht hatte . . . War Theodor Debberitz an dieſem Schlußakkord ſeiner Phantaſieen angelangt, ſo befiel ihn jedesmal ein eigenes Zagen, eine dunkle Angſt des Plebejers vor der allzu nahen Berührung und Vermiſchung mit jenen glorienumſtrahlten Göttern höherer Sphären, als die ihm die Regierenden von jeher erſchienen waren. Ehrenvoll mußte es ja freilich ſein, der Gemahl einer Prinzeſſin heißen zu dürfen . . . Aber, du lieber Gott! man lebte nicht von der Ehre allein, man wollte auch ſeine Behag-

lichkeit haben. Und so eine Prinzessin . . . Donnerschock! — deren Wünsche und Bedürfnisse waren ihm denn doch zu fremd, als daß sie nicht peinvolle Ängste an seinem Geist erregt hätten. Nein, das Behagen — was man so das richtige Herzensglück nennt — worunter Herr Debberitz das Pflegen, Hüten und Umschmeicheln seiner werten Person verstand, das wäre von anderer Seite eher gesichert. Fräulein Hilde hielt sich in mädchenhafter Scheu und zuweilen sogar in neckisch trotziger Abwehr vor ihm zurück, er fand es begreiflich genug: sie wollte nicht, daß man ihr nachsage, sie laufe dem reichen Manne nach. Aber wenn der reiche Mann sich zu ihr hinabneigte und das blutarme, adlige Fräulein zu seiner Gemahlin erheben würde — dagegen würde sie sich doch nicht wehren — nicht wahr? — Dagegen würde sich doch keine wehren! Übrigens blutarm . . .? Dem Anschein nach wohl, indessen, ein überlegsamer Mann, wie er war, sah denn doch weiter. Besaß sie nicht eine Tante mit einem, wie er jetzt wußte, sehr beträchtlichen Vermögen, das nur zum kleinsten Teil auf Rauschenrode stand? Wer konnte Fräulein Trinette von Rosegarten hindern, mit Umgehung ihrer nähern Verwandten ihr Geld jener geliebten Nichte zu vermachen, wenn diese und ihr Gatte das alternde Fräulein mit Liebe und Aufmerksamkeit umgeben und ihr an ihrem häuslichen Herd eine Heimat bieten würden? Bei diesen Plänen

überkam ihn doch nicht jene peinliche Angſt, die ihn bei ſeinen ſchwelgeriſchen Phantaſien, ſobald ſie ſich um die Prinzeſſin drehten, regelmäßig zum Schluß überfiel.

Sie konnten doch mit Mitteln, wie er ſie bereits lange geübt hatte, energiſch gefördert werden. Und erteilte Herr Debberitz Tante Trinette bei ihren Spekulationsgelüſten ſehr vorſichtigen und überlegſamen Rat, ſo geſchah das nicht zum mindeſten in dem Ausblick auf eine Zukunft, da ihm und ſeinen Kindern dieſe Gewinne einmal zugute kommen würden.

Hier quälte ihn gar kein Zweifel. Er brauchte nichts zu übereilen, ja, er wollte auch nichts übereilen. Trat Hilde im Herbſt die Hofdamenſtelle bei der Prinzeſſin Karoline an, ſo war ihm damit nur eine Gelegenheit mehr geboten, in die Nähe der Fürſtin zu kommen. Er konnte dann immer noch eine Weile den verlockenden Reiz genießen, zwiſchen den beiden Damen zu ſtehen und zu erproben, welche von ihnen ſein Herz endgültig erobern würde. Ja, Theodor Debberitz ertappte ſich auf ganz verruchten Gedanken und fühlte ſich mit angenehmſtem Schauder als raffinierter Lebemann großen Stils.

Tante Trinette hielt es für eine ernſte Gewiſſenspflicht, ihre Nichte bei paſſender Gelegenheit darauf hinzuweiſen, daß hier eine ungewöhnliche Chance für ſie liege, und daß, wenn ſie denn ein-

mal so gar keinen Beruf zur Hofdame fühle, in der Heirat mit diesem einfachen, aber prächtigen Mann eine gute Lebensversorgung zu erblicken sei. Hilde war zu Fräulein von Kosegartens Erstaunen über diese Andeutungen weit weniger beglückt, als es von ihrer sonst so fügsamen Verständigkeit zu erwarten gewesen wäre. Sie versicherte, daß sie nicht den Wunsch habe, zu heiraten, und versuchte dann energisch, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Tante Trinette war etwas ärgerlich auf sie: die gute Hilde hatte denn doch wahrhaftig kein Recht, alle Bemühungen, die man für ihr Wohl auf sich nahm, so von oben herab zu behandeln! Das Fräulein sprach sich im Kreis ihrer Familie ziemlich erbittert über Hildens Undankbarkeit aus, und bei dieser Gelegenheit wurde denn auch die Aussicht einer möglichen Heirat zwischen Hilde und Debberitz von den Kosegartens zum ersten Mal weitläufig diskutiert. August und Mimi waren dem Plan entschieden günstig gesinnt. Frau Marie gab seufzend zu, daß es für eine Frau am besten sei, einen guten Mann und liebe Kinder zu haben, und daß das Hofleben für eine Natur wie die von Hilde doch viel Gefahren berge. Der alte Herr brummte unzufrieden etwas von Rassenverschandelung, und Fritz, von dessen liberalen Anschauungen man energische Zustimmung erwartet hatte, brach nur in ein recht unmotiviertes Gelächter aus und fand diese ernste Sache äußerst

witzig. Eine weitere Meinung war von ihm nicht zu erlangen.

Hilde fühlte von diesem Abend an sich von einem stillen, unablässigen Einfluß umgeben, der sich bemühte, zugunsten von Debberitz zu wirken. Sie versuchte die ganze Angelegenheit scherzhaft aufzufassen, als lohnten die Andeutungen ihrer Verwandten keiner wirklichen Überlegung und könnten ihre Gedanken kaum mehr als in humoristischer Weise beschäftigen. Es wollte ihr aber auf die Dauer nicht gelingen, auf diesem Standpunkt zu verharren. Schon daß die Tante Marie sich vorzustellen vermochte, sie passe als Gattin zu Theodor Debberitz, kränkte sie unsäglich. Es war weit mehr als verletzte Eitelkeit, was sie an dieser Wahrnehmung erschütterte — es war die Offenbarung, wie wenig sie selbst als Persönlichkeit der Tante in all den vielen Jahren äußerlicher Vertrautheit nahegekommen war, wie wenig Frau Marie, der sie in all ihren intimsten Sorgen und Nöten zur Seite gestanden hatte, es der Mühe wert gefunden, nun auch für ihr Wesen eine Art Verständnis zu gewinnen. Sie hatte dies freilich immer geahnt, aber es war doch etwas anderes, als ihr diese innere Fremdheit zwischen sich und der Pflegemutter plötzlich so deutlich wurde. Da Hilde nicht zu den Menschen gehörte, die sich mit freundlichen Illusionen über die eigene Person das Leben

vergolden, sondern eher zu grausam scharf über sich nachdachte und urteilte, so sagte sie sich auch, daß sie sich selbst einen Teil der Schuld beimessen müsse. Stets hatte sie ihr Inneres mit eisernem Willen verschlossen gehalten, und es hätte einer energischern und gewandtern Hand als der der guten Tante Marie bedurft, um die Riegel dieses trotzigen Mädchenstolzes zu lösen. Hilde hatte Vertrauen genommen, aber niemals gegeben — wie durfte sie nun klagen, wenn man sie falsch einschätzte? — Trotz solcher gerechten und vernünftigen Erwägungen schlich sich mehr und mehr ein Gefühl von Verbitterung gegen ihre Verwandten in ihr Herz, und es wurde ihr schwer, ja unmöglich, in der alten herzlichen Weise mit ihnen zu verkehren.

Über den Tagen des Sommers hatte ein Schimmer von Freude gelegen, der ihr nun schon fast unbegreiflich scheinen wollte. Und doch begannen die Blätter sich erst leise herbstlich zu färben. Sie erinnerte sich noch der Stunde, in der sie mit Fritz auf dem Boden nach dem alten Fahrstuhl gesucht hatte und ein Geständnis schwerer, geängstigter Stimmung ihr entschlüpft war — sie wußte noch nicht, wie es gekommen, und was ihr eigentlich die Zunge gelöst hatte. Aber sie fühlte, daß die wenigen Worte Fritz ein neues Interesse für sie eingeflößt hatten, und — war es, daß er gleich Reisegeschenken einem jeden daheim sein Teil Herzlichkeit und Freude

mitbringen wollte — er hatte von da ab öfter Gelegenheit gesucht, sich mit ihr zu unterhalten und ihre Ansicht über dies und jenes zu hören. Sie hatten manchmal heftig disputiert, und dann wieder hatte Hilde zu bemerken geglaubt, daß er ihr mehr als irgend einem andern Gliede der Familie — ja selbst als seiner Mutter — von den Erlebnissen und Erfahrungen dieser elf Jahre mitgeteilt habe . . . Wie er Zipperjahn die goldene Uhr schenkt — so schenkt er mir ein Stückchen von seiner Weltkenntnis — nicht mehr und nicht minder bedeutet dieses Vertrauen, dachte sie zuweilen mit der harten Kühle, mit der sie ein heiß aufwallendes Fühlen immer zu bändigen gewohnt war.

Trotz dieser ernsthaften Verständigkeit fühlte sie immer eine heimliche unbändige Freude, wenn Fritz sie zu irgend einer Hilfe heranzog, wenn er ihren Rat erbat oder ihre Vermittlung wünschte in irgend einer der heiklen und schwierig zu ordnenden Angelegenheiten, wie sie sich in diesem Sommer bei all den tiefgreifenden Veränderungen und dem Zusammenwirken so verschiedenartiger Menschen häufig genug ergaben.

Besonders die Zeit, in der Herr und Frau von Rosegarten abwesend waren, schien für Hilde angefüllt mit einem neuen, ungewohnt reichen und vielfarbigen Leben. Waren auch die beiden Herren des Hauses fast den ganzen Tag über in Anspruch ge-

nommen und dehnten Konferenzen und Schreibereien aller Art sich oft bis tief in die Nacht hinein aus, so gab es immer hin und wieder eine Erholungsstunde dazwischen. Diese benutzte August zu den Besuchen bei seiner Braut, und Fritz und Hilde waren aufeinander angewiesen. Sie saßen auf der Rampe vor dem Gartensaal und sahen die bunten Blumenbeete auf den Rasenflächen mählich in der späten Dämmerung der langen Sommerabende verschwimmen, oder sie gingen die Parkwege bis zu einem Hügel, auf dem eine runde Steinbank zur Ruhe einlud; dort genoß man einen schönen Blick auf das in den stillen Wiesen ruhende Dorf und die umliegenden Waldberge, ja bis auf die duftblaue Ferne hinaus, zu der der Talgrund sich öffnete.

Dort saßen sie einst, als ein Gewitter heraufzog, die westliche Himmelswand mit zackigen Wolkenbergen verdeckend. Es war schwül gewesen am Tage, nun wetterleuchtete es schon in fahlen gelben Lichtern aus dem grauen Gewölk. Da das aufsteigende Wetter die Abendröte der sinkenden Sonne verdeckte, hatte es früher gedunkelt als sonst. Im Taxusweg, durch den Fritz und Hilde gekommen, hatte es hie und da geflimmert von den grünen schwebenden Lichtlein der Glühwürmer, die in reicher Menge an diesem warmen, dunstigen Abend durch die Gebüsche schwärmten oder am Boden im Grase rätselhaft glimmten. Der Mann und das Mädchen waren schweigsam neben-

einander gewandelt; Bedrückung durch die schwüle Sommerglut und die Spannung vor dem kommenden Wetter lagen über ihnen wie über dem Getier. Als sie auf der Bank saßen und in die abendlichen Fluren hinausschauten, sahen sie auf der weißen Chaussee, die sich wie ein helles Band durch die Wiesen wand, einen Heuwagen hochgetürmt in vollem Trabe daherrasseln, um vor dem Wetter die bergende Scheune zu erreichen. Im Dorf standen die Leute an den Türen und blickten nach dem Himmel, hin und wieder bellte kurz und erregt ein Hund, und zur Linken erhob sich schwarz und finster der Fichtenwald. Fritz hatte lange und schweigend hinausgesehen in dieses Bild deutschen Abendfriedens.

„Wie man sich nach so etwas oft gesehnt hat," sagte er. „So eng und klein und fest umschlossen, wie das alles hier sein mag — es hat doch einen idyllischen Zauber wie alte Kindermärchen und Großmuttergeschichten. Siehst du, Hilde, so etwas gibt's drüben nicht, wo alles ins Große und Breite geht, alles mit ungeheuren Maschinen aufs schnellste gefördert wird. Ich finde es ja besser, richtiger, vernünftiger, wie man drüben lebt. Ich freue mich, wo ich auch hier nur Spuren eines energischern und rationellern Vorwärtsstrebens finde . . ."

„Und du bist hergekommen, um diesen Frieden, diese Weltunberührtheit möglichst zu zerstören," fiel Hilde lächelnd ein.

„Ja," ſagte Fritz lachend, „ſind wir nicht wunderlich? Es geht mir immer noch nicht ſchnell genug, daß alles anders wird. Ich freue mich, für die Heimat zu arbeiten, und doch erſcheine ich mir heute abend und ſchon oft in der letzten Zeit wie ein Barbar, der ſorglos etwas ſehr Schönes und faſt Heiliges unwiderbringlich zerſtört. Alte Inſtinkte und alte Geſchmacksrichtungen wachen in mir auf; ich begreife Papa vollkommen, daß er uns beinahe haßt. Ja, ich gehe ſo weit, daß ich mich über Auguſt wütend ärgern kann, wenn er ſich ſo ſchnell und rückhaltlos der neuen Strömung, die hier hereingebrochen iſt, ergibt. Das iſt verrückt, ich weiß es, aber ich kann nicht dagegen an. Siehſt du, ſolchen Zwieſpalt der Empfindungen, den kennt man in Amerika nicht. Dort zerſtört man keine feine, alte Romantik. Die Welt iſt für uns Junge da als unſere Beute und unſer Eigentum, darum iſt der Amerikaner durchſchnittlich auch viel einfacher und unkomplizierter in ſeinem Denken und Empfinden und deshalb auch viel froher. Drüben würde ich über die Stimmungen, die mich jetzt oft überwältigen, einfach gelacht haben."

„Was du da ſagſt, kann ich ſehr gut verſtehen," ſagte Hilde. „Ich denke mir, ein Stück Vergangenheit haſt du immer in dir getragen, und das wird nun wieder lebendig. Das Erbe von Jahrhunderten läßt ſich nicht ſo mir nichts, dir nichts verleugnen."

„Es mag ein Grund sein," gab Fritz zu, „daß mancher von uns frisch Eingewanderten so gewaltsam amerikanisch tut. Wir wollen damit krampfhaft vieles in uns übertäuben, und es gelingt ja auch den meisten. Ich glaube, auch mir wäre es gelungen."

Hilde hörte einen Seufzer neben sich und blickte mit teilnehmender Freundschaft auf zu dem schmalen, braunen, energischen Gesicht mit den nachdenklich vor sich hinblickenden Augen, und es war ihr, als sähe sie in den Zügen ihres Vetters plötzlich eine unbestimmte Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Gesicht. Das erfüllte sie mit einer leisen und stolzen Freude, und es gab ihr fast eine Befriedigung, zu entdecken, daß auch dieser selbstsichere, fröhliche Mann einen schmerzenden Zwiespalt in sich trug. Es machte ihn ihr sympathischer und brachte ihn ihr näher.

Gleich darauf fuhr es ihr wie ein wehetuender Stich durchs Herz, als er ausrief: „Ich glaube, Hilde, ich darf nicht zu lange hier bleiben, sonst komme ich aus meinem Gleis und werde ein sorgenvoller Kopfhänger, wie ihr es hier alle mehr oder minder waret, als ich wie eine Bombe zwischen euch platzte."

Als sie bei grollendem Donner und schwer niederfallenden, lauen Regentropfen in der plötzlich hereingebrochenen Dunkelheit, die nur durch das Zucken bunter Blitze phantastisch erleuchtet wurde, unter dem

Blätterrauſchen der Parkbäume heimgingen, zog Fritz den Arm des Mädchens in den ſeinen, damit ſie nicht über eine Wurzel falle, wie er ſagte. Ihr aber war es warm und wohl, ſo an ſeinem Arm dahinzuſchreiten. Sie dachte, daß ſie die Erinnerung dieſer Stunde ſorglich hegen wolle für manche nahende Einſamkeiten.

Und dann kam eine andere Abendſtunde, die das feine goldene Freundſchaftsgeſpinſt, das ſich zwiſchen beiden zu weben begonnen, gewaltſam zerriß. Es war in Niedernrode, und Mimi und Auguſt ſollten am nächſten Morgen Hochzeit feiern. Die Nacht war erhellt von den ſchwebenden Leuchtkugeln aufſteigender Raketen, von dem Niederregnen tauſend farbiger Funkelſterne, von dem künſtlichen Rot und Grün bengaliſcher Flammen und die ſtillhauchende Sommerluft wurde bewegt von dem Geknatter, dem Geziſch und Geprаſſel wirbelnder Feuerräder, die zu Ehren des Brautpaares auf dem Platz vor dem Niedernroder Schloß abgebrannt wurden. Alle Parkwege waren durchſchwärmt von hellen Geſtalten, von rauſchenden Seidenſchleppen, von klirrenden Sporen, blitzenden Epauletten und funkelnden Uniformen, denn manches Pärchen unter der Jugend zog es vor, ſtatt im Gedränge der Gäſte und der Dorfleute das Feuerwerk zu ſchauen oder es mit den ältern Damen und Herren von den Fenſtern aus zu genießen, das bunte

Geleuchte durch den Schleier der grünen Parkbäume und Büsche in der Ferne aufglühen zu sehen. Schwebende Reihen vom Nachtwind hin und her geschaukelter japanischer Laternen hingen über den Wegen und schwangen sich in farbigen Bogen von Baum zu Baum, von Busch zu Busch. Eine Musikkapelle, die in dem weit geöffneten Gartensaal spielte, streute ihre schmeichlerischen Weisen wie abgerissene Ketten silberner Klangperlen durch die bewegte Mitternacht.

Da war es gewesen, daß Fritz, von Wein und Tanz erhitzt und in einer übermütigen, lustigen Stimmung, von seiner Mutter ausgesandt wurde, um Hilde zu suchen, der Frau von Rosegarten irgend etwas Dringliches mitzuteilen wünschte. Er war auf seinem Streifzug an manchem flüsternden und kichernden Pärchen vorübergekommen, und sein Blut wallte heiß in einer jähen Sehnsucht, das Mädchen zu finden, dessen er noch vor einer Stunde nur in brüderlichem Gleichmut gedacht hatte. Er traf sie endlich auf einer fernen Bank, eine schmale, weiße Erscheinung, die wie ein Nebelstreif aus dem Dunkel leuchtete.

„Hilde?“ fragte er leise, sich zu vergewissern, denn sie hielt den Kopf tief gesenkt. Als sie ihn hob, sah er, daß ihr Gesicht von Tränen überflutet war.

„Hilde,“ flüsterte er heiß und heftig, „du darfst nicht weinen! Du nicht!“ Und er hob sie, mit dem Arm sie umschlingend, von der Bank, küßte ihr

die Tränen von den Augen und küßte mit heißem Kuß auch ihren Mund. Er fühlte sie hingegeben sich in seinen Arm schmiegen, fühlte den warmen Mädchenkörper schauern und beben, während sie willenlos ihren Mund seinen Lippen bot und sich von seinem Kuß nicht zu trennen vermochte. Es war eine Sekunde wortlosen Genießens für beide. Dann rissen sie sich voneinander, blickten sich erschrocken an, und Fritz lachte ein wenig verlegen.

„Mama rief nach dir, da versprach ich, dich zu suchen," sagte er verwirrt, nahm ihre Hand und versuchte sie leise zu streicheln. Sie aber entzog sie ihm hart und schnell.

„Ich komme," stieß sie mit einem feindseligen Klang hervor und stürmte fliehenden Fußes den dunklen Gang entlang.

Er eilte ihr nach. „Hilde," bat er an ihrer Seite, „sei mir nicht böse! Es war nur eine wilde Polterabendstimmung."

„Ich — böse? — Warum sollte ich böse sein?" schluchzte sie heftig auf. „Kann ich mich wundern, wenn ihr denkt, ich sei zu jeder wilden Polterabendstimmung gut genug?" Sie stampfte mit dem Fuß und schüttelte die geballten Hände in der Luft hin und her, während ein Weinen wie ein langer Wehlaut aus ihrer Kehle drang.

„Um Gottes willen, Mädchen!" sagte Fritz leise und zornig, „gebärde dich doch nicht so! Ich habe

dir doch in frühern Zeiten manchen Kuß gegeben. Warum haſt du dich nicht gewehrt, wenn es dir nicht recht war?“

Sie flüchtete in den Schatten eines Baums und drückte den Kopf gegen ſeine kühle Rinde.

„Ich bin ja unſinnig, ich weiß es ja,“ ſtieß ſie leidenſchaftlich hervor. „Ich bin einmal ein unglückliches Geſchöpf. Nimm mich nur, wenn du mich nehmen willſt, ich wehre mich ja nicht. — Siehſt du, da bin ich!“ Sie wendete ſich mit einem haſtigen Ruck zu ihm, ſtreckte ihm die Hände entgegen und zeigte ihm ihr blaſſes, tränenbetropftes und in Verzweiflung verzerrtes Geſicht.

„Da bin ich,“ flüſterte ſie heiſer, heiß und feindlich, „die Beute für einen jeden, der mich will. Hörſt du denn nicht?“

Mit zuſammengebiſſenen Zähnen, von denen die roten Lippen ſich zurückgeſchoben hatten, ſtarrte ſie ihn atemlos an.

Fritz, plötzlich wieder ernſt und ernüchtert, griff nach ihrem Handgelenk, ſchüttelte ſie derb, ohne jede Zärtlichkeit. „Bitte, komm zu dir, Hilde, aber ſchnell, hörſt du? Ich habe kein Wort verſtanden von dem, was du redeſt! Das laß dir geſagt ſein. Für morgen!“

Sie ſtand, den Kopf tief geſenkt, wie ein gebändigtes armes Tier unter ſeiner ſcharfen Berührung.

„Fritz," klagte sie leise, „kannst du dir nicht denken, wie es in mir aussieht?"

„Nein," sagte er hart. „Wie soll ich mich in eure hysterischen Schmerzen versetzen können? Ich habe dich für ein verständiges Mädchen gehalten, und wenn ich dich nicht gern hätte, würde ich dich wohl auch nicht geküßt haben. Im übrigen sollst du in Zukunft nicht mehr über mich zu klagen haben."

Er verbeugte sich kurz und wies ihr mit einer Handbewegung den Vortritt, indem er zugleich andeutete, daß er sie durch seine Begleitung nicht belästigen werde.

„Mama erwartet dich oben im gelben Salon."

Während Hilde, sich die Augen trocknend, unter den bunten, im Nachtwind schaukelnden japanischen Laternen dahineilte, war es ihr, als ob diese letzte Bemerkung ihres Vetters wie ein Befehl geklungen habe.

. . . Auch ihm bin ich weiter nichts als die arme Verwandte, die zu jedem Dienst bereit sein muß und sich noch freuen darf, eine gelegentliche Zärtlichkeit des jungen Herrn in Empfang zu nehmen, dachte sie in verzweifelter Verbitterung, und der nahe Abschied von Rauschenrode und von all den Menschen, die sie bisher geliebt hatte, dünkte ihr nun eine Erlösung aus unerträglicher Qual.

Wie sich oft äußere Umstände innern Stimmungen ergänzend anzupassen scheinen, ging mit

Mimi Rahlens Übersiedlung nach Rauschenrode die Bestimmung über wirtschaftliche und häusliche Fragen naturgemäß an die junge Frau über. Fritz hatte sich mit allen hierauf bezüglichen Wünschen jetzt nicht mehr an Hilde, sondern an seine Schwägerin zu wenden. Manches vertrauliche kleine Geplauder war dadurch an sich überflüssig geworden, auch wenn man es nicht aus andern Gründen vermieden hätte. Der Familienkreis hatte sich durch die Rückkehr der Eltern und die stete Anwesenheit des jungen Ehepaars erweitert. Es gab kaum noch Gelegenheit, daß Hilde und Fritz sich einmal offen über jene wunderlich leidenschaftliche Szene am Vorabend der Hochzeit hätten aussprechen können. Sie suchten eine solche Aussprache auch nicht. Sie mieden sich, und wo ein Zusammensein nicht zu umgehen war, hatten sie nur formelle Höflichkeit für einander.

Hilde erwartete es nicht anders, aber es schmerzte sie mehr, als sie sich selbst zugestehen mochte. Sie sah Fritz in einer liebenswürdigen Herzlichkeit mit der jungen Schwägerin verkehren, und eine dumpfe, quälende Eifersucht verdarb ihr die Laune. Gerade jetzt, wo sie seine Freundschaft, seinen brüderlichen Rat am meisten gebraucht hätte, mußte sie ihn entbehren, und wie sie sich hundertmal am Tage sagte, es war doch eigene Schuld, daß sie ihn verscherzt hatte.

Warum mußte sie auch den durch eine über-

mütige Festlaune hervorgerufenen kleinen Ausfall aus dem Gebiet brüderlicher Freundschaft so tragisch und verzweifelt auffassen? — Kannte sie Fritz nicht genug, um zu wissen, wie leichtherzig er solche Dinge nahm und doch mit sicherm Takt eine bestimmte Grenze niemals überschritten hatte? Es war ja so, wie er sagte: bei manchem lustigen Spiel in ihrer ersten Jugendzeit hatte er wohl dem Cousinchen einen Kuß geraubt, und beide hatten im nächsten Augenblick schon nicht mehr daran gedacht. Das verwandtschaftliche Verhältnis sanktionierte solche jugendlichen Scherze und nahm ihnen zugleich die Gefahr. Sie wußte ja damals auch, daß sein Herz der blonden, zarten Gutsnachbarin gehörte. Hilde begriff sich selbst nicht, warum nun alles so anders war und sie aus einer tiefen Erschütterung sich nicht zu erholen vermochte. Die Sekunden in seinem Arm hatten ihr eine so heiße Wonne gegeben, daß ihr ganzes Wesen bei der Rückerinnerung daran erzitterte. Und noch jetzt — wenn er sich gleich streng und beinahe feindlich von ihr zurückhielt . . . streifte sie einmal flüchtig hin und wieder sein fragender Blick, so fühlte sie bange und geängstigt, daß sie hilflos seinem Werben preisgegeben sein würde, wenn er es sich je einfallen lassen sollte, in irgend einer Form nach ihrem Besitz zu trachten.

Sie rang im stillen, sich jene nüchterne Ruhe und Klarheit zurückzuerobern, in der ihr so viele

Jahre dahingefloſſen waren, aber es ging nicht, wie ſie wollte. Dunkle Gewalten eines ſtürmiſchen Bluts waren jäh wieder erwacht und verlangten heftig, was ihnen verweigert werden ſollte. Trotz aller Selbſtbeherrſchung ahnte das Mädchen nicht, wie ſehr ihr Weſen dadurch verändert wurde, wie ſchnell ihre Farben bei jeder Stimmung wechſelten, wie die Gleichmäßigkeit und Ruhe, die kluge, etwas ironiſche Überlegenheit unwiederbringlich dahin waren. Und ſie ahnte auch nicht, daß ein vermehrter Reiz von Leben und Wärme von ihr ausſtrahlte, der dort vielleicht am ſtärkſten wirkte, wo er am wenigſten wirken ſollte.

War ſie ſchroff und ungezogen gegen Debberitz, ſo lachte der nur behaglich vor ſich hin und ſah ſeinen Weizen blühen. Er begann ſie ſchon mit heiterer Beſitzermiene zu betrachten und ihr ſyſtematiſcher den Hof zu machen. Hilde fragte ſich in trüben, mutloſen Stunden, ob es nicht das beſte ſein möchte, jeden Kampf zu enden und ſeine Frau zu werden. Sie ſpielte mit dieſem Gedanken, mit dieſem Plan in einer Art von wollüſtiger Selbſtquälerei, die ihr den letzten Reſt von Faſſung der Außenwelt gegenüber raubte.

Neuntes Kapitel

Die junge Frau von Rosegarten saß an einem Sonntagnachmittag mit einer Stickerei unter den Kastanienbäumen. Ihr Mann und Fritz rauchten neben ihr, und sie sprachen häusliche Dinge durch. Auch über Hildens eigentümliche Stimmung fiel ein Wort.

„Es wird wirklich Zeit, daß sie aus dem Haus kommt," bemerkte August. „Ihr höhnisches und rechthaberisches Wesen ist kaum noch zu ertragen. Wenn sie erst Hofdame ist, so wird sie ihre Zunge etwas mehr im Zügel halten müssen."

„Ich weiß nicht," begann Mimi bedächtig, „mir gefällt dieser Plan, sie Hofdame werden zu lassen, durchaus nicht. Ich sehe der Sache mit Besorgnis entgegen und fürchte, sie wird einen schweren Stand haben."

Fritz blickte seine Schwägerin prüfend an. „Was meinst du damit, Mimi?" fragte er. „Du sagst das, als liege ein besonderer Sinn hinter deinen Worten."

„O nein, keineswegs," beteuerte die junge Frau lebhaft, „Hilde ist ja meine Freundin, und ich wünsche ihr nur das Beste."

„Nun also," sagte Fritz ruhig, „warum vertraust du nicht darauf, daß Hildens Klugheit und ihr ungewöhnliches Geschick in der Behandlung von Men-

ſchen ihr in der kurioſen altfränkiſchen Welt da in Langenrode eine dominierende Stellung verſchaffen werden?“

„Hältſt du Hilde wirklich für ſo klug?“ fragte Auguſt. „Ich muß geſtehen, mir hat ſie keine Beweiſe davon geliefert.“

Auf Fritzens Geſicht zeigte ſich ein Ausdruck von leichtem Spott und heimlichem Vergnügen. „Was man ſtets unter Augen hat, pflegt man ſelten richtig zu beurteilen. Man überſchätzt es, oder man unterſchätzt es in ſeinem Wert,“ antwortete er ausweichend. „Was Hilde in all den Jahren hier auf Rauſchenrode geleiſtet hat, wird wohl von euch allen unterſchätzt.“

„Nun, nun,“ brummte Auguſt, „was hat ſie denn Beſonderes geleiſtet?“

„Ich meine,“ rief Fritz ein wenig heftiger, „wir beiden Söhne hätten allen Grund, ihr dankbar zu ſein, weil ſie unſern Eltern die Hilfe und den Troſt gebracht hat, den wir ihnen nicht geben konnten.“

„Das verſtand ſich doch von ſelbſt nach allem, was ſie hier im Haus an Wohltaten empfangen hat,“ ſagte Auguſt empfindlich. Er war immer noch leicht erregt, wenn er mit ſeinem Bruder in Meinungsverſchiedenheiten geriet.

„Ich habe meine eigene Anſicht von dem, was ſich von ſelbſt verſteht,“ ſagte Fritz und wandte ſich

dann zu seiner Schwägerin: „Mimi, es wird kühl hier, darf ich dir nicht einen Schal holen?“

In der dichten Belaubung der großen alten Bäume zeigten sich schon viele goldhelle Blätter. Ein feuchter Nebel, wie ihn auch sommerwarme Septembertage gegen Abend leicht bringen, hauchte kühl aus den Gründen der Berge herüber.

„Bemühe dich nicht,“ sagte August, „Zipperjahn kann meiner Frau ein Tuch besorgen.“ Er ging nach dem Schloß, um den kleinen Diener zu rufen. Mimi sah zu dem Schwager auf, und beide lächelten in stillem Einverständnis.

„Nun ist er wieder beleidigt,“ sagte Mimi leise, „weil er nicht daran gedacht hat, mir den Schal zu holen.“ Sie seufzte. „Manchmal weiß ich gar nicht, wie ich mich seiner Eifersucht gegenüber verhalten soll. Ach, es ist unrecht, daß ich dir das sage . . .“

Fritz machte eine leichte Kopfbewegung, die seine Verwunderung ausdrücken sollte. „Wie ihr euch unnötig das Leben erschwert!“ Er blickte dem Bruder nach, der den Diener rief und, als dieser nicht kam, schnellen Schrittes im Schloß verschwand. „Und sieh nur, wie wunderlich,“ fuhr er fort, „da ergreift er in seinem Ärger das allerungeeignetste Mittel: geht selbst, statt mich ruhig gehen zu lassen, und wir beide sind allein. Jetzt hätten wir nun die allerschönste Gelegenheit, miteinander zu flirten, wenn wir wollten!“

„O, Fritz!“ machte Mimi vorwurfsvoll und wurde dunkelrot in plötzlicher Verlegenheit.

„Aber, meine teure Schwägerin,“ sagte Fritz lachend, „wenn solche reizende Rosenröte aufsteigt, da soll ich nicht verwirrt werden? Ich will mich aber männlich zu fassen suchen, weil ich dich nicht erzürnen will, sondern im Gegenteil an deine Güte mit einer Bitte appellieren möchte.“

Mimi blickte unsicher von ihm fort. Sie gehörte zu den Frauen, die in ihrer Neigung so unbegrenzt einseitig sind und sein wollen, daß sie sich jede menschliche Teilnahme für einen andern als den augenblicklich geliebten Mann schon zur Sünde anrechnen und deshalb zu jedem freien kameradschaftlichen Verkehr untauglich sind. Fritz wollte sie gern ein wenig dazu erziehen, scheiterte aber immer wieder an ihrer Befangenheit.

„Was beabsichtigst du mit dieser feierlichen Einleitung?“ fragte sie schüchtern.

„Nur dich bitten möchte ich, daß du und August ein wenig herzlicher und geschwisterlicher mit Hilde verkehren,“ sagte er warm und legte seine Hand auf die ihre, wie es eine Gewohnheit von ihm war, wenn er seinen Worten mehr Nachdruck geben wollte. „Das Mädchen hat jetzt eine schwere Zeit zu überwinden; schwerer, als wir alle wohl begreifen dürften. Der gewohnte Boden wird ihr unter den Füßen entzogen, und sie sieht noch kein neues Land, auf

das sie den Fuß setzen könnte. Da mag ihr wohl manchmal widerwärtig und unwirsch zumute sein."

Mimi zog ihre Hand leise unter der seinen fort. „Du bist aber selbst gar nicht nett zu Hilde," sagte sie erstaunt.

„Ich?" machte Fritz verblüfft, „. . . ja so! Das ist aber etwas anderes! Ich mache mir auch Vorwürfe, nicht den rechten Ton gegen sie finden zu können. Ihr Frauen versteht es besser, auf so schwierige Gemütsstimmungen einzugehen."

Mimi rückte sich zurecht, sie sah leidend aus, und dann bekam ihr schmales, blondes Gesicht leicht etwas Spitziges. „Ich bin mir bewußt, immer freundschaftlich zu Hilde gehalten zu haben," sagte sie mit einer überlegenen Frauenwürde, die sie jetzt häufig annahm, „ich habe sie immer verteidigt, auch zu einer Zeit, als sie es einem wirklich nicht leicht machte, zu ihr zu stehen."

„Wann war das, und was ist damals geschehen?" fragte Fritz kurz.

„O, geschehen . . ." meinte die junge Frau von Rosegarten gedehnt und errötete wieder, „geschehen ist natürlich nicht das mindeste, aber Hilde war doch eben sehr unvorsichtig."

„Also, bitte, erkläre dich näher," sagte Fritz ungeduldig. „Worin war Hilde unvorsichtig?"

„Aber ich weiß ja gar nichts Näheres, es geht mich ja auch gar nichts an!" rief die junge Frau.

„Es ist wirklich kalt hier geworden!“ Sie erhob sich und wollte ins Haus zurückkehren. Ihr Schwager legte die Hand auf ihren Arm und hielt sie zurück. Als sie ängstlich zu ihm aufsah, fand sie plötzlich, er sähe alt und strenge aus.

„Worin war Hilde unvorsichtig?“ wiederholte er scharf.

„Gott, Fritz — quäle mich doch nicht, mir ist nicht wohl!“

„Ach, euch ist immer nicht wohl, wenn ihr durch böse Andeutungen eure Nebenmenschen verdächtigt und dann zu feige seid, um Rede und Antwort zu stehen.“

„Du bist grob,“ klagte Frau von Rosegarten und wickelte nervös ihre Arbeit, die auf dem Tische verstreut lag, zusammen. „Diese alte Geschichte ist ja bekannt genug! Als du wohl ein Jahr fort warst und es hier auf dem Schlosse so traurig und öde wurde, schickten deine Eltern Hilde, damit sie sich ein bißchen amüsieren sollte, für die Wintermonate nach Langenrode zu Frau von Leuchtenberg zum Besuch. Die Baronin Leuchtenberg hatte sie eingeladen, um die Hofbälle mitzumachen. Eines Tags kommt Hilde ganz unerwartet, verstört und verweint wieder hier an. Frau von Leuchtenberg hatte sie einfach aus dem Haus gewiesen.“

„Warum?“ fragte Fritz. „Sie mußte doch Gründe für ein solches Vorgehen anführen!“

„Nun ja,“ antwortete Mimi erregt, denn diese

notgedrungene Mitteilung war ihr äußerst fatal, „sie schrieb ja auch, andere Verwandte hätten sich unvermutet bei ihr angesagt, so daß sie zu ihrem Bedauern ihre Logierstube brauche. Aber das war es ja gar nicht, das wußte ja jeder. Hilde hatte sich eben ziemlich stark von dem Grafen Kessenbrock, dem bekannten Viveur, die Cour machen lassen, und manche Leute sagten, er habe vorher der Baronin Leuchtenberg selbst auffallend gehuldigt.“

„Ach, das sind ja alles Widerlichkeiten fremder Menschen, die du Hilde noch nach zehn Jahren anrechnest!“ sagte Fritz vorwurfsvoll, „was seid ihr Frauen doch für Geschöpfe.“

„Ich rechne sie ihr ja nicht an,“ antwortete Mimi ärgerlich. „Ich sagte nur, daß ihr Ruf in Langenrode dadurch erschüttert wurde, denn es gingen natürlich, wie du dir denken kannst, die tollsten Gerüchte über dieses Ereignis um. Wer kann sie auf ihre Richtigkeit prüfen! Ich habe immer an Hildens Unschuld geglaubt und Tante Marie ebenfalls, aber man kann den Leuten doch nicht die Mäuler stopfen!“

„Ob man das kann!“ sagte Fritz heftig. „August, als Hildens nächster Verwandter, hätte sofort nach Langenrode fahren sollen und diese edle Frau von Leuchtenberg — eventuell auch den Grafen Kessenbrock — zur Rede stellen. Wo blieb denn da eure vielgerühmte Ritterehre und Familienzusammengehörigkeit?“

„Du beſchuldigſt Auguſt ganz ungerechterweiſe,“ ſagte Mimi und ſah plötzlich ſehr hochmütig aus, „er war damals auf der Univerſität und erfuhr erſt ein halbes Jahr ſpäter von all dieſen Geſchichten. Hilde bat und flehte ja ſelbſt in allen Tönen, man ſollte die Sache ruhen und vergeſſen ſein laſſen. Sie iſt nie wieder in Langenrode geweſen. Wenn Beſorgungen zu machen waren, reiſte ſie lieber gleich nach Berlin.“

Auguſt kam und brachte das Tuch für ſeine Frau. Er fand ſie heiß und erregt und ſeinen Bruder blaß, mit eigentümlich glimmenden Augen. Rauh forderte er Mimi auf, mit ihm ins Haus zu kommen. Seine Frau ſah ihn ängſtlich an und folgte ihm mit der Miene verſtörter Demut, wie ſie junge Frauen annehmen, wenn ſie ein eheliches Ungewitter am Horizont emporziehen ſehen.

Fritz blieb im Park und ging rauchend den Taxusgang hinab zum Teich, aus dem ein ſchwerer Nebeldunſt emporbampfte. Auch aus den Wieſen vor den Waldhängen wallten die feuchten weißen Schleier hin und wieder und ſchlangen ihr Geſpinſt bis in die dunklen Fichten hinein, deren Wipfel ſich in ſeiner Zackenlinie gegen den kühlen, blaßblauen Abendhimmel abzeichneten. Das Nebelgewoge, das von allen Seiten ſchwebend, weſenlos, ungreifbar und doch mit ſeltſamer Schnelligkeit von der noch vor einer halben Stunde vom letzten Sonnengold ſtrahlen-

den Landschaft Besitz ergriff, ihre durchwärmte Fröhlichkeit mit seinen kühlen, atembeklemmenden Dämpfen erstickend, gemahnte Fritz, der dem Gespräch mit seiner Schwägerin nachgrübelte, an jene kaum faßbare und doch mit unheimlicher Schnelligkeit um sich greifende Gewalt der Verleumdung, von der er nun wußte, daß sie Hildens Leben im Kern zerstört hatte. Er verstand mit einem Male manchen Widerspruch in ihrem Wesen, den er sich bisher nicht zu deuten gewußt hatte, und der ihm unsympathisch gewesen war, weil er ihn auf krankhafte, exaltierte Launen zurückführte, die er vor allem bei Frauen verabscheute. Nun suchte er sich innerlich ein Bild von diesem Mädchendasein vorzustellen, ihm nachzugehen von dem Moment an, wo das verwaiste Kind mit dem viel zu langen schwarzen Kaschmirkleidchen und den muntern braunen Augen, von denen man fand, daß sie den seinen aufs Haar glichen, bei ihnen im Schloß erschienen war. Am ersten Abend, auf dem kleinen Eckſofa in Mutters Stube, wohin der Lampenschein kaum noch drang, vor dem Schlafengehen hatte sie ihm damals mit von heimlichen Schauern erzitternder Stimme von dem Begräbnis ihres Vaters erzählt, von dem militärischen Pomp an der Leiche und von der Rückkehr in die schrecklich leeren und verwüsteten Stuben, in denen sie sich so gefürchtet habe. Fritz erinnerte sich seiner knabenhaften Neugier, mit der er die kleine Cousine nach allerlei

grauſigen Einzelheiten der Krankheit und des Sterbens ausgefragt hatte, und der Wallung zärtlichen, ritterlichen Mitgefühls für die Verlaſſene, indem er beſchloß, ſie, wenn er erſt ein Mann und Offizier geworden ſei, zu heiraten und ſie zur Herrin von Rauſchenrode zu machen. Denn in jenen Jahren galt ihm noch der Beſitz ſeiner Väter als das Glänzendſte und Herrlichſte, was er auf dieſer Erde kannte. Er kannte freilich nicht viel von den Herrlichkeiten der Erde.

Damals, ſo fiel ihm jetzt wieder ein, und er mußte ein wenig lächeln, hatte er ihr auch den erſten Kuß gegeben, einen ſchüchternen, zarten Tröſtekuß auf ihre runde Kinderwange. Und er hatte ihr zugleich über das weiche Haar geſtrichen, das die gleiche hellbraune Farbe hatte wie ſein eigenes, indem er ihr zuflüſterte, ſie ſolle nicht mehr traurig ſein. Wenn ſie groß geworden wäre, würde er ſie heiraten, und alles würde wieder gut werden. Er entſann ſich auch, eine gelinde Enttäuſchung empfunden zu haben, als dieſer heroiſche Entſchluß nicht ſehr ſtark auf ſie wirkte und ſie nur ziemlich kleinlaut erwiderte: „Ach, bis dahin iſt es ja noch ſo ſehr lange hin!“

Von ſolchen Zukunftsplänen war ſpäter nie mehr die Rede zwiſchen ihnen beiden. Sie waren durch das Zuſammenleben einfach zu Bruder und Schweſter geworden. Er hatte das kluge, energiſche und luſtige, mit Mund und Hand ſtets ſchlagfertige Mädelchen

doch sehr gern. Fritz wunderte sich heute beinahe, daß er so ganz habe vergessen können, wie gute Freunde sie in allen Ferienzeiten gewesen waren, wie er und Hilde sich in allen Spielen und den Anschlägen zu allerlei Abenteuern im Wald und Feld viel besser verstanden als er und August.

. . . Heute auch kam Fritz zum ersten Mal die Frage, ob die Eltern, als sie Hilde zu sich nahmen, daran dachten, daß das Mädchen damals für die mutmaßliche Erbin des Onkels Christoph galt; erwähnt wurde es jedenfalls niemals.

Vater und Mutter würden wahrscheinlich empört gewesen sein, wenn man ihrer Guttat gegen die Cousine zweiten Grades berechnende Motive untergeschoben hätte. Und doch war Fritz nun beinahe sicher, daß sie beide damals eine Verbindung zwischen ihm und Hilde planten, für den Fall, daß . . . Übrigens hatte man bei der schrullenhaften Absonderlichkeit von Onkel Christoph durchaus nicht voraussehen können, ob die Tochter seiner Schwester, mit der er sich niemals gut gestanden hatte, seine Erbin werden würde, oder ob er nicht eher die Träger des Familiennamens, Fritz und August, mit seinem Vermögen bedenken werde. Hin und wieder bauten alle drei Kinder die herrlichsten Luftschlösser und Zukunftspläne auf diesen an ihrem kindlichen Horizont verführerisch glimmernden Goldsegen. Hilde war immer bereit, mit den Vettern alles zu teilen. Aber es kam

niemals zu einer Prüfung ihrer Großmut. Tante Trinette heimste ſchließlich die ganze Herrlichkeit ein. Man mußte ja zugeben, ſie war in der Familie die einzige geiſtige Erbin des alten Herrn — die Erbin vieler ſeiner Eigenheiten, vor allem ſeiner außerordentlichen Sparſamkeit. Und ſo teilte er denn im Teſtament den jüngern Familienmitgliedern mit, daß er ſein Vermögen in die vorſichtigen Hände der Tante Trinette lege, in denen er es wohl aufgehoben wiſſe, bis ſeine Neffen und Nichten bei ihrem Ableben dereinſt in ein reiferes und verſtändigeres Alter eingetreten ſein würden, in dem ſie dann einen ernſtern und bedächtigern Gebrauch von den Gütern dieſer Erde machen würden. Er glaube einer Gewiſſenspflicht nachzukommen, wenn er ihre Jugend nicht mit der Zuwendung verführeriſchen Goldes vergifte.

‚Die Jugend nicht mit der Zuwendung verführeriſchen Goldes vergiften‘ war ſeitdem ein häufig gebrauchtes, geflügeltes Wort auf Rauſchenrode geblieben.

Fritz wußte, daß die Enttäuſchung einer Hoffnung, die eigentlich nur von den fortwährenden Scherzen über die mögliche Verwendung der imaginären Schätze des Onkels Chriſtoph genährt worden war, ihn zum erſten Mal zu einer reiflicheren Überlegung über die Chancen, die ihm die Zukunft bot, geführt hatte. — Möglicherweiſe durfte er nicht bei einem Kavallerieregiment eintreten, ſagte er ſich plötz-

lich, und damit verlor die Zukunft jeden Reiz für ihn. Wieder war es auf dem kleinen, braunen Eckſofa, halb verborgen von dem Rokokoſchrank, in dem Mama ihren Malaga und die Vanilleplätzchen aufbewahrte, daß Hilde diesmal ihn tröſtete. Sie hatten dabei zur Aufrichtung ihrer betrübten Gemüter die Büchſe mit den kleinen Kuchen zwiſchen ſich ſtehen und knabberten beide eifrig an den knuſprigen ſüßen Dingelchen, wobei Hilde ihm verſtändig vorhielt, wie wenig doch ſeine Offizierslaufbahn in ſeinem Leben zu bedeuten haben würde, wie er jedenfalls einmal Rauſchenrode übernehmen werde und ſie ihm hier die Wirtſchaft führen wolle, wie ſie zuſammen neue Erwerbsquellen entdecken würden, um das Gut wieder in die Höhe zu bringen. Sie war mehr für die Zucht von weißen Dahlien für Trauerkränze, er mehr für den Anbau von Zwiebeln — mit denen Onkel Jochen auf Lüdſche brillante Geſchäfte gemacht haben ſollte. Die Dreizehnjährige hatte dem großen Bengel zu beweiſen geſucht — und ihre Augen leuchteten begeiſtert zu ihrer Rede — daß der Beſitz von ererbtem Reichtum etwas Verächtliches, ja faſt Entehrendes ſei, daß er hart und eng und unbarmherzig mache, wie jeder an Onkel Chriſtoph und Tante Trinette ſehen könne, und wie ſie froh ſei — ja geradezu froh, betonte ſie inbrünſtig, daß ſie von dieſem Sündengeld verſchont worden wäre!

Sie hatte ihn zwar nicht geküßt, wie er damals

getan, denn sie war eher ein herbes Mädchen und Zärtlichkeiten abhold, aber ihr glühendes junges Gesicht und ihre hochgemute Backfischbegeisterung hatten ihn angesteckt. Es war eine kurze Zeit des flammenden Idealismus und der Selbstveredelung nach diesem Abend für sie beide angebrochen, die dann auch vorüberging, um anderen minder reinen und unschuldigen Einflüssen in seiner wachsenden Männlichkeit Platz zu machen.

Es kamen Jahre, in denen er sich Hildens kaum zu erinnern vermochte, so gleichgültig war sie ihm geworden. Später, als er sich in Mimi Rahlen verliebte, ertrug er ihre Gegenwart oft nur mit Ungeduld als ein notwendiges Übel, das er mit in Kauf zu nehmen hatte, wenn er die Nähe und die Unterhaltung der blonden Gutsnachbarin genießen wollte.

Niemals wäre es ihm eingefallen, nach Hildens innerm Leben, nach ihrer Entwicklung, nach ihren Wünschen und Enttäuschungen zu fragen, sich auch nur einen Augenblick lang damit zu beschäftigen. Nun versuchte er, sich die Seiten dieses Mädchenlebens vorzustellen, von denen niemand wußte. Sie war stiller, diskreter Zeuge seiner Werbung um ihrer Freundin Liebe. Er selbst hatte sich zu jener Zeit in einem berauschten, halb unzurechnungsfähigen Zustand tollen Jugenddranges befunden, in dem die höchsten Pläne, die zartesten Empfindungen und die

törichtsten Handlungen sich zu einem wunderlichen Chaos vermischten. Um Mimis reiner Liebe wert zu sein, ging er des Morgens in die Kirche und faßte die frömmsten Vorsätze, während er sich einige Stunden später zwei neue Interimsröcke und ein elegantes Jagdzivil bestellte, obwohl seine Zulage ihn keineswegs zu solchen Extravaganzen berechtigte. Er war plötzlich bei allen Festen, bei Rennen wie bei Quadrillen der erste, und, was naturgemäß sich damit verband, er stellte auch bei Spiel und Trunk seinen Mann. Niemals — weder früher noch später — war er so jeder Überlegung bar wie in diesem selig unseligen Jahre. Das schmerzliche Ende folgte denn auch sehr schnell: der Abschied vom Regiment, vom Vaterland und Elternhaus und von dem süßen, blonden Mädchen, dem zuliebe er alle die eitlen Torheiten begangen hatte.

Er blickte später auf diese Zeit wie auf einen Zustand gelinden Irreseins, einer Art von geistiger Erkrankung zurück, und daß die Erinnerung an Mimi sich mit der Reue über so viele, nicht wieder gutzumachende Torheiten verband, verleidete ihm die Liebe selbst schnell genug. Niemals wieder hatte ein Weib Gewalt über sein Tun und Lassen bekommen — von da ab war die Liebe ihm nur ein Spiel, das völlig außerhalb seines Lebens und Strebens bleiben mußte und jederzeit abgebrochen wurde, sobald er fühlte, daß er zu viel von seinem Herzen drangab.

Vielleicht hatte Hilde mehr Ähnlichkeit mit ihm als nur im Blick der Augen? Vielleicht kannte sie auch dies völlige ‚Sichaufgeben' im Rausch und Taumel des Gefühls, das in jenen Zeiten ihm unabwendbares Fatum wurde?

Er hatte damals Kessenbrock ins Haus gebracht.

Er rühmte sich der Freundschaft des glänzenden, ältern Kameraden, der ihm Leitstern und Ratgeber auf dem gefährlichen Weg, Frauen zu imponieren, wurde. Er hatte an der eigenen Person den verführerischen Einfluß des geistreichen Mannes erfahren. Ihm war er Abgott und Vorbild — wie mußte er auf Hilde wirken, in der so viel schlummernde Möglichkeiten bisher noch nie geweckt waren.

Sonderbar, wie er heute die Fäden sah, die sich zwischen dem eigenen und dem Geschick seiner Pflegeschwester hin und wieder spannen. An seinem Liebesglück entzündete sich ihre Phantasie, er führte ihr den Freund entgegen, dem das bebende, wartende Herz zuflog. Er kannte ja Kessenbrock und machte sich nun manchen Kommentar zu Mimis Bericht.

Armes Mädchen — armes Mädchen . . .

Ob sie wenigstens ein kurzes Glück genossen hat? fragte er sich und zweifelte fast daran. Ihren herben Mädchenstolz zu demütigen bis zum äußersten Opfer der Liebe vielleicht — das mochte ihr Wollust, aber schwerlich Glück gewesen sein.

Aber wer mochte das wissen? Nur machte sie

nicht den Eindruck wie eine, die sich tränenreich und sehnsüchtig an heimlich süßen Erinnerungen weidet. Dieses ironische Lächeln um den schönen, verschlossenen Mund, das ihn so sehr anzog, war schwerlich aus holden Erfahrungen entsprossen. Sie mochte schon dem Leben hinter die Maske geschaut haben und darauf in Liebe und Mitleid eingewickelt worden sein — aus täglicher, verzweifelter Dankbarkeit heraus zu ewigem krampfhaften Schweigen, zu einer still fortzehrenden Lüge gezwungen . . . Das Dasein herabgewürdigt zu einem unaufhörlichen ‚Um Verzeihung bitten‘.

Auch vor ihm hatte das einmal gelegen, als sein Vater sich erbot, seine Schulden zu bezahlen, als er heimkommen und auf Rauschenrode unter Vaters Aufsicht den Verwalter ersetzen sollte. Schaudernd hatte er solche Zukunft durchdacht und tausendmal lieber auf das Erbe, auf jeden Anteil an Rauschenrode wie auf Liebesglück und gesellschaftliche Stellung verzichtet, um als Arbeiter ein neues, fremdes Dasein zu erobern.

Daß Hilde mit zwanzig Jahren nicht den Mut zu diesem Äußersten besessen hatte, blieb sehr begreiflich. Dafür hatte sie tragen müssen, was er nie hätte tragen können. Mimis Worte, Mimis Bedeutung enthüllten ihm genau jene halb von Mißtrauen vergiftete Großmut, jene beleidigende Schonung, die ihr entgegengebracht worden war, die sie

hatte dulden und als ein volles dankenswertes Geschenk hatte empfangen müssen.

Und er sah plötzlich mit einem beinahe physischen Schmerz in der Brust jene öden, einförmigen Jahre dahinrollen, die des schönen, begabten, stolzen Mädchens Dasein bedeuteten — jenes lautlose Dienen, jene tiefe Einsamkeit, in der ihre Jugend geschwunden war. Er dachte an Herbstwochen mit ihren endlosen Nebeln, ihren kalten Regenschauern. Er dachte an die verschneiten weißen kalten Winter, wo der Verkehr fast aufhörte, in denen so viel Zeit war, Geschehenes, Unabänderliches im Herzen um und umzuwenden. Er sah Hilde in trüben Frühlingstagen hinauswandern in die dunklen, schwermütigen Fichtenwälder, wo die gleichförmigen Säulenstämme sich in endloser Eintönigkeit zu folgen schienen, wo der herbe Ernst der Harzer Landschaft sich dumpf beklemmend auf ihr Gemüt legte und ihr ewige, unabänderliche Entsagung predigte.

Welche Fülle von Kraft mußte in dieser Mädchennatur gelegen haben, daß sie nicht bitter, eng und klein geworden war, sondern reif und verstehend und mit einer Art von gütiger, wenn auch kühler Ironie die Dinge der Welt betrachtete . . . War sie wirklich schon so weit von jungem, menschlichem Begehren entfernt, daß es ihr gleich war, ob sie Hofdame bei einer verpfuschten Prinzessin oder Ehegattin eines reichen Protzen wurde? Nein — er wußte,

daß sie es nicht war — er fühlte, die Augen einen Moment schließend, im Rückerinnern ihren Kuß auf seinem Munde. Und er seufzte, weil er sich jene Szene heute, wo er sie begriff, nicht mehr verzeihen konnte.

Zwischen uns ist etwas Gefährliches im Spiel, philosophierte er — schade, daß ich nicht jung genug mehr bin, um eine Tollheit zu begehen, die hier vielleicht das einzig Vernünftige wäre — und daß ich dieser armen, lieben, gequälten Seele auch nicht mehr in guter, brüderlicher Treue beistehen und helfen kann . . . Und so wird sie sich denn am Ende, wie jeder von uns, selbst zu einem Entschluß und zu irgend einer neuen Entwicklung durchringen müssen . . .

Dies war das ziemlich nüchterne Endergebnis seines Grübelns und Träumens, mit dem er sich dem Hause wieder zuwendete, um, die feuchten Nebeldünste hinter sich lassend, den abendlichen Familienteetisch aufzusuchen.

Das eheliche Ungewitter, das Mimi zagend vorausgesehen hatte, war nicht ausgeblieben. Zum Abendessen ließ sie sich mit Kopfweh entschuldigen und lehnte auch Mamas Besuch ab, die sorglich nach ihr sehen wollte.

Noch am nächsten Morgen erschien sie mit blassem Gesicht und geröteten Augen am Frühstückstisch und vermied es mit ängstlicher Scheu, auch nur ein Wort

mehr als die flüchtigste Begrüßung an ihren Schwager zu richten. August war schon früh zum Elektrizitätswerk hinaufgegangen und ließ sich überhaupt nicht sehen. Die Stimmung war allgemein etwas beklommen.

Fritz ging ärgerlich mit großen Schritten im Gartensaal auf und nieder, nachdem Mimi sich entfernt hatte.

„Ist es nicht unglaublich verrückt von August," sagte er zornig zu seinen Eltern, „die arme, kleine Frau in dieser Zeit, wo sie, wie wir alle sehen, körperlich leidend und besonders sensitiv ist, mit seiner grundlosen Eifersucht zu quälen?"

„Also da sitzt der Hase im Pfeffer . . ." knurrte der alte Herr. „Na ja . . ."

„Ich habe schon öfter bemerkt, daß deine Art, mit Mimi zu verkehren, August nicht recht ist," sagte Mama Rosegarten. Und dann bekam die Stimme der alten Dame plötzlich einen besonders sanften, schüchternen Ton, wie immer, wenn sie es für ihre Pflicht hielt, einem der Ihren einen Vorwurf zu machen. „Grundlos, mein alter Junge — ganz grundlos ist diese Eifersucht wohl doch nicht —"

„Um Gottes willen, Mama," rief Fritz und streckte mit einer Gebärde komischer Verzweiflung die Arme gen Himmel, „verfalle du auch noch auf diese Albernheiten . . . Jeder hat eben seine Art, und ich kann die meine nicht ändern, den verrückten Ideen

meines Bruders zuliebe. Es ist schon wahrhaftig nicht leicht, mit euch allen hier fertig zu werden!“

„Zum Deibel nicht noch mal, da mach', daß du fortkommst!“ fuhr der alte Herr von Rosegarten auf. „Ich möchte auch nicht in Augusts Haut stecken. So junge Schwäger im Haus mit ihren verfluchten ausländischen Manieren, das tut niemals gut! Und trau einer den Weibern! Da ist ein Mann keine Stunde sicher!“

„Aber, Alterchen,“ sagte Frau Marie lächelnd, denn sie nahm ihren alten Mann auf diesem Gebiet schon längst nicht mehr ernst, „rede doch nicht so abscheuliche Sachen!“

„Na ja,“ wetterte der Alte, „on revient toujours à ses premières amours! Das mag wohl dem August manchmal durch den Kopf gehen. Und dann wird er eben fuchsteufelswild. Ein Mann in den Flitterwochen ist auch nicht ganz zurechnungsfähig. Na, und wer kennt dich eigentlich hier, Fritz? — Was? Du wärst doch nicht der erste, für den eine Frau wieder Reiz bekommt, wenn sie das Eheweib eines andern ist!“

Fritz lachte kurz. „Das kann schon passieren, und wenn August nicht vernünftiger wird, müßte man ihm wahrhaftig mal Grund geben zu seinen Wutanfällen. Ich hab ihn gestern bis in mein Zimmer herüber toben hören. Übrigens kann ich ja auch gehen, wenn ich sehe, daß ich zu viel bin hier im Haus!“

mehr als die flüchtigste Begrüßung an ihren Schwager zu richten. August war schon früh zum Elektrizitätswerk hinaufgegangen und ließ sich überhaupt nicht sehen. Die Stimmung war allgemein etwas beklommen.

Fritz ging ärgerlich mit großen Schritten im Gartensaal auf und nieder, nachdem Mimi sich entfernt hatte.

„Ist es nicht unglaublich verrückt von August," sagte er zornig zu seinen Eltern, „die arme, kleine Frau in dieser Zeit, wo sie, wie wir alle sehen, körperlich leidend und besonders sensitiv ist, mit seiner grundlosen Eifersucht zu quälen?"

„Also da sitzt der Hase im Pfeffer . . ." knurrte der alte Herr. „Na ja . . ."

„Ich habe schon öfter bemerkt, daß deine Art, mit Mimi zu verkehren, August nicht recht ist," sagte Mama Kosegarten. Und dann bekam die Stimme der alten Dame plötzlich einen besonders sanften, schüchternen Ton, wie immer, wenn sie es für ihre Pflicht hielt, einem der Ihren einen Vorwurf zu machen. „Grundlos, mein alter Junge — ganz grundlos ist diese Eifersucht wohl doch nicht —"

„Um Gottes willen, Mama," rief Fritz und streckte mit einer Gebärde komischer Verzweiflung die Arme gen Himmel, „verfalle du auch noch auf diese Albernheiten . . . Jeder hat eben seine Art, und ich kann die meine nicht ändern, den verrückten Ideen

meines Bruders zuliebe. Es ist schon wahrhaftig nicht leicht, mit euch allen hier fertig zu werden!"

„Zum Deibel nicht noch mal, da mach', daß du fortkommst!" fuhr der alte Herr von Kosegarten auf. „Ich möchte auch nicht in Augusts Haut stecken. So junge Schwäger im Haus mit ihren verfluchten ausländischen Manieren, das tut niemals gut! Und trau einer den Weibern! Da ist ein Mann keine Stunde sicher!"

„Aber, Alterchen," sagte Frau Marie lächelnd, denn sie nahm ihren alten Mann auf diesem Gebiet schon längst nicht mehr ernst, „rede doch nicht so abscheuliche Sachen!"

„Na ja," wetterte der Alte, „on revient toujours à ses premières amours! Das mag wohl dem August manchmal durch den Kopf gehen. Und dann wird er eben fuchsteufelswild. Ein Mann in den Flitterwochen ist auch nicht ganz zurechnungsfähig. Na, und wer kennt dich eigentlich hier, Fritz? — Was? Du wärst doch nicht der erste, für den eine Frau wieder Reiz bekommt, wenn sie das Eheweib eines andern ist!"

Fritz lachte kurz. „Das kann schon passieren, und wenn August nicht vernünftiger wird, müßte man ihm wahrhaftig mal Grund geben zu seinen Wutanfällen. Ich hab ihn gestern bis in mein Zimmer herüber toben hören. Übrigens kann ich ja auch gehen, wenn ich sehe, daß ich zu viel bin hier im Haus!"

„Aber, Kind, nimm es doch nicht so tragisch,“ sagte Frau Marie bekümmert, stand auf und schob ihren Arm in den ihres Sohnes. „Wenn du dich rein fühlst, kannst du doch August einfach ignorieren, dann wird er schon wieder zur Besinnung kommen.“

„Ich fürchte, das wird er nicht, solange ich in der Nähe bin!“ sagte Fritz und blickte in einem gespannten Nachdenken zum Fenster hinaus auf mattgolden durch dünnen Nebel schimmernde Baumwipfel. Langsam sanken die Blätter, denn es war in der Nacht ein früher Frost darüber hingegangen.

„Was sollen sie denn überhaupt ohne dich machen?“ versuchte ihm seine Mutter einzureden. „Du hast ja das ganze Unternehmen in der Hand und bist an allen Ecken und Enden nötig.“

„Ach, Mutter,“ sagte Fritz, indem er seine kühle Gelassenheit wiederbekam, „kein Mensch ist irgendwo unbedingt nötig! Laß ihn sterben, und es geht sofort auch ohne ihn. Das müssen wir uns immer vorhalten, sobald wir anfangen wollen, uns unentbehrlich zu dünken.“ Er nahm seine Mutter beim Kopf und küßte sie. „Beruhige dich, Mutterchen, noch ist das Billett zur Abreise nicht genommen, und nun will ich hinunter und sehen, ob die Maurer mal wieder länger als eine Stunde frühstücken.“

Zehntes Kapitel

Hilde glaubte zu bemerken, daß Fritz in der letzten Zeit viel von seiner fröhlichen Laune verloren hatte. Zwischen ihm und seinem Bruder griff mehr und mehr der eigentümlich gereizte Ton Platz, der zwischen diesen zwei so verschiedenen Naturen noch jedesmal entstand, wenn sie genötigt waren, längere Zeit zusammen zu sein.

Dagegen schien sich allmählich zwischen August und Debberitz eine größere Verständigung anzubahnen, und, was Hilde eigentümlich genug anmutete, diese Verständigung richtete ihre Spitze gegen Fritz. Die beiden andern hatten ihre Arbeitsgebiete getrennt und kamen dadurch naturgemäß weniger in Kollision, und seit August als Kapitalist durch das Vermögen seiner Frau an dem Unternehmen beteiligt war, begegnete ihm Debberitz einerseits mit größerer Hochachtung, anderseits kamen ihre Interessen sich dadurch in Wahrheit näher. Fritz hatte kein bestimmtes Feld der Tätigkeit. Er war überall und nirgends — anfeuernd, treibend, auf Schäden und Schwierigkeiten hinweisend. So machte er sich oft genug bei beiden mißliebig. Alles ging ihm zu langsam, alle Berechnungen wurden ihm zu kleinlich und knauserig ausgeführt. All die tausend Rücksichten, die von den beiden andern genommen wurden, um wichtige Persönlichkeiten nicht zu verletzen, verhöhnte er als über-

trieben und lächerlich. Ja, es war nicht zu leugnen, ein gewisses großsprecherisches Amerikanertum trat neuerdings in seinem Wesen mehr in den Vordergrund, ärgerte seine Familie und ließ die überschwengliche Dankbarkeit, mit der man ihn nach seinem ersten tatkräftigen Eingreifen überhäuft hatte, in den Hintergrund treten.

Endlich kam es zwischen ihm, Debberitz und August zu einer heftigen Auseinandersetzung. Er forderte eine deutliche und klar abgegrenzte Stellung als dritter Leiter des Unternehmens. Er forderte einen bestimmten hohen Gehalt und bedeutende Tantiemen. Das zu bewilligen, war beiden Herren unbequem. Sie erklärten, daß die aus dem Unternehmen zu ziehenden Gewinne durchaus noch nicht so sicher seien, daß man außer den Dividenden, die man den Aktionären zu zahlen haben werde, sich auf einen hohen Gehalt für einen dritten Direktor einlassen könne. In der ersten Generalversammlung der Gesellschaft, die Anfang Oktober stattfand, unterstützten sie Fritz in seinen Forderungen keineswegs mit der Energie, die er erwartet hatte. Und so bewilligte man ihm denn nur die knappe Hälfte dessen, was er wünschte. Debberitz fügte dem mit ihm aufzusetzenden Kontrakt noch einen Paragraphen bei, in dem es der Gesellschaft gestattet war, ihn nach halbjährlicher Kündigung entlassen zu können. Fritz erklärte rundweg, auf diesen Kontrakt nicht eingehen

zu können. Er ſtellte der Geſellſchaft anheim, in einem halben Jahr, wenn die Sachen ſich mehr geklärt haben würden, auf ſeine Anſprüche zurückzugreifen und ſie in der nächſten Verſammlung nachträglich zu bewilligen. Sonſt würde er ſich ſofort von dem Unternehmen zurückziehen. Man nahm dieſen Ausweg an, weil man allgemein die Empfindung hatte, daß man ſeine Tatkraft und ſeine Geſchäftskenntnis jetzt nicht entbehren könne. Es wurden auch Stimmen laut, er werde wohl ſeine Anſprüche mit der Zeit noch herabſchrauben und ſpäter beſſer mit ſich reden laſſen.

Es war heftig genug zugegangen bei den Debatten, und die Brüder kehrten in einem unangenehmen Schweigen und mit verſtimmten Geſichtern aus Langenrode heim.

Auguſt äußerte ſich zu Frau und Eltern empört über die bei der Generalverſammlung zutage getretene Geldgier ſeines Bruders. Fritz äußerte ſich zu niemand, aber während er, amerikaniſche Gaſſenhauer pfeifend, im Schloß aus und ein ging, prägte ſich ein gewiſſer kalter ſarkaſtiſcher Zug immer deutlicher in ſeinem Geſicht aus.

Er fuhr in dieſer Zeit in ſeinem Automobil nach Halle, um dort die Verhandlungen mit dem Profeſſor und den zwei Aſſiſtenzärzten, die man zur Leitung des Sanatoriums in Vorſchlag gebracht hatte, definitiv abzuſchließen. Von hier aus tele-

graphierte er, man möge ihn erſt in einer Woche zurückerwarten, da er noch in eigenen Angelegenheiten in Hamburg zu tun habe.

Er kehrte in gelaſſen heiterer Stimmung zurück.

Welcher Art die perſönlichen Geſchäfte waren, die ihn zu dem Ausflug veranlaßt hatten, erwähnte er zu niemand, aber man war es ja auch nicht gewöhnt an ihm, daß er ſeine eigenen Angelegenheiten im Kreiſe der Familie vertraulich durchgeſprochen hätte.

„Findeſt du nicht,“ ſagte Frau Marie einmal ſeufzend zu Hilde, während ſie gemeinſam Pflaumen entkernten, die ſich blauſchimmernd in einem großen tiefen Korbe zwiſchen ihnen auftürmten, „daß Fritz uns trotz aller Liebenswürdigkeit und aller Zärtlichkeit im innerſten Grunde ein Fremder bleibt? Wie oft hab' ich ihn nicht ſchon nach Einzelheiten aus ſeinem vergangenen Leben dieſer zehn Jahre gefragt. Er erzählt dann irgend eine komiſche Geſchichte, über die man lachen muß; aber ich glaube, Hilde, er tut das nur, um die Teilnahme von ſich und ſeiner Perſon und von ſeinem Fühlen und Meinen abzulenken.“

Sie griff in den Korb mit den zum Einkochen beſtimmten Früchten, und blickte dann ſeufzend und gedankenvoll auf die Pflaume zwiſchen ihren Fingern nieder, ohne ſich entſchließen zu können, in ihrer Arbeit fortzufahren. „Er iſt ſo ritterlich mit uns Frauen,“

fuhr sie endlich wieder laut in ihren Betrachtungen fort, „keiner von unsern Herren hier nimmt so viele kleine Rücksichten im täglichen Verkehr, wie er es tut. Wenn ich nur denke, wie oft ich den Onkel gebeten habe, die Hunde nicht in die Stube zu lassen, und er tut es doch immer wieder, trotzdem ich ihren Geruch gar nicht vertragen kann. Und doch, Hilde, tausendmal lieber ist mir sein bärbeißiges Wesen, und daß er sich nicht die Stiefel abtritt, ehe er hereinkommt, und daß er auch einmal bei den Jagddiners übermäßig viel getrunken und gespielt hat, denn er sagt mir doch immer alles, er vertraut mir alles an, er bespricht alles mit mir, seine Sorgen, seine Kümmernisse, seine Freuden . . . Ach ja . . . es war recht schwer, als er sich einmal verliebt hatte und ich das auch immer alles mit anhören mußte; aber darüber sollte ich wohl nicht mit dir sprechen, weil du noch ein junges Mädchen bist. Na, wir haben es schließlich miteinander durchgekämpft, mein guter Mann und ich, und es hat uns nur fester verbunden. Er war wie ein hilfloses Kind nachher, als die Person sich so abscheulich gegen ihn benahm . . . Gott sei Dank! kann ich nur sagen. Ja, aber Fritz . . . glaubst du, er hätte seiner alten Mutter je gestanden, ob er drüben in Amerika mal eine Liebe gehabt hat? Daß er hier so kühl auf Mimi Rahlen verzichtete, deutete doch entschieden darauf hin. Na, das gute Kind würde nie für ihn gepaßt haben. Ich glaube, die wäre einfach erfroren

neben ihm. Und daß August so eifersüchtig ist, das ist doch nur ein Zeichen von dessen großer Liebe, das kann sie sich schon gefallen lassen. So etwas schmeichelt uns Frauen im Grunde doch immer. Wenn dein Mann keine Szenen mehr macht, hab ich neulich zu ihr gesagt — dann hast du Grund, dich zu grämen — dann steht es schlimm mit seiner Liebe."

Frau Marie arbeitete eine Weile schweigend weiter, und der Korb begann sich zu leeren, während die irdene Schüssel mit dem entsteinten Obst sich häufte. Das Hausmädchen kam herein und brachte frischen Vorrat. Frau von Rosegarten erkundigte sich, wie weit sie draußen wären. Die Ernte war gut ausgefallen in diesem Jahr — da mußte, was im Schloß Hände hatte, helfen bei der Verwertung des Segens.

Hilde versuchte die Tante auf ein anderes Thema zu bringen und fragte, ob sie dem Plan, eine Wohnung in der Stadt zu nehmen, weiter nachgehangen habe.

„Ja, es ist nun wohl das letzte Mal, daß ich beim Pflaumenentkernen helfe," sagte die Gutsherrin wehmütig. „Der Onkel denkt doch sehr stark daran, das Schloß den jungen Leuten allein zu überlassen. Es ist ihm zu geräuschvoll hier geworden. Ich bin auch dafür. Zwei Herren und zwei Herrinnen — das tut niemals gut! Die jungen Eheleute müssen sich miteinander einleben . . . Aber wie das mit

Fritz werden ſoll — darüber mache ich mir manchmal Sorgen ... Da hatte man gedacht, der Himmel täte ſich geradewegs auf, und das Glück käme direkt zu einem heruntergefahren, als der Fritz in dem roten Auto angeraſſelt kam, und nun? — Ja, was iſt es denn nun weiter? — Aber ich ſollte wohl nicht undankbar ſein, ſonſt ſtraft mich der liebe Gott noch mit irgend etwas Furchtbarem.“

Hilde hatte ihrer Tante ſchweigend zugehört, zuweilen mit dem Kopf eine zuſtimmende Bewegung machend, wie das ſo ihre Gewohnheit war, wenn ſie bei irgend einer häuslichen Arbeit zuſammenſaßen und die Tante ihr Herz erleichterte. Sie trug einen beſtändigen wehen Schmerz mit ſich umher, wenn ſie an jene kurzen Sommerwochen zurückdachte, in denen Fritz ſich ihr aufzuſchließen begonnen hatte. Nun waren ſolche vertraulichen Zwiegeſpräche nie mehr gekommen. Hilde empfand einen bitterſüßen Troſt, als ſie nun hörte, daß er wenigſtens keinen Erſatz bei ſeiner Mutter ſuchte. Er war wieder ein wenig freundlicher zu ihr, ſeit er von Hamburg zurückgekehrt war, und dennoch blieb eine geſpannte Reſerve, faſt eine Verlegenheit zwiſchen ihnen, die keiner mit einem offenen Wort zu brechen wagte.

In dem größten, blitzblank geſcheuerten Kupferkeſſel des geräumigen Waſchhauſes brodelte den ganzen Tag über der braune Pflaumenbrei. Sobald die

Tür geöffnet wurde, quoll ein süßer, schwerer Würzduft bis hinauf in die Wohnräume des Schlosses. Das Pflaumenmuskochen war immer eine wichtige Angelegenheit. Die alte Wibekken aus dem Dorfe, die schon seit einem halben Jahrhundert bei allen Wochenpflegen, Kindtaufen, Sterbebetten und beim Pflaumenrühren helfen mußte, stand am Kessel und bewegte mit einem Holzgestell in hingebender Treue unaufhörlich den braunen Brei, um ihn vor dem Anbrennen zu bewahren. Aus dem rosenrot geblümten Kopftuch, in dem sie ihr graues Haar verborgen hatte, blickte das runzlige Greisenantlitz mit seinen trüben, rotumränderten Augen sonderbar genug hervor. Mamsell Wärmchen erschien zuweilen, um diese oder jene feine Zutat an Gewürz und auserlesenen Wallnüssen der Masse im Kessel hinzuzufügen. Auch die junge Herrin kam in Hildens und ihrer Schwiegermutter Begleitung, das Einkochen in Augenschein zu nehmen und mit ihrem Rat zu unterstützen. Mamsell Wärmchen, deren runde Backen wie zwei Pfingstrosen glühten, preßte, sobald sie der jungen Frau von Rosegarten ansichtig wurde, die Lippen zusammen und drückte mit einer störrischen Bewegung das Kinn zurück. Mimi fragte sie liebenswürdig heiter, ob sie wohl getrocknete Apfelsinenschalen mitkochen lasse, sie hätten das immer getan in Niedernrode, es gebe so einen pikanten Geschmack.

„Jedes Haus hat eben seine Gewohnheiten beim

Pflaumenmuskochen," sagte Mamsell in einem scharfen Ton, indem sie vermied, die junge Frau von Kosegarten anzusehen. „Ich kann die Verantwortung nur übernehmen, wenn ich unser altes Rauschenroder Rezept benutze. Nun — nächstes Jahr, da können ja die gnädige Frau alles auf Ihre Weise machen, da bin ich ja denn nicht mehr hier. „Ja," schloß sie tief aufseufzend, „da bin ich nicht mehr hier."

„Aber, Wärmchen, was Sie sagen," rief die Wibekken ganz erschrocken, „Sie werden doch die Herrschaft nicht verlassen?! Wo wollen Sie denn hin?"

„Gott," sagte die Wärmchen und machte vor Wichtigkeit einen ganz spitzen Mund, „es sind ja so manche Veränderungen hier vorgegangen. Warum sollte ich mich denn da nicht verändern?"

Frau Marie lachte über ihr ganzes freundliches Gesicht. „Ja, was Sie denken, Wibekken, Mamsell Wärmchen ist im Steigen. Sie pachtet mit Schottenmaier zusammen die Wirtschaft im Kurhaus, wenn das nächsten Frühling eröffnet wird."

Die alte Wibekken ließ vor Schrecken und Staunen den Rührer fast in die kochende Masse fallen. „Nee, is ja woll nich möglich," schrie sie hell heraus, „wo haben Sie denn dazu das Geld her, Wärmchen? Ich habe mir doch immer sagen lassen, dazu muß eins eine Kantion stellen, oder wie sie das Dings nennen?"

„Nun ja,“ ſagte Wärmchen zufrieden und ſtrich mit beiden Händen ihre Schürze glatt, eine Bewegung, die bei ihr der Ausdruck höchſten Wohlbehagens war, „man hat ſich ja was geſpart. Der Herr Debberitz ſieht ſich ſchon ſeine Leute an. Allen und jeden nimmt er nicht. Ach nein. Aber bei mir und Herrn Schottenmaier da geht er ja ſicher, auch ſo was die feine Küche betrifft, geſchmeckt hat's ihm ja immer bei uns.“

„Ja, ja, Mamſellchen wird eine einflußreiche Perſönlichkeit,“ rief Hilde, „und wer weiß, ſchließlich, wenn ſie das Kurhaus einmal zuſammen haben, wird Herrn Schottenmaier auch ſeine Witwerſchaft leid, und ihr Myrtenſtöckchen gibt doch noch einen Brautkranz.“

Mamſellchen kicherte verſchämt. „Es is ja noch nich aller Tage Abend,“ geſtand ſie mit niedergeſenkten Augen. „Schottenmaier hat ja ſchon verſchiedentlich ſolche Andeutungen gemacht, aber ich ſage immer: ‚Erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen.‘ Man darf den Männern nicht zu viel Avancen machen.“

„Da haben Sie recht, da haben Sie aber ſehr recht, Mamſellchen!“ rief eine vergnügte Männerſtimme, und Fritzens brauner Kopf ſchaute in die Tür. „Wer iſt denn der Glückliche?“ fragte er, Mamſellchen mit ſchelmiſchen Augen zwinkernd ins Geſicht ſchauend, „dem nicht zu viel Avancen ge-

macht werden ſollen? Doch nicht etwa ich ſelbſt? Mir können Sie ſchon welche machen, Wärmchen! Ich bin nicht ſo eingebildet wie die andern Kerls, bei denen Sie ſich in acht nehmen müſſen. Sie können mich ruhig mal von Ihrem ausgezeichneten Mus koſten laſſen, danach hab ich mir elf Jahre lang die Finger geleckt."

„Ach, was der junge Herr immer für Späße macht!" rief Mamſell Wärmchen und füllte ihm eifrig ein Tellerchen voll auf. Die Damen mußten nun auch koſten. Sie ſaßen auf der Eimerbank, auf einem umgeſtülpten Waſchfaß, auf einem defekten Holzſchemel, und ein fröhliches Plaudern und Scherzen ging zwiſchen ihnen, zwiſchen der Alten am Keſſel und der purpurwangigen Mamſell Wärmchen hin und wieder. Draußen brauſte ein ſcharfer Herbſtſturm durch die Kaſtanienbäume und ließ ihre Blätter im Wirbel über den Raſen tanzen, hier innen war es ſchön warm und traulich bei dem guten Geruch des Muſes. Alte Kindergeſchichten wurden erzählt, und die Wibekken wußte zu berichten, wie Auguſt und Fritz ſich verhalten hatten, als ſie auf die Welt gekommen waren, und ſpäter, als ſie die Maſern und das Scharlachfieber durchmachen mußten. Es war ſo eine behagliche, friedlich frohe Erinnerungſtimmung, bei der ein Tellerchen Mus nach dem andern geſchleckt wurde und niemand Luſt hatte aufzubrechen.

Endlich wurde Mamſell doch abgerufen, und damit löſte ſich das ganze Zuſammenſein. Während Frau Marie ſich am Arm ihres Schwiegertöchterchens hielt, um die ausgetretenen Kellerſtufen hinaufzuklimmen, geſchah es, daß Hilde und Fritz nebeneinander zu gehen kamen.

„Ich weiß nicht,“ ſagte Fritz plötzlich zu ſeiner Couſine, „warum du nicht an Mamſell Wärmchens Stelle auf den Gedanken verfallen biſt, das Kurhaus zu pachten. An wirtſchaftlichen Fähigkeiten dazu hätte es dir doch nicht gemangelt. Es würde mir an deiner Stelle beſſer behagt haben, als ſo ein armes Quälholz bei einer launenhaften alten Prinzeſſin zu werden.“

Hilde lachte. „Die wirtſchaftlichen Fähigkeiten hätte ich vielleicht, aber nicht das nötige Kapital, um die Kaution zu ſtellen. Das hat Mamſell Wärmchen. Woher aber ſollte ich es nehmen?“

Fritz blieb ſtehen und blickte das Mädchen an. „Ich vergaß,“ ſagte er langſam, . . . „Verwandte für jahrelange treue Arbeit zu belohnen, das geht ja wohl gegen die Ehre?“

„Ach, rede nicht ſo,“ ſagte Hilde, „ich habe doch auf Rauſchenrode eine Heimat gefunden gehabt, und nun — nun wird's ja wohl Zeit, daß ich auf eigene Füße zu ſtehen komme.“

„Gedankt hat dir, glaube ich, noch keiner von uns ordentlich für alles, was du an unſern Eltern getan

haſt," ſagte Fritz und hielt ihr ſeine Hand hin. Überraſcht legte Hilde die ihre hinein, und er hielt ſie einen Augenblick ſchweigend mit feſtem Druck. Sie ſtanden in dem kühlen Steingang, aus den Milchkellern umfing ſie ein ſäuerlicher Geruch. Es war nicht gerade ein ſchöner oder ein poetiſcher Aufenthalt, und doch erſchien es Hilde, als ob der ganze alte dämmerige Gang ſich plötzlich für ſie mit einem goldenen Licht erfüllte, und als ob dieſer kühle Duft nach ſaurer Milch und Rahm und Käſe ſüßer zu atmen ſei, als alle Roſen des Morgenlandes. Sie gingen dann ſtill die ausgetretenen Stufen hinauf und jedes an ſeine Beſchäftigung, aber ein Friede blieb dem Mädchen im Herzen, durch den ſie leichter dem Glück entſagen zu können meinte, das ſie doch, wie es ihre Überzeugung war, nimals mehr ergreifen würde.

Wo die aufgetürmten Bergmaſſen ſich zu weitem grünen Talgrund verflachten, der ſich dann wieder zu einem Ausblick nach den blauen Fernen der Ebene öffnete, ſtiegen auf einer letzten, hügelartigen Bodenerhebung die Mauern des neuen Kurhauſes empor. Schon war das Dachgerippe mit ſämtlichen muntern Türmchen angelegt. Das Richtfeſt ſtand vor der Tür; es ſollte mit großem Glanz und Pomp begangen werden. Die herzoglichen Herrſchaften hatten ihr Erſcheinen zugeſagt, ſie wollten mit dem Staatsminiſter und dem Bürgermeiſter von Langenrode die

neugeplanten Anlagen bei dieſer Gelegenheit eingehend beſichtigen. Es wurde fieberhaft gearbeitet, die Umgebung von häßlichem Bauſchutt zu ſäubern, die im Rohen angelegten Gartenpartien und Wege vor dem breit hingelagerten Gebäude durch eine Fülle kleiner Tannen und Birken, durch ſchwebende Blumengirlanden und bewimpelte Holzmaſten wenigſtens anzudeuten und zu einem bunten, fröhlichen Bild zu geſtalten. Rechts, nicht allzuweit von dem Kurhaus entfernt, war ſchon der Grundſtein zur ‚Villa Debberitz‘ gelegt und weiterhin die Station der elektriſchen Bahn durch ein mit Flaggen ausgeputztes, buntes Holzbarackchen wenigſtens angedeutet. Links am Abhange des Rauſchenberges grüßte das graue Dach des Schloſſes aus den breitäſtigen Wipfeln ſeiner Parkbäume traulich herüber als ein Reſt ehrwürdiger und poetiſcher Vergangenheit. So drückte ſich wenigſtens Herr Debberitz Hilde gegenüber aus, als er ſie am Tage vor dem Richtfeſt mit der ältern und jüngern Frau von Koſegarten zu den neuen Anlagen führte, ihnen die feſtliche Ausſchmückung zu zeigen. Er war voll zufriedenen Eifers, ſtrahlend von ſchlecht verhehlter Wichtigtuerei, während er in ſeiner Hand die Rollen ſeiner Baupläne wie einen mächtigen Feldherrnſtab ſchwang. Zwei Arbeiter mußten die rieſigen Zeichnungen halten. Er ſtand breitbeinig davor und wies mit der Silberkrücke ſeines Stockes auf dieſe und jene beſonders bedeutungsvolle Einzelheit.

„Hören Sie auf," rief Frau Marie lachend und schüttelte sich in ihrem alten, etwas mottenzerfressenen Pelzkragen, „mir schwindelt der Kopf schon von all den Modernitäten, den elektrischen Drähten, Beleuchtungskörpern, Telephonen, Loggien, Fahrstühlen, Aufzügen, versenkbaren Eßtischen und wie das Zeug alles heißt. Gott sei Dank, daß ich nicht Hausfrau bei Ihnen zu sein und diese komplizierte und gefährliche Maschinerie in Gang zu halten brauche! Ich hätte keinen Augenblick Ruhe vor irgend welchen Explosionen, Kurzschlüssen, eingeklemmten Fahrstühlen und andern solchen Freuden."

Debberitz lächelte mitleidig. Die gute alte Frau von Rosegarten, sie war eben ein Original in ihrer freundlichen Aufrichtigkeit und ihrem Unverständnis für neue Ideen. Seine Blicke gingen bewundernd zu Hilde hinüber, und er sagte bedeutungsvoll: „Wenn man die Sache erst gewöhnt ist, so könnte man in einem altmodischen Hause ohne diese Hilfsmittel gar nicht mehr existieren. Ich glaube, gnädiges Fräulein ist meiner Meinung, wenn ich sage, der Mensch soll sich das Leben mit diesen modernen Errungenschaften erleichtern, falls er in der glücklichen Lage ist, sie bezahlen zu können. Geben Sie mir da nicht recht, gnädiges Fräulein? Sie zum Beispiel würden dieses ganze Getriebe spielend in Ordnung halten."

„Herr Debberitz, Herr Debberitz," sagte Hil-

de liebenswürdig, „ich fürchte, Sie überſchätzen mich!“

Debberitz ſchmunzelte. „Nee, nee,“ rief er mit ſeiner fetten, ſatten Stimme, „ich habe nur meine Augen offen, ich ſehe nur, was jeder leiſten kann!“ Er kniff die Augen zuſammen und wagte einen vielſagenden Blick. Als er indeſſen bemerken mußte, daß Hilde die Lider etwas abſichtlich geſenkt hatte, wendete er ſich aufs neue liebevoll zu den Plänen für ſeine Villa. „Sie ſehen, wie die Sache gedacht iſt,“ erklärte er, „hier auf die Halle münden unten die Salons, oben rechts das Schlafzimmer, daneben ein geräumiges Toilettezimmer für die zukünftige Frau Gemahlin. Ja, ja, man muß auch an ſo etwas denken!“ Er kicherte fröhlich und meinte, die Gemahlin werde es gut haben in dieſem Toilettezimmer mit ſeinen Marmorwannen, in die Wände gelaſſenen Spiegeln, mit all dieſen Hähnen und Schrauben und Knöpfen, die jedes Bedürfnis durch einen Fingerdruck befriedigen konnten.

Hilde lachte kurz auf. „Wenn Sie nun einmal eine Frau bekommen, Herr Debberitz,“ rief ſie luſtig, „die ſich aus allen ſolchen Sachen gar nichts macht und ſich im Hof am Brunnen die Hände wäſcht? Was dann?“

„Gnädiges Fräulein,“ ſagte Debberitz ernſthaft und wagte wieder einen Blick, dieſes Mal einen treuherzigen, „eine ſolche Frau würde ich eben nicht

heiraten! Ich würde nur eine Frau nehmen, die gewiſſermaßen wie eine Königin zu herrſchen verſteht! Ja, das würde ich tun — das können Sie mir glauben!“

„Ich glaube es Ihnen ja, Herr Debberitz,“ rief Hilde unbehaglich, „ich bin von Ihrem guten Geſchmack feſt überzeugt!“

„Seht, dort kommt Fritz im Ponywagen,“ unterbrach Frau von Roſegarten das gefährlicher werdende Geſpräch, „wohin mag der wollen?“

Fritz kutſchierte den leichten Dogcart und fuhr in behendem Trab über den freien Platz.

„Auguſt ſchickt mich nach Brottendorf, der Schmied hat ihn wieder im Stich gelaſſen! Hilde, willſt du mitfahren? Dann nehmen wir den Weg durch den Dietrichsgrund.“

„Aber natürlich will ich,“ rief Hilde überraſcht; es war ihr in dem Augenblick vielleicht noch mehr darum zu tun, Debberitz zu entgehen, als mit Fritz zu fahren. In den letzten Sekunden hatte eine jähe Befürchtung ſie überfallen, Debberitz könnte bei Gelegenheit des Richtfeſtes gern ſeine Verlobung mit ihr proklamieren wollen, um doppelt und dreifach der Herr des Tages zu ſein. Eine betäubende Angſt, eine ſinnloſe Furcht vor einer von ihr geforderten plötzlichen Entſcheidung ergriff ſie. So ſprang ſie denn mit einer ganz unnötigen Haſt auf das leichte Gefährt zu. Fritz reichte ihr die Hand hinunter, ſie

ſetzte den Fuß auf den kleinen Tritt und ſchwang ſich auf den ſchmalen Sitz neben ihren Vetter, noch ehe jemand von den andern recht zur Beſinnung gekommen war.

„O, gnädiges Fräulein,“ rief Debberitz, „das iſt aber gegen die Verabredung! Ich wollte Ihnen doch die ganze wirtſchaftliche Einrichtung noch zeigen!“

„Ein andermal, Herr Debberitz,“ rief Hilde von ihrem geſicherten Platz herunter mit fröhlichem Spott, „wir haben ja noch viel Zeit vor uns!“

Fritz fuhr davon. Die Stirn des prächtigen Herrn Debberitz umwölkte ſich mit Unzufriedenheit, dann aber dachte er, es ſei beſſer, nichts zu übereilen, und der Zufall ſei ihm hier zu Hilfe gekommen und habe ihn vor allzu ſchnellen Abſchlüſſen in einer immerhin wichtigen Choſe bewahrt. Wer konnte wiſſen, wie die Prinzeſſin Karoline ſeine Verlobung mit Hilde von Roſegarten auffaſſen würde? Es ſchien ihm jetzt bei weitem richtiger, morgen die Gelegenheit zu ergreifen und das Terrain erſt ein wenig zu ſondieren — die Stimmung der hohen Dame in bezug auf ihn ſelbſt erſt noch ein wenig zu prüfen. Und ſo überwand er ſchnell den Ärger über die Durchkreuzung ſeiner eigentlichen Abſichten und führte die Roſegartenſchen Damen nach Beendigung ihres Rundganges zum Schloß zurück, überall den ihn grüßenden Arbeitern mit huldvollem Kopfnicken dankend und hie und da einen Befehl erteilend.

„Dem hab' ich einen Strich durch die Rechnung gemacht," rief Fritz vergnügt, als sie durch das Tal rollten, wo auf den fahlgewordenen Herbstwiesen die lila Zeitlosen blühten. „Man darf dem edlen Herrn die Eroberung nicht gar zu sehr erleichtern. „Findest du nicht auch?"

Hilde lächelte schwach und wurde dabei sehr rot. „Ich höre nur von allen Seiten, daß ich sie ihm unnötig erschwere," sagte sie, die Schultern leicht schaudernd in die Höhe ziehend.

„Ekelhaft!" rief Fritz und knallte wie ein Knabe zornig mit der Peitsche.

„Aber, Fritz," meinte Hilde begütigend, „es sind doch deine Verwandten, die mich Herrn Debberitz gönnen."

„Eben, weil es meine Verwandten sind," knurrte er, „darum ist es mir doppelt und dreifach ekelhaft, ihr Gehabe und Getue um diesen Kerl mit anzusehen!"

Hilde lachte hell. „Du bist köstlich in deinem Zorn! — Wer hat denn diesen Kerl in die Familie eingeführt? — Bitte, mein Lieber, gib Antwort! Wer hat ihm denn seine jetzige Stellung verschafft?"

„Nun, ich natürlich," grollte er, „das weiß ich, deshalb brauchst du mich nicht so spöttisch anzugucken. Bin ich deshalb verantwortlich, oder konnte ich auch nur ahnen, daß meine liebe Familie so jedes Unterscheidungsvermögen über Bord werfen würde?"

„Sie sind berauscht vom Geist der neuen Zeit," sagte Hilde nachdenklich. „Er wirkt auf sie wie ein Gift, das taumeln macht und die Besinnung raubt. Du hast ihnen eine zu starke Dosis auf einmal davon zu kosten gegeben. Du freilich bist daran gewöhnt und bist des neuen Geistes Meister geblieben."

„Hilde, höre auf," rief Fritz, „du sprichst mir allzu klug, du stempelst mich ja geradezu zum Verbrecher und Unheilstifter, und weißt du, manchmal komm ich mir selbst so vor!" Er hielt am Eingange des Tales, wo die Straße in den waldigen Dietrichsgrund einbog, und blickte auf die zerwühlte, zerrissene, durch die halbfertig in die Luft ragenden Bauten und die Arbeiterkantinen jedes friedlichen Zaubers beraubte Landschaft zurück. „Ich komme mir selbst oft vor wie ein greulicher Barbar, der kalt und nüchtern in all die Schönheit einbricht, die mir doch von der Kinderzeit her mehr ans Herz gewachsen ist, als ihr alle wißt. So streitet in uns Erben alter Häuser ewig der angeborene Geschmack mit der erworbenen Vernunft. Verrückt, was?"

Über Hildens feines, bräunliches Gesicht und durch ihre goldig schimmernden Augen ging ein wehmütiger Glanz. „Das ist wohl die Tragik aller Übergangsmenschen, die etwas Neues herbeiführen wollen, denn die schöpferischen Naturen sind doch niemals die derben, unbekümmerten Verstandes-

menschen. Irgend ein starker Schmerz wird immer im Grund ihrer Seele ruhen. Kennst du nicht die Sagen von den großen Baumeistern alter Zeiten, die ein lebendiges Kind in den Grundstein einmauern mußten, damit ihr Werk Bestand hatte, und erst auf dieser Leiche konnten die stolzen Zinnen hinaufwachsen."

„Das ist ein schauerlicher Vergleich, Hilde . . . Und doch hat er etwas Wahres."

Sie saßen eine Weile schweigend nebeneinander und fuhren in den engen Grund hinein, wo sich zu beiden Seiten die Berglehnen, mit mächtigen Buchen bestanden, steil emportürmten. Golden und kupferbraun schimmerte das Laub, und die Ebereschen zur Seite des Wegs standen wie Korallenbäume in Purpur und Karmin, bis zu seltenem Erdbeerrot und Blaßrosa abgestuft, das Scharlach der Fruchtbüschel zwischen dem feinen, in so märchenhafter Pracht glühenden Gefieder. Auf einer Felsenwand, der sie gerade entgegenfuhren, erhoben sich einzelne dieser roten Bäume, von der sinkenden Sonne beschienen, wie aufzüngelnde Flammen. Sie sahen beide um sich und freuten sich der Schönheit, während die Luft herbstscharf ihre Wangen umwehte. Fritz fuhr langsamer, indem sie tiefer und tiefer eintauchten in die wundersame Farbenpracht der Bergeseinsamkeit. Auf die Waldwiese zwischen die feinen roten Bäumchen traten braune Rehe, hoben den Kopf, witterten

ängſtlich hinüber nach den im Grunde Fahrenden und äſten dann friedlich weiter. Fritz lächelte, und ſie blickten einander in die Augen in gemeinſamer Freude, die ſie ſich mit jähem Griff aus dem alltäglichen Leben geſtohlen hatten.

Dann kamen ſie auf den morgigen Tag zu ſprechen, was man davon erwartete, und auf den ſichtbaren Stolz, der Auguſt und Mimi beſeelte über das ſchnell Erreichte und über alles, was noch in Ausſicht war.

„Glaubſt du nun eigentlich ehrlich," fragte Hilde, „daß die Sache Beſtand haben wird?"

„Aber gewiß!" rief Fritz energiſch. „Sicherlich! Das kühnſte Wagnis glückt, wenn die Bedürfniſſe der Zeit ihm entgegenkommen. Millionen und Genie ſind verſchwendet, wenn ſie ſich dem Geiſt der Zeit entgegenſtellen oder ihm zu weit vorauseilen!"

„Du biſt ſo philoſophiſch heute," meinte Hilde.

„Fällt mir eben auch auf," rief Fritz. „Sehr bedenklich! Philoſophie kommt bei mir immer an die Reihe, wenn mich ein Unternehmen nicht mehr intereſſiert!"

„Aber Fritz, du willſt doch nicht ſagen . . .?"

„Siehſt du," begann Fritz behaglich, „die Sache hier iſt in die richtige Bahn geleitet, die beſten Leute ſind gewonnen, die Aktien ſteigen . . . Das andere, ſo die tägliche Arbeit, das werden Auguſt und Debberitz ſchon leiſten . . . Was ſoll ich noch hier? — Ich ſtöre ſie nur."

Hilde ſah erſchrocken zu ihrem Vetter auf. In ſeinem ſchmalen, harten Geſicht mit den feſten regelmäßigen Zügen lag eine ruhige Entſchloſſenheit, und ſie wußte plötzlich, daß ſie ihn bald verlieren mußte, daß er ihr in kurzer Zeit ins Unbekannte entſchwinden werde, wie er aus dem Unbekannten vor ihr aufgetaucht war. Und indem ſie leiſe ſagte: „Fritz, du willſt gehen," war in den ſtill geſprochenen Worten doch etwas von dem Erzittern ihres Herzens.

Fritz blickte ſie nicht an, ſondern ſah ins Weite. „Du gehſt ja auch," antwortete er mit einer ſonderbaren Betonung, deren Sinn ſie nicht verſtand.

„Ja, ich gehe," wiederholte ſie mechaniſch, „ich muß wohl gehen. — Das Haus hat zwei neue Herren, der eine liebt mich zu wenig, der andere liebt mich zu viel . . . Übrigens kann es ja auch ſein, daß ich gerade deshalb bleibe. Wenn ich klug wäre . . . Ach," ſagte ſie plötzlich ganz mut- und hoffnungslos, „es iſt ja alles gleich, was ich auch wähle, das eine iſt mir ſo abſcheulich wie das andere. Ich habe keine Entſchlußfähigkeit mehr. Mein Leben iſt doch einmal aus den Fugen."

„Dann renke es wieder ein und laß es nicht vollends aus den Fugen gehen," ſagte Fritz hart.

Das Mädchen wandte mit einer gequälten Bewegung den Kopf hin und her, als litte ſie unerträglich. „Du haſt gut reden. Was weißt du von meinem Leben! Es iſt ja auch nichts davon zu

ſagen, ſo oder ſo bleibt es ein törichtes und häßliches Flickwerk.“

Fritz gab einen unwilligen Ton von ſich. „Herrgott, Hilde, du haſt mich vorhin einen Meiſter genannt . . . ich wollte, ich könnte auch dir etwas mehr Meiſterſchaft beibringen. Aber ihr deutſchen Mädchen habt alle zu viel Gefühl und zu wenig Mut. Darum bleibt ihr ſo im Dumpfen, Feigen und Unſichern ſtehen.“

„Wir meinen eben,“ ſagte Hilde melancholiſch, „Gefühl haben ſei Pflicht und Mut ſei Frevel.“

Fritz hob den Kopf und heftete die Augen mit einem ſcharfen eindringlichen Blick auf ſeine Couſine. „Mir iſt eine mutige Frau das Höchſte auf der Welt,“ ſagte er ernſt.

Aber Hilde klagte: „Mir nützt kein Mut mehr, ich wüßte nicht, wo ich ihn gebrauchen und was ich mit ihm anfangen ſollte!“

„Ha,“ rief Fritz, „wozu man ihn gebrauchen ſoll? — Das zeigt uns ſchon die Stunde, die Notwendigkeit! Wenn etwas unerträglich wird, entſchloſſen Feuer an die Schiffe legen und den Sprung ins Dunkle wagen!“

Hilde hatte ihm zugehört, den Kopf geſenkt, die Arme vor ſich hingeſtreckt, die Hände zwiſchen den Knieen feſt gefaltet. Jetzt hob ſie den Blick und ſah ihn mit großen Augen an. „Für das Wort das

dank ich dir! Den Sprung ins Dunkle wagen — das wäre vielleicht das einzige . . .“

Sie ſenkte den Kopf wieder und blickte in tiefem Sinnen vor ſich hin. Er ſtörte ſie nicht. Er fühlte, daß hier über ein Leben entſchieden wurde.

Nach einer Weile ſagte er ruhig: „Du haſt mich nicht mißverſtanden, Hilde, nicht wahr?“ Sie ſchüttelte haſtig den Kopf, bittend, als möge er Schonung üben und nicht mehr an dieſe ſchweren Dinge rühren. Sie hatten auch bald ihr Ziel erreicht, und auf dem Rückweg ſprachen ſie nur Gleichgültiges.

Elftes Kapitel

In allen Öfen und im Kamin des Gartensaals auf Rauschenrode prasselten große Feuer, damit die Herrschaften sich schnell durchwärmen konnten, wenn sie erkältet vom geduldigen Anhören der verschiedenen Ansprachen, die ihrer warteten, zu kurzer Erholungsrast hier einkehren würden.

Schottenmaier unterwies Cyprian, wie er sich bei der Bedienung der hohen Gäste zu verhalten habe. „Wenn sie kommen, das Tablett mit Sekt und Tee zuerst der Frau Herzogin und dem Herzog präsentiert — du mit's Gebäck dicht hinter mir. Dann Prinzessin Karoline, der Staatsminister, der Herr Oberpfarrer, unser Herr Debberitz und denn all die übrigen. Daß du mir keine Konfusion machst, du mußt heute zeigen, ob du würdig bist, meine Stelle bei den jungen Herrschaften auszufüllen. Du machst so gewissermaßen dein Examen. Wenn ich gehe, hast du doch hier einen schönen, sichern Posten für Lebenszeit, bei dem man auch etwas erübrigen kann. Das siehst du doch an mir."

Zipperjahn nickte und zeigte ein breites Grinsen auf seinem freundlichen, roten Gesicht. „Sie werden 'n mächtiger Mann, Herr Schottenmaier, wenn Sie erst das Kurhaus haben," sagte er ehrfurchtsvoll. „Ja, wenn man so denkt, was Herr Debberitz hier

jetzt bedeutet. Das ist doch noch gar nicht so lange her, als den der Herr von Kosegarten ein Mistvieh schimpfte."

„Höre mal, Cyprian," sagte Schottenmaier, „daran hast du dich nicht mehr zu erinnern. Es ist manchesmal gut, man hat nicht zu viel Gedächtnis, hörst du wohl?!"

Die Tür wurde hastig geöffnet, Fräulein Trinette rauschte herein, atemlos und so erhitzt, daß sich zwei kleine rote Flecke auf ihren spitzen Backenknochen gebildet hatten. Sie war in höchstem Staat, das präsentabelste ihrer verschiedenen schwarzen Seidenkleider umgab ihre hohe, knochige Gestalt, die Schmelzbehänge ihrer ehrwürdigen Samtmantille wogten und knisterten um sie her, der beste Spitzenhut ihrer Schwägerin thronte würdig über ihren glatten, zu dieser festlichen Gelegenheit mit Nußextrakt gefärbten Scheiteln. Die sorgfältig gereinigten weißen Glacéhandschuhe, die schon die glorreichen Wiener Tage geschaut hatten, strömten liebliche Benzindüfte aus. Im übrigen umwehte ein Parfüm von Kampfer, Naphthalin und ungelüfteten Stuben die vornehme Erscheinung des Fräuleins von Kosegarten.

„Aber, gnädiges Fräulein," rief Schottenmaier erschrocken, als er sie erblickte, „die Wagen mit den andern Herrschaften sind schon längst fort, die Feier muß gleich beginnen. Wo waren Sie denn? Ich habe Sie im ganzen Hause gesucht."

Sie lächelte verstohlen. „Ich, ich habe mich verspätet," gab sie zu, „ich werde die Rede des lieben Herrn Oberpfarrers verfehlen. Aber Herr Debberitz klagte heute morgen über Schmerzen im Knie und im Rücken, ich fürchtete, es könnte Influenza werden, und habe ihm schnell noch etwas Ameisenspiritus abgegossen. Auch trug ich eine Tasse Erdbeertee in seine Stube und stellte sie in die Ofenröhre, damit sie warm bleibt. Es ist ein ausgezeichnetes Mittel. Sorgen Sie, lieber Herr Schottenmaier, daß Herr Debberitz vor dem Schlafengehen sich mit dem Ameisenspiritus einreibt und den Tee trinkt. Die Gesundheit dieses prächtigen Mannes ist für uns alle von der größten Wichtigkeit. Die Wagen sind also fort? Nun, da werde ich wohl gehen müssen. Schlimm, schlimm, es ist kalt und windig. Wissen Sie nicht, Cyprian, ob die gnädige Frau ihren Muff genommen hat?"

„Nein," sagte Cyprian, „der hängt draußen in der Garderobe."

„Nun, da bring ihn mir, mein Knabe," sagte Fräulein Trinette mit gütigem Lächeln. Und als sie ihn entgegengenommen hatte, entfernte sie sich mit huldvollem Kopfnicken. Der Sturm ergriff ihre Samtmantille und blähte sie wie ein großes, schwarzes Segel, so daß sie, einer majestätischen Trauerfregatte gleich, über den Kiesplatz dahinflog. Schottenmaier aber hob bedeutungsvoll den Finger. „Zipper-

jahn," sagte er mit schlauem Lächeln, „die Aktien steigen. Man merkt's am Ameisenspiritus!"

Wieder öffnete sich die Tür, diesmal behutsam, und Mamsell Wärmchen steckte den Kopf herein. „Schottenmaier, hören Sie die Glocken? Die Kirchenglocken läuten!"

Schottenmaier öffnete das Fenster, der Wind trug einzelne verwehte Glockentöne herüber.

„Dann hat die Feier schon begonnen," sagte er.

Wärmchen faltete die Hände und lauschte andächtig. „Schottenmaier," sagte sie so gerührt, daß ihr die Tränen über die Backen liefen, „hören Sie doch nur! Ach Jott, wie erhebend! Schottenmaier, wenn man so denkt, das ist nun das Richtfest für unser Glück".

Schottenmaier stand würdig neben ihr. Er hielt es nicht für passend, in Cyprians Gegenwart irgendwelche Zärtlichkeiten gegen die Erwählte seiner Zukunft an den Tag zu legen, da die Verlobung ja noch nicht offiziell verkündigt war, und ebensowenig hielt er es für angebracht, eine allzu große Befriedigung zu zeigen. So sagte er denn nur philosophisch: „Der eine geht, der andere kommt, das ist der Lauf der Welt. Wenn die alte Herrschaft hier oben auszieht, dann ziehen wir unten ein."

„Wenn der liebe Gott so will, Schottenmaier," ergänzte Wärmchen, die in solchen feierlichen Augenblicken unbewußt den Ton von Frau Marie von Rosegarten anzunehmen pflegte.

Sie ſprachen noch einiges über die Veränderungen, die im Schloß vor ſich gegangen waren, und zeigten ſich einig in der Anſicht, daß die neue, junge Frau ihr Herrſcherrecht ſchmählich mißbrauche. Es war geſchehen, daß ſie Wärmchen Vorwürfe gemacht hatte über den Butterverbrauch — man denke, dieſes junge Geſchöpf hatte es gewagt, Mamſell Wärmchen, die ſeit vierundzwanzig Jahren in der Familie war, Vorwürfe zu machen! Da hörte ſich denn doch Verſchiedenes auf! Das hätte ſich nicht einmal Fräulein Hilde unterſtanden, trotzdem die ja auch ſchon öfter verſucht hatte, ſich in Dinge zu miſchen, die ſie nichts angingen. Aber Gott ſei Dank, da hätten doch der gnädige Herr und die gnädige Frau immer die Partei der alten treuen Leute genommen. Jetzt wagten die ja kein Wort mehr. Alſo ſei es ſchon beſſer, das Feld zu räumen. Aber man ſchwieg plötzlich, denn Hilde, die der Feier nicht beigewohnt hatte, um im Hauſe die Oberaufſicht zu führen, trat herein, fragte, ob alles in Ordnung ſei, und rief: „Es fährt ſchon ein Wagen in den Hof, das Programm muß geändert ſein! Bitte, Zipperjahn, ſieh einmal nach, ob Blaſſke und Schmidt unten am Portal ſtehen.“

Cyprian kehrte gleich darauf zurück und berichtete, es ſei die junge Frau von Roſegarten und Herr Fritz. Fräulein Hilde möchte doch ſchnell einmal heraufkommen, ließ der Herr Fritz bitten. Hilde

eilte verwundert ins Wohnzimmer und fand Mimi blaß, mit geschlossenen Augen im Lehnstuhl liegen, während der Schwager ihr ein Tuch, dem ein scharfer Duft nach Eau de Cologne entströmte, auf die Stirn hielt.

„Es ist ihr unwohl geworden bei dem langen Stehen in der Kälte unter den vielen Menschen," sagte Fritz erklärend, „der gute Pfarrer konnte wieder kein Ende finden. Da habe ich mich ihrer angenommen. Bitte, Hilde, ein Glas Wein und irgend etwas Genießbares für das kleine Frauchen."

Hilde holte aus dem Schränkchen neben dem kleinen Eckſofa, wo ſie einſt ſo manche trauliche Beſprechung mit dem Vetter gepflogen hatte, von Mama Koſegartens Erquickungsſchätzen hervor: das geſchliffene Spitzgläschen wurde mit Malaga gefüllt und Mimi hingehalten, auch die kleinen Vanillekuchen taten ihre bei gelegentlichen Schwächeanfällen im Familienkreiſe lang' erprobte Wirkung. Mimi ſchlug die Augen in belebterem Glanz zu dem Schwager auf, und ihre blaſſen Wangen röteten ſich leiſe, nachdem ſie einige Schlucke Wein genoſſen und einen Biſſen gegeſſen hatte.

„Du hätteſt nicht mitgehen ſollen," ſchalt Hilde, „du weißt doch, daß der Arzt dir geſagt hat, du müßteſt dich ſehr ſchonen, Mama Koſegarten meinte gleich, es würde dir zu viel werden."

„Ach," klagte Mimi, „Auguſt wäre doch zu un-

glücklich gewesen, wenn ich nicht hätte an der Feier teilnehmen können. Es ist mir so schrecklich peinlich, daß Fritz mich beinahe tragen mußte. Ich weiß nichts mehr davon, wie ich in den Wagen gekommen bin. August ist gewiß außer sich über diesen Vorfall." Sie blickte mit ängstlich verstörten Augen von einem zum andern. „Glaubt ihr, er hat es bemerkt, daß Fritz mich fortgeführt hat? Er stand doch so weit vorn beim Herzog. Vielleicht hat er nichts gesehen. Aber er wird mich vermissen, wenn die Herrschaften zum Elektrizitätswerk hinaufgehen. Bitte, Fritz, tu mir den Gefallen und kehre gleich wieder um."

Die Besorgnis vor der üblen Laune ihres Gatten prägte sich so deutlich auf dem blassen, leidenden Gesicht ab, daß Fritz mitleidig und ärgerlich zugleich ihr antwortete: „Beruhige dich, Mimichen, und lege dich jetzt nieder. Wenn August verdrießlich wird, so schicke ihn nur zu mir, dann werde ich ihm einmal den Standpunkt klarmachen."

„Fritz," rief die junge Frau erschrocken, „was denkst du dir, wie es zwischen Eheleuten zugeht! Da muß man die Dinge schon unter vier Augen ausfechten. Was August wohl für ein Gesicht machen würde, wenn ich ihn zu dir schicken wollte!" Sie lachte schwach und streckte sich gähnend, mit heftigem Zusammenschauern, als fröre sie, wieder in dem Lehnstuhl aus.

„Mir ist abscheulich zumute," klagte sie, „aber ich muß die Herrschaften ja hier empfangen." Und hilflos den Kopf zur Seite legend, seufzte sie: „Ach, daß doch alles Glück so schwer erkauft wird!"

„Also komm," mahnte Hilde, „leg dich auf dein Bett, du kannst dich darauf verlassen, daß du gerufen wirst, wenn die Herrschaften kommen. Es dauert sicher noch volle zwanzig Minuten. Du hast noch genug Zeit, dich zu erholen, in diesem Zustand kannst du dich doch nicht vor der Gesellschaft zeigen."

Sie beugte sich über die junge Frau, umfaßte sie mit den Armen und zog sie schmeichelnd und mit kleinen, zärtlichen Liebkosungen, wie man ein Kind zu beruhigen pflegt, in die Höhe, um sie nach der Tür zu geleiten.

„August wird ja außer sich sein," klagte Mimi in jenem mutlosen Seelenzustand, in den die beginnende Mutterschaft die Frau so häufig zu versetzen pflegt. Trotz aller Gegenreden ließ sie sich willenlos von Hilde auf ihr Lager bringen.

Nach wenigen Minuten kehrte Hilde ins Wohnzimmer zurück.

Sie fand Fritz, der Mantel und Hut abgelegt hatte, vor dem Ofen stehen, um sich die Hände zu wärmen. Seine schlanke Gestalt erschien in dem Gesellschaftsanzug mit der weißen Krawatte noch schlanker und magerer als sonst.

„Willst du nicht zurück?" fragte sie verwundert.

„Warum?“ ſagte Fritz. „Man braucht mich dort nicht.“

Hilde legte beide Hände an die Schläfen, als fühlte ſie einen Schmerz.

„Man braucht dich dort nicht, wo du die Seele des Ganzen biſt? . . .“ wiederholte ſie.

„Aber, Hilde,“ ſagte Fritz, und der freundliche Ton ſeiner Stimme widerſprach dem Ernſt, der in ſeinen Augen und über ſeiner Stirn lag, „du biſt ein kluges Mädchen und weißt nicht, daß die, die am meiſten geſchuftet haben, bei Grundſteinlegungen und Einweihungen die allerüberflüſſigſten Perſonen ſind? — Da kommen andere dran — nach dem alten Geſetz der Arbeitsteilung . . . Nein — ernſthaft geſprochen — ich erkenne täglich mehr, daß ich im Wege bin in dieſem ‚Hauſe meiner Väter.‘ Na — irgendwo in der Welt wird ſich ſchon ein Plätzchen finden, wo ich mich wieder mehr daheim fühlen werde . . .“ Er lächelte humoriſtiſch zu dem Mädchen hinüber. „Nur nicht ſchwerfällig werden . . . Wenn eine Hoffnung ſich nicht erfüllt, ſteht gleich eine andere vor der Türe.“

„Deine Mutter würde es ſchwer verwinden, wenn du wieder gingeſt,“ meinte Hilde. Sie vermied es, ihn anzuſehen. „Man glaubt dich nun hier gefeſſelt, und daß du im heimatlichen Boden wieder feſtwachſen wirſt.“

„Ich und feſtwachſen —“ ſagte Fritz und zog

die Brauen hoch, „welches Talent Mütter doch stets entwickeln, ihre Söhne gründlich mißzuverstehen. Es war ihr eine große Freude, daß ich kam, es war ihr vielleicht notwendig, aber längere Gefühlsaufregungen sind gar nicht zuträglich für alte Leute. Wenn ich wieder fort bin, wird die Erinnerung an mich sich weit besser ihrem täglichen Leben einfügen, als es meine Gegenwart tut. Was ich hier wollte, hab ich ja schließlich erreicht, habe meinen alten Herrn von der Sorge um das Gut befreit — na, und wenn man fühlt, daß man seine Arbeit getan hat, so soll man sich schnell davon machen."

Im Hofe tönte das Rollen von Wagen.

Hilde lief ans Fenster. „Sie kommen! Die Eltern steigen eben aus! Da werden die herzoglichen Herrschaften auch gleich hier sein!" Sie reckte sich seufzend auf. „Du wirst dir deine Fluchtabsichten noch überlegen," sagte sie zu ihrem Vetter, indem sie sich beide hinunterbegaben.

Er lächelte und antwortete nicht.

Der Gartensaal sah heute, ehe er für die Wintermonate geschlossen wurde, zum letzten Mal noch eine große, glänzende Versammlung zwischen seinen blumigen Tapeten. Die Herzogin, eine schmale, schlanke Frau mit müden Augen und einem kleinen, feinen Mündchen, die stets bestrebt war, den Altersunterschied zwischen sich und ihrem Gemahl durch ernste Würde der Haltung zu verringern, saß mit der alten

und der jungen Frau von Rosegarten und Prinzessin Karoline am Kamin. Riesige knackende und prasselnde Buchenscheite strömten eine wohlige Wärme auf die arg durchfrorenen Damen aus, und heißer Tee, dampfender Punsch wurden mehr begehrt als der eisgekühlte Sekt.

Prinzessin Karoline hatte Fritz an ihre Seite gewinkt. Er lehnte sich an den Pfosten des Kamins und plauderte mit ihr in jener neckisch galanten Weise, die Prinzessin Karoline stets so anmutig an ihre glorreichen Wiener Tage erinnerte.

„Wo ist Ihre Cousine Hilde? In acht Tagen, wenn wir von Nassenstein nach Langenrode übersiedeln, hoffe ich sie bei mir zu sehen. „Wissen Sie," flüsterte die Prinzessin, sich nahe zu Fritz hinüberbeugend, so daß das fürstliche Parfüm gleich einer schweren Duftwelle zu ihm aufstieg, „es hat Mühe genug gekostet, diesmal meinen Willen durchzusetzen. Ich verspreche mir viel von dem jungen Mädchen. Ich glaube, wir passen sehr gut zusammen. Es wäre mir äußerst fatal, wenn ich diese affreuse dicke Audorf als Begleiterin bekommen hätte. Sie müssen uns oft aufsuchen, wenn Ihre Cousine erst bei mir ist. Ich plane kleine Teeabende, vielleicht ein Spielchen, o, ganz harmlos, ein Whist oder dergleichen. Sie müssen noch ein paar nette junge Leute mitbringen, ich sehe gern Jugend um mich. Nett, sehr nett, was? Wir wollen recht lustig sein."

Fritz verbeugte sich zustimmend. „Ich weiß nicht," sagte er etwas zögernd, „ob Hoheit den Charakter meiner Cousine ganz richtig beurteilen."

Die Prinzessin kicherte. „Mon cher ami, Sie wollen doch nicht etwa auch unter die ernsten Warner gehen? Ihre Cousine wird nicht prüde und nicht albern sein, superbe, das gefällt mir gerade. Dort sehe ich sie eintreten, bitte, rufen Sie sie zu mir."

In der Mitte des Saals sprach der Herzog, ein steifer Herr mit verbindlichem, aber schüchternem Wesen, mit August von Rosegarten und Debberitz. Er zeigte sich interessiert für alle Einzelheiten ihrer Pläne und besonders für den projektierten Bahnbau, der sein Lustschloß Nassenstein mit seiner Residenz Langenrode in bedeutend bequemere Verbindung bringen sollte. „Sie haben Erstaunliches geleistet, meine Herren," rief er mit seiner feinen, hohen Stimme, „ganz außerordentlich, ganz außerordentlich!"

„Hoheit," begann Debberitz und legte die Hand auf sein tadelloses, weißes Vorhemd, „fürs Vaterland, fürs angestammte Fürstenhaus . . ."

Der Herzog lächelte ihm gnädig zu. „Gewiß, gewiß! Die Ideale sind treibende Kräfte! Wann wird die elektrische Bahn dem Betrieb übergeben werden können?"

„Ich denke in ein bis zwei Jahren," bemerkte August.

Die Herzogin wandte ſich ein wenig zur Seite in ihrem Lehnſtuhl, um den Herren zuzuhören. Sie hielt einen japaniſchen Fächer, den ihr Frau von Koſegarten gereicht hatte, zum Schutz gegen die dem Kamin entſtrömenden Gluten an ihre ſchmale, wachsbleiche Wange. „O, das iſt gut, das iſt ſehr gut,“ ſagte ſie leiſe und erfreut, „beſchleunigen Sie den Bahnbau ſo viel wie möglich. Der Weg von Langenrode nach unſerem Luſtſchloß Naſſenſtein iſt ſo beſchwerlich für die armen Pferde.“

„Der Wunſch einer hohen Frau wird uns zu fiebernder Eile antreiben,“ ſagte Debberitz erfreut und zugleich erſtaunt, daß ihm dieſe pathetiſche Phraſe ſo gut gelungen war. Die Herzogin neigte mit freundlichem Dank das ungewöhnlich kleine Köpfchen, auf dem ein noch kleinerer Hut aus Goldgeſpinſt und Zobel ſich in das farbloſe dünne Haar ſchmiegte. „Wir werden einen Salonwagen haben?“ fragte ſie mit liebenswürdigem Empreſſement.

Debberitz verbeugte ſich. „Selbſtverſtändlich, Hoheit. Ahorntäfelung mit blauen Samtpolſtern!“

„Ahornholz mit blauen Samtpolſtern,“ wiederholte die Herzogin müde. „Scharmant, ganz ſcharmant!“

Ein Kammerherr war inzwiſchen auf den Herzog zugetreten und hielt ihm zwei Lederetuis entgegen. Der Herzog ergriff das eine, drückte auf den Knopf und entnahm ihm dann einen Orden. Das diskrete

Stimmengeſchwirr, das bisher den Saal erfüllt hatte, verſtummte plötzlich. Die ſtattlichen Geſtalten des Oberpfarrers und des Bürgermeiſters, der weißlockige Staatsminiſter und mehrere andere Herren des Gefolges gruppierten ſich unauffällig und doch mit der ſicheren Gewöhnung, ſolchen Szenen das nötige Dekorum zu verleihen, im Halbkreis um den hohen Herrn. Auch die neue Haushofmeiſterin, die Baronin Leuchtenberg, die die Herzogin heute begleitet und die bisher mit Herrn von Koſegarten im Geſpräch geſtanden hatte, näherte ſich, um mit dem Herrn des Hauſes Zeuge des kommenden Ereigniſſes zu werden.

Der Herzog wandte ſich zu Auguſt und Debberitz. „Meine Herren!“ begann er mit ſeiner leiſen, hohen und ſchüchternen Stimme, die ſich immer nur durch einen beſondern Willensakt zu hörbarer Feierlichkeit verſtärkte, „meine Herren, als einen Beweis, wie ſehr ich die Verdienſte tüchtiger Männer um das Herzogtum zu ſchätzen weiß, verleihe ich Ihnen, Herr Direktor von Koſegarten, und Ihnen, Herr Theodor Debberitz, meinen Hausorden zum Weißen Hirſch.“

Er überreichte Auguſt den Orden, den er in der Hand hielt, entnahm dem zweiten Käſtchen, das der Kammerherr ihm geöffnet entgegenhielt, ein zweites Exemplar und legte es in die Hand von Debberitz. Die beiden Männer empfingen die Orden mit tiefen, ſtummen Verbeugungen. Auguſt murmelte nach einer

kleinen Pauſe: „Hoheit können verſichert ſein,“ und Debberitz fiel ihm mit vollerem Ton ins Wort, „daß wir dieſe außerordentliche Ehre zu ſchätzen wiſſen.“

Der Herzog lächelte ein wenig, das war nicht ganz die übliche Form für den Dank, aber immerhin — dieſer prächtige Selfmademan ſetzte ſich naturgemäß über die Formen der höfiſchen Etikette hinweg und ſprach, wie es ſein treues, ehrliches Herz ihm eingab!

Der Herzog winkte ihm gnädig mit der Hand, und es entſtand ein zweites Schweigen, während der hohe Herr ſich ſeiner Gemahlin zuwendete. Da rief Prinzeſſin Karoline laut und enttäuſcht zu Fritz hinüber: „Ja, bekommen Sie denn keinen Orden? Das finde ich gar nicht nett.“

Fritz lachte. „Hoheit,“ ſagte er munter, „ich fühle mich in dieſem Augenblick durchaus als freier Amerikaner!“

Der Herzog zog, peinlich berührt, die Schultern leiſe fröſtelnd in die Höhe. „Sie bleibt doch eine ewige Gene,“ flüſterte er ärgerlich der Herzogin zu. Die gewandten Hofleute der Umgebung begannen, um den fatalen Zwiſchenfall vergeſſen zu machen, ein lebhaftes Geplauder. Der Herzog aber wandte ſich huldvoll im Geſpräch zu Fritz: „Ich höre, Sie wollen ſich wieder im alten Vaterlande ſeßhaft machen.“

„Das iſt ein Irrtum,“ ſagte Fritz kurz und kühl.

„Aber, Fritz," flüsterte seine Mutter ängstlich, „wie konnte man der Hoheit in dieser Weise widersprechen!"

„Ich gehöre nun einmal nicht zu den seßhaften Männern," sagte Fritz, „wenn ich ehrlich sein will, der Boden brennt mir schon wieder unter den Füßen."

„So, so," bemerkte der Herzog etwas verstimmt und zerstreut. „Abenteuerlust? Läßt sich nicht überwinden?"

„Wer der Heimat so lange entfernt blieb," warf die Herzogin begütigend ein, „findet sich wohl schwer wieder in ihr zurecht."

„Man hat zu scharfe Augen bekommen für ihre Verbesserungsbedürftigkeiten," sagte Fritz. „Weil unsere Liebe nicht mehr blind ist, wird sie uns überhaupt nicht mehr geglaubt. Und so entdeckt man bei der Rückkehr in die Heimat oft erst, daß man wirklich heimatlos geworden ist."

„Ein trauriger Zustand," flüsterte die Herzogin bedauernd.

„Wie man's nimmt," sagte Fritz gleichmütig, „wir haben unsern Stolz, und ich denke, wir haben auch unsere Mission, wir Heimatlosen. Was wäre Deutschland ohne seine verlorenen Kinder?"

„Es liegt etwas Wahres in diesem Ausspruch," meinte der Herzog nachdenklich, aber . . ." und er hob ablehnend die Hand, „eine bedenkliche Wahrheit."

„Wahrheiten sind immer bedenklich, Hoheit," sagte Fritz mit gleichmütigem Lachen.

„Gestatten, Hoheit," mischte sich Debberitz ins Gespräch, „er ist uns zu wild mit seinen Projekten, das ist die Geschichte. Wenn wir alle seine Yankeeabenteuer nicht hier ausführen wollen, dann wird er bissig, und predigen wir dem Herrn Vernunft, da will er uns die Chose vor die Füße werfen."

Der Herzog blickte zerstreut im Kreise umher. Er blieb nicht gern lange bei einem Thema. Die derbe Gereiztheit, die ihm aus dem Ton dieses gewaltigen Mannes entgegentönte, erregte ihm beinahe Furcht.

„Nun, da halten Sie nur als Gegengewicht zu den fremden aufreizenden Einflüssen fest an einer soliden deutschen Gesinnungsart," sagte er, das Gespräch abschließend, zu Debberitz.

Er näherte sich darauf der Herrin des Hauses, der älteren Frau von Rosegarten, mit der zu plaudern seine offiziellen Pflichten ihm bisher noch nicht gestattet hatten. Aufs neue zwang er seine müden, blassen Lippen zu einem freundlichen Lächeln, als er sich neben sie auf einen Lehnsessel niederließ, und begann: „Die Familie Rosegarten ist unserm Hause stets in Treue attachiert gewesen; wie ich höre, soll dieses Band in Zukunft wieder fester geknüpft werden. Ihre liebe Nichte soll als Hofdame meiner Schwester in unsern engern Kreis aufgenommen werden?"

„Ich bin glücklich," ſagte Frau Marie, „daß Hoheit ſo gnädig waren, Hilde in Ihren Dienſt zu wünſchen. Wir werden vorausſichtlich das Schloß den Kindern überlaſſen, vielleicht auf Reiſen gehen, da iſt es ſo ſchön, zu wiſſen, daß für Hilde geſorgt iſt. Ich habe ſie lieb wie meine Tochter."

„Wir ſind ſehr zufrieden mit der Wahl unſerer lieben Schwägerin," bemerkte die hohe Frau, „ich bin ſtets dafür, die Damen des Hofes aus den adligen Familien des Landes zu wählen, deren Geſinnung man kennt, deren ganzer Ton ſchon eine Art Garantie für den Charakter des jungen Mädchens bietet. Sie haben Ihre Nichte in der abgeſchiedenen Einſamkeit der Berge und Wälder erzogen . . . hm . . . ja . . ."

„Sie hat wirklich arbeiten gelernt," fiel Frau Marie ein, als die Herzogin zaudernd nach einem paſſenden Wort ſuchte, um den Satz zu beenden, „ich habe ſie niemals geſchont, ſie hat ſich tüchtig in der Wirtſchaft tummeln müſſen."

„Superbe," meinte die Fürſtin freundlich, „da wird ſie ſich die einfache Unſchuld des Herzens bewahrt haben, die man leider in neuerer Zeit ſo häufig an den jungen Damen vermißt." Sie lehnte ſich behaglich in ihrem Seſſel zurück, der gute Tee hatte ſie erwärmt, ihre Umgebung wußte, daß ſie nun auf ihr Lieblingsthema, die falſche verhängnisvolle Erziehung der modernen Frau, zu reden kom-

men würde. Sie ſprach von böſer Lektüre, von unangebrachten Freiheiten, von der Bedenklichkeit der Sportpaſſion bei den Töchtern des Adels . . .

„Ma chère,“ murmelte der Herzog, räuſperte ſich ein wenig und verſtummte wieder. Er fürchtete, daß ſeine Gemahlin mit ihren ſtrengen Anſichten hie und da verletzen könnte. Übrigens ſah er gern junge Mädchen ſowohl beim Tennis als auch zu Pferde. Er äußerte dies vorſichtig und ſchüchtern, wie er alle ſeine Meinungen zu äußern pflegte.

„Auch ich ſelbſt habe ja früher geritten,“ ſagte die hohe Frau — „in angemeſſener Begleitung — warum nicht? Aber etwas anderes iſt die burſchikoſe Kameradſchaftlichkeit in ſportlichen Angelegenheiten, die heute zwiſchen den jungen Leuten beliebt wird, und die zu den böſeſten Situationen führen kann. Zum Exempel eine Geſchichte, die mir die Baronin Leuchtenberg vorhin auf der Fahrt erzählte, und die mich wahrhaftig erregt hat. Baronin — Sie ſagten doch ſelbſt, der Ruf des jungen Mädchens, die damals im Rennſtall des Grafen — mon Dieu, der Name tut ja nichts zur Sache — kurz ihr Ruf war ruiniert. Und ich finde, die Welt verurteilte hier mit Recht. Eine junge Dame, die ſich ſo weit vergißt, die Pferde ihres Courmachers . . .“

Die Herzogin hielt plötzlich inne — es war eine ſo atembeklemmende Stille um ſie her entſtanden — das leiſeſte Flüſtern verſtummte, es rauſchte kein

Kleid, es klirrte kein Glas mehr . . . Sie blickte erstaunt umher.

Da erhob sich Prinzessin Karoline halb von ihrem Sessel. Ihr volles Gesicht war noch mehr gerötet als sonst. „Pardon, liebe Schwägerin, dieser Rennstall des Grafen Kessenbrock . . . Ja — ich behaupte," rief sie laut und kriegerisch, „dieser Rennstall hat damals, als die Leuchtenberg sich so unverantwortlich benahm, überhaupt nicht mehr existiert. Das Ganze ist ein Märchen — eine Perfidie," schloß sie, indem sie sich wieder niederließ und mit hastigem Fächerschlagen ihre Empörung zu betäuben suchte.

„Mon Dieu, Caroline, je ne comprends pas un mot de votre altération," flüsterte die Herzogin fragend — sie verfiel bei Familiendifferenzen immer in die französische Sprache.

In diesem Augenblick durchbrach ein heftiges Geräusch die ängstliche und bange Stille des Raumes. Hilde hatte einen Stuhl beiseite gestoßen und stand vor der Herzogin. Ihr Gesicht war glutrot und wurde gleich darauf ganz weiß, während ihre Augen sich weit offen und mutig auf die Herzogin richteten.

„Nein, Hoheit, es ist kein Märchen," sagte sie mit einer Stimme, die nur wenig zitterte, und so ruhig, als spräche sie etwas längst Überlegtes aus, „Frau von Leuchtenberg hat mich nicht falsch beschuldigt! Ich war bei Graf Kessenbrock — ja —

und — ja! Wir haben uns liebgehabt, und ich war nicht nur im Stall bei ſeinem Pferd, auf dem er am nächſten Tage um Sieg oder Niederlage kämpfen wollte, und weil er mir ſagte, es würde ihm Glück bringen . . . Ich war auch oben bei ihm auf ſeinem Zimmer . . . Ich will dies geſagt haben — ich will nichts, nichts mehr zu verbergen und zu verleugnen haben in meinem Leben . . . Ich weiß, es wäre nur lächerlich, in dieſem Augenblick zu behaupten, daß ich trotzdem das Recht habe, meinen Kopf ebenſo hoch zu tragen wie jede der Frauen und Mädchen hier — es würde doch niemand mir glauben. Jedes Beteuern wäre nutzlos . . ." Sie hielt inne, aufs neue kam eine ſchnelle Röte über ihr Geſicht, ihre Sprache wurde ſchärfer, heftiger. „Darum bin ich froh, daß es ſo gekommen iſt, daß ich nun ein Ende damit mache, mich vor euren Urteilen und eurem Verurteilen zu fürchten — daß ich nun weiß: ich bin mit euch allen fertig — fertig — fertig! Gott ſei Dank!"

Ihre Stimme brach in der tiefen Bewegung ihrer Seele, ihr Antlitz hob ſich und und blickte über die Menſchen fort mit einem Ausdruck ſo ſtolzer Freude, daß es wie ein Triumphlächeln war. Und dann ſenkte ſie die Augen, und trotzdem ſie zitterte und ſchwankte, ging ſie doch langſam und aufgerichtet zwiſchen den verblüfften und erſchrockenen Gäſten hindurch aus dem Saal.

Man wich ihr aus, man gab ihr Raum, als brächte ihre Berührung Unheil und Tod. Es war, als hätte soeben jeder einzelne etwas gesehen und gehört, was er unmöglich mit einem andern teilen könnte, was man sich kaum selbst eingestehen dürfte. Es wagte niemand auch nur einen Blick mit seinem Nachbarn zu tauschen.

„Ein Anfall von Geistesstörung," sagte Fräulein Trinette von Rosegarten ernst und gab damit eine Art von erlösender Parole aus.

„Ein interessanter Fall hysterischer Selbstbeschuldigung," ließ sich der Kreisarzt vernehmen.

„Aber sie deutete doch an, daß gar nichts wirklich Bedenkliches . . . Ich neige entschieden zu der Ansicht . . ." so erklärte eine andere Stimme, worauf einige Herren zu kichern begannen.

„Mein Gott," flüsterte jemand, „wie das nun auch gewesen sein mag — das ist jetzt ganz gleichgültig — aber sie sagte ‚euch' zu den Herrschaften — sie sagte ‚euch' — haben Sie es wohl gehört, Exzellenz?"

„Welch ein Affront!" murmelte die Herzogin, die sich während des peinlichen Auftrittes, so viel wie möglich war, in die Kissen ihres Lehnstuhls zurückgezogen hatte.

Frau Marie versuchte, um Verzeihung flehend, ihre Hand zu küssen, aber die hohe Frau hielt Arme und Hände fest an sich gepreßt und dachte unbestimmt an die russische Revolution.

Der Herzog wandte den Blick zu Auguſt und machte der unerträglichen Situation ein Ende, indem er gleichgültig fragte: „Sind die Wagen bereit?“

„Zu dienen,“ erwiderte der jüngere Koſegarten zuſammengefaßt, in militäriſcher Haltung.

Eilig und verſtört folgte der Aufbruch.

Die Herzogin hatte die Faſſung jetzt ſo weit wiedergewonnen, um Frau von Koſegarten die Hand zu reichen und zu liſpeln: „Meine Gute, Arme — ich ahnte ja nicht — o welch ein Zuſammenbruch!“

Frau von Koſegarten ſenkte demütig das Haupt unter der fürſtlichen Ungnade, die ſie unabwendbar über ihre Familie heraufziehen ſah. Wie konnte die Herzogin es dem Hauſe Koſegarten je verzeihen, daß hier eine Taktloſigkeit begangen worden war . . .

„Hoheit werden mir dieſe verrückte Frauenzimmergeſchichte nicht nachtragen?“ wagte ihr alter Mann ſeinen Fürſten zu fragen, aber der Herzog hob ablehnend die Hand, murmelte nur etwas Unverſtändliches, in dem das Wort Sanatorium vorkam, und ließ ſich vom Lakaien in ſeinen Pelz hüllen. Er lehnte die Hilfe des Herrn von Koſegarten ab.

Einige der offiziellen Perſönlichkeiten griffen die Bemerkung des hohen Herrn auf und ließen gleichfalls einige tröſtende Worte von Sanatorien und Nervenheilanſtalten fallen; die Prinzeſſin Karoline aber ſchüttelte vorwurfsvoll den Kopf und rief em-

pört ihrer alten Freundin Trinette zu: „Ich hatte doch so bestimmt verlangt, dieser Stall dürfe nicht existieren. Und nun existiert sogar ein Zimmer . . . Und ich muß die alte fette Audorf nehmen . . . Welche Torheit, mon Dieu . . . mon Dieu!“

Hier zeigte sich Theodor Debberitz als ein Mann von Entschlossenheit und Größe. Er beugte sich über die Hand der gekränkten und enttäuschten Fürstin und drückte einen langen, ehrerbietigen Kuß auf das parfümierte Leder des weißen Handschuhs. „Ich fühle ganz mit Hoheit,“ bemerkte er würdig mit dem sattesten Ton seiner Stimme. „Aber wenn mir die gnädigste Hoheit verzeihen — möchte ich sagen: Donnerwetter! Schneid hat sie . . . Ein Weib von Temperament! Ich bewundere Leidenschaft und Temperament bei der Frau!“

„O,“ meinte die Prinzessin gedehnt, während sie auf das Vorfahren des zweiten Wagens wartete, „man kann auch Temperament besitzen, ohne solche Theatercoups zu machen!“

„Würde und Leidenschaft verstehen nur Fürstinnen zu vereinen,“ flüsterte Debberitz, entriß in dem erregten Wirrwarr des Aufbruchs dem Diener den Pelz der Prinzessin und legte ihn sanft um ihre Schultern.

„Wie können Sie so etwas ahnen,“ erwiderte Prinzessin Karoline, sich für einen kurzen Augenblick der Berührung dieser großen ungefügen Proletarier-

hände überlassend. „O, Sie haben viel Kraft,“ seufzte sie befriedigt. „Und wir — wir Armen dürsten nach Leben . . . Lassen Sie sich mir melden, wenn Sie nach Langenrode kommen! Sie müssen mir berichten, wie die Dinge sich hier entwickelt haben, hören Sie?“

Debberitz verbeugte sich tief und fühlte sein Herz heftig schlagen. Diese Prinzessin hatte ein Lächeln . . .

In den Wagen steigend, fragte die Prinzessin obenhin nach Fritz von Kosegarten. Er war nicht zu sehen, und Debberitz zeigte sich nicht eben beflissen, ihn herbeizurufen.

Sie winkte dem Manne des Tages freundlich mit der Hand und sagte zu ihrer Begleiterin: „In diesem Hause erlebt man stets ungewöhnliche Dinge.“ Sich behaglich in die Wagenkissen zurücklehnend, fügte sie mit träumerisch befriedigter Miene hinzu: „Nett — sehr nett —“ welche Bemerkung die Hofdame in diesem Augenblick nicht gerade als passend angewendet empfand.

Zwölftes Kapitel

Erſt nachdem der hohe Beſuch das Schloß verlaſſen hatte, kam die Familie Koſegarten recht eigentlich zum Bewußtſein der ſoeben ſtattgefundenen, außerordentlichen Szene und zur Überlegung ihrer Folgen.

„Der gute alte Gartenſaal iſt mir ganz unheimlich geworden,“ klagte Frau Marie und blickte mit ſchreckverſtörten Augen in dem ihr ſonſt ſo lieben und vertrauten Raum umher, der freilich jetzt mit allen Zeichen des eiligen Aufbruchs, durcheinandergeſchobenen Stühlen, geleerten Taſſen und Gläſern auf allen Tiſchen einen öden und unfreundlichen Eindruck gewährte. Auch gingen die Diener ordnend ab und zu, und ſo begab ſich die Familie ins Wohnzimmer, weil alle denn doch das Bedürfnis fühlten, das Geſchehene durchzuſprechen.

Der Zorn und die Verwirrung des alten Herrn entluden ſich in einer Fülle der ſaftigſten Schimpfereien, die indeſſen bezeichnenderweiſe mehr der ‚Schweinerei und Boshaftigkeit der Leuchtenberg‘, wie er ſich auszudrücken beliebte, als der ‚exaltierten Schneegans‘, ſeiner Nichte, galten.

‚Aber was in aller Welt ſollte nun mit dem Mädchen werden?‘ Das war die Frage, die auf aller Lippen ſchwebte und aller Herzen ſorgenvoll bewegte.

Auguſt, als wäre er der Überzeugung, daß bei ſolchen Erwägungen unpaſſende Dinge zur Sprache kommen könnten, trat zu ſeiner Frau, ſie zart und gütig auffordernd, ſich zurückzuziehen. Ja, er bat ſie ritterlich um Verzeihung, daß dieſer widerliche Auftritt ihr überhaupt zugemutet worden ſei. Mimi, die die ganze Zeit das Taſchentuch an den Mund gepreßt, blaß, faſt teilnahmlos duldend in ihrem Stuhl geſeſſen hatte, drückte ihrem Mann teilnehmend die Hand, küßte ihre Schwiegermutter und entfernte ſich. Auguſt kam gleich darauf wieder und fand Debberitz in ernſter Verhandlung mit Tante Trinette.

Wer das erſte Wort zu ſprechen gewagt hatte, blieb ungewiß, genug, das Thema war in Fluß gebracht, und Tante Trinette befand ſich wieder einmal aufs eifrigſte bei der Arbeit, Menſchen glücklich zu machen und Lebenswege nach ihrem Vergnügen zu lenken. „Im Grunde," begann die frühere Hofdame, deren Beruf ſo viele Jahre darin beſtanden hatte, die Unbegreiflichkeiten ihrer Herrin auszugleichen, zu vertuſchen und als die unſchuldigen Ausbrüche einer kindlich frohen Laune hinzuſtellen, „... was iſt denn eigentlich geſchehen, was wir nicht längſt wußten? Meine Nichte hat mit dem Grafen Keſſenbrock geflirtet — mein Gott, vielleicht haben ſie einige Küſſe gewechſelt — ich für meine Perſon glaube nicht, daß ein Fräulein von Koſegarten, ſelbſt wenn ſie unbe-

ſonnen genug geweſen ſein ſollte, einen Herrn in ſeiner Wohnung aufzuſuchen, ihrer Perſon auch in ſolcher verfänglichen Situtation das mindeſte vergeben haben würde! Fritz hat uns erzählt, daß dergleichen Verkehr in den Vereinigten Staaten zwiſchen den jungen Leuten an der Tagesordnung iſt — nur hier in Deutſchland denken wir anders . . . immerhin — die Zeiten haben ſich geändert — Sie müſſen das zugeben, Herr Debberitz?"

Sie blickte Herrn Debberitz mit auffordernder Frage an.

Er nickte mehrmals zuſtimmend. „Gnädiges Fräulein haben vollſtändig recht in Ihrer Auffaſſung." Er beteuerte in Verbindung mit dieſem Ausſpruch, daß er ein moderner, vorurteilsloſer Menſch ſei und als Großſtädter weitere Begriffe habe. „Ich für mein Teil fand das Mädchen direkt heroiſch," rief er laut und mit Energie — „ich habe die höchſte Achtung vor ihr — das kann ich nur wiederholen — obſchon — natürlich . . ." hier wurde ſeine Stimme leiſer und kleinmütiger, „. . . man weiß ja nicht, wie die hohen Herrſchaften über die Choſe denken!"

„Herr Debberitz," ſagte Trinette ſanft und überredend, „glauben Sie mir, ich kenne den Herzog — wir haben als Kinder zuſammen mit der Puppe geſpielt — er würde ſich in ſeinem wahrhaft guten Herzen freuen, wenn dieſe fatale Angelegenheit —

wenn ein edler Mann, wollte ich sagen, sich bereit finden würde ... kurz, er würde diesem edeln Manne dankbar und verehrungsvoll die Hand drücken ..."

Debberitz räusperte sich umständlich, und auch Herr von Kosegarten stieß unverständliche Töne aus, von denen es ungewiß blieb, ob sie Zustimmung oder Warnung bedeuten sollten. August war ans Fenster getreten und blickte, als hörte er nichts von dem Gespräch, in den mit Schneeflocken untermischten Herbstregen, der draußen gegen die Fenster schlug.

Debberitz fragte, ob er sich eine Zigarre anzünden dürfe, eine Bitte, die ihm selbstverständlich gern gestattet wurde. Frau Marie erhob sich und brachte ihm Streichhölzer, sie sah ihn dabei mit ihren guten, tränenumflorten Augen bittend an.

Debberitz blies eine Weile seine Rauchringe schweigend in die Luft. Er befand sich in einer für ihn ganz ungewöhnlichen Erregung. In dem Augenblick, als er Hilde so glühend und empört vor die Herzogin hatte treten sehen, rührte sie zum ersten Mal wirklich an seine Sinne und erregte ein jähes, heftiges Verlangen in ihm — aber dann hatte Prinzessin Karoline gelächelt, und dieses Lächeln hatte seine Phantasie wieder auf andere Wege gelockt. Dennoch genoß seine Eitelkeit das Bewußtsein, von allen ihn umgebenden Kosegartens als einziger Retter des unglücklichen Mädchens und der Familienehre überhaupt betrachtet zu werden wie einen berauschenden

Trank, der den nüchternen Geschäftsmann in eine Art von romantischer Exaltation versetzte. Er fühlte sich zu dieser Stunde als nächster Freund der Familie von Kosegarten, fast selbst als ein Glied dieses alten, ehrwürdigen Geschlechtes, mit verantwortlich für seine Stellung in der Welt — für die Aufrechterhaltung seiner Ehre zu jedem Opfer bereit . . . Wie aber ließ sich die verletzte Ehre eines jungen Mädchens besser wieder herstellen, als durch die Heirat mit einem ehrenwerten Manne? An sich war ihm ja Hilde nur begehrenswerter und pikanter geworden durch diese Liaison mit einem Grafen . . . Denn er zweifelte ja keinen Augenblick daran, daß eine solche wirklich bestanden habe. Übrigens hatte er auch vor kurzem in Erfahrung gebracht, daß Hilde ursprünglich nähere rechtliche Ansprüche auf das Vermögen, das der Tante Trinette zugefallen war, geltend machen konnte — daraus ließ sich denn doch wohl auch ein gelinder Druck auf die alte Dame herleiten und nützlich zur Anwendung bringen. Eventuell drohte man nach der Heirat mit einem Prozesse zur Anfechtung von Onkel Christophs Testament . . . Es war ohnehin unglaublich nachlässig vom alten Kosegarten, sein Mündel so friedlich um ein Vermögen kommen zu lassen. Nun — man kannte ja geschickte Anwälte, Gott sei Dank . . .

Fräulein von Kosegarten hatte während dieser stillen Erwägungen auf den Ausspruch des Kreis-

physikus zurückgegriffen: ein interessanter Fall von hysterischer Selbstbeschuldigung. Diese Bezeichnung des tüchtigen, langbewährten Hausarztes gab ihr manches zu denken, gestand sie. „Wer wußte denn, wie viel Tatsächliches dem wirren Geständnis des unglücklichen Kindes zugrunde gelegen haben mochte? Jener Stallbursche, auf dessen Aussage das ganze unglückliche Gerede damals in Langenrode zurückzuführen war, ist notorisch später in die Dienste der Leuchtenbergs getreten — wie nun, wenn er von der Baronin, die entschieden eifersüchtig auf kleine Huldigungen des Grafen an das harmlose junge Mädchen gewesen, einfach bestochen worden war?“ Fräulein Trinette blickte sich nach dieser Beweisführung triumphierend im Kreise ihrer Verwandten um und fuhr dann in ihrem christlichsten Stimmentonfall, in dem sie sonst nur die Predigt des lieben Herrn Pastors zu besprechen pflegte, in der Behandlung des heiklen Falles fort: „Wir alle, meine Lieben, haben ja wohl an dem armen Kind ein sonderbar erregtes Wesen und die wechselnden Stimmungen wahrgenommen. Wie wäre dies auch anders möglich, wenn die Liebe, die zum heiligen Ehestand führen soll, nach Gottes Willen ein Herz ergreift! Da erforscht sich wohl ein Mensch ernstlich, ob er eines solchen Glückes auch würdig ist, und manche harmlose Mädchentorheit mag dem zarten, jungfräulichen Gewissen schon als schwere Sünde erscheinen . . . So erklärt sich die

Überspannung unserer armen Hilde am besten aus der angstvollen Liebe, die zweifellos von ihr Besitz ergriffen hat — und so sind Sie, unser lieber Herr Debberitz, recht eigentlich die Ursache der heutigen peinlichen Erschütterung gewesen!“ Sie blickte Debberitz lächelnd an, hob dazu den langen, dürren Zeigefinger mit dem langen, spitzen Nagel und schwenkte ihn fein scherzend gegen den Mann hin und her. Und dann trat sie neben seinen Stuhl.

Debberitz seufzte, es klang fast wie ein schweres, beklommenes Ächzen. Er legte die Zigarre fort. Der Augenblick des Entschlusses war gekommen.

„Wer könnte so ein armes, liebes Ding besser absolvieren als der geliebte Mann selbst?“ flüsterte Fräulein Trinette ihm ins Ohr. Sie war durch manche Andeutung seiner Wünsche berechtigt, so weit zu gehen, das sah er vollkommen ein. Und so erhob er sich denn, zog seine Weste straff, griff sich mit dem Zeigefinger lockernd zwischen Kragen und Hals und wandte sich mit ernstem, feierlichem Gesicht an den alten Herrn von Rosegarten, in dem er in diesem Augenblick das ehrwürdige Haupt der Familie respektierte.

„Herr von Rosegarten,“ sagte er einfach und würdig, „ich glaube, Sie haben schon länger bemerkt, daß ich Ihre Nichte, Fräulein Hilde, mit wohlgefälligen Blicken betrachte. Daran hat der eben stattgefundene Auftritt nichts geändert. Ich bin ein Mann

von liberalen fortschrittlichen Ideen. Es würde mir eine hohe Ehre sein, in Ihre werte Familie einzutreten. Ich bitte Sie also, Herr von Kosegarten, um die Hand Ihres Fräulein Nichte! Wie gesagt — ich werde meine Frau Gemahlin stets in Ehren halten!" Er zog ein Tuch und wischte sich den Schweiß, der denn doch bei dieser Ansprache reichlich an Stirn und Schläfen hervorgequollen war.

Der alte Herr schüttelte ihm heftig die Hand. „Na, Debberitz, unter den Verhältnissen — da kann sich das Mädel gratulieren, wenn sie unter die Haube kommt." Auch er ächzte und pustete, der alte Edelmann. Sie kam ihm doch hart an, diese Einwilligung. Das Leben war putzwunderlich, und er für sein Teil machte nicht mehr mit — nee, weiß der Deibel — so 'ne verflixte Schweinerei . . .

Man beschloß, daß man erst am folgenden Morgen Hilde den Antrag von Theodor Debberitz mitteilen wollte. Denn man hielt sie am heutigen Tage ihrer Sinne nicht genug mächtig, um die einzig vernünftige Antwort, die man von ihr erwartete, zu geben.

Frau von Kosegarten bemerkte trübe, man müsse sich nach Hilde umsehen. Sie hatte ein dumpf reuevolles Gefühl ihrer Nichte gegenüber. Niemals hatte sie den Mut fassen können, mit Hilde über jene fatale Angelegenheit offen und ehrlich zu reden. Sie hatte damals schon es für das bequemste ge-

halten, nicht nachzuforſchen und einfach über die Bosheit und Klatſchſucht der Menſchen zu jammern. Aber warum hatte Hilde, bei der ſie doch Mutterſtelle vertrat, niemals das Bedürfnis geſpürt, Rat und Troſt bei ihr zu ſuchen?

Seufzend machte ſie ſich innerlich zu dieſer großen, nun leider arg verſpäteten Ausſprache bereit, als Trinette energiſch erklärte, ihre Schwägerin müſſe ſich ſchonen — ſie ſelbſt wolle mit ihrer Nichte reden. Da verſchob Frau Marie mit erleichtertem Herzen ihren Vorſatz auf gelegenere Zeit.

Trinette erfuhr indeſſen von dem Hausmädchen, das gnädige Fräulein ſei nicht auf ihrem Zimmer, der Herr Fritz habe ſie auch ſchon vergebens dort geſucht und ſei ihr dann in den Park nachgegangen, wohin man ſie in großer Erregung habe eilen ſehen.

Ein Gang durch Sturm und Wetter wird ſie am beſten beruhigen, dachte Fräulein von Roſegarten, und aus weit entlegenen Tagen kam ihr die Erinnerung an einen ſolchen Gang in den Wald hinaus bei Sturm und Regen, um ein ſtürmiſch verlangendes Herz, das entſagen mußte, zu beſchwichtigen. Dem Herrn ſei Dank, ſie war ohne Schuld und Fehle geblieben damals! Im ganzen — die Geſchichte mit Hilde war doch widerlich . . . Nun ein Proletarier wie dieſer Debberitz hatte jedenfalls — ſtärkere Nerven und ein abgeſtumpfteres Gefühl für gewiſſe zarte Punkte . . . glücklicherweiſe!

Fritz lief die Parkwege entlang, dem Walde zu. Sein Jägerauge durchspähte mit scharfen Blicken die trübe Dämmerung, die schon alle Seitenwege und Fernen zu umhüllen begann. Sein Ruf: „Hilde — Hilde!“ klang über die weiten, von körnigem Schnee weiß besprenkelten Wiesen. Der Fuß raschelte durch die Herbstblätter, die der Sturm wirbelnd von den Ästen riß und rauschend durcheinander jagte.

Er war keineswegs der Meinung seiner Tante, daß ein Gang durch Sturm und Dunkelheit das geeignete Mittel sei, ein schmerzbewegtes Herz zu stiller Vernunft zurückzuführen. Ihm stand der Blick vor der Phantasie, den Hilde zu ihm gesandt hatte, ehe sie vor die Herzogin getreten war, um der ganzen versammelten Gesellschaft ihre Verachtung vor die Füße zu werfen. Er war Menschenkenner genug, um sich zu sagen, daß dieser Blick der Seelenausdruck eines verzweifelten und zum Äußersten entschlossenen Weibes gewesen war. Und er wußte auch, daß er und sein Einfluß Hilde so weit getrieben hatte. Daß sie ihn auch so gründlich falsch verstehen mußte!

Einen Esel — einen von Gott verlassenen, verfluchten Esel nannte er sich, wenn er an seinen Ausspruch dachte, von dem Sprung ins Dunkle, der jedes Menschen letzte Rettung vor dem Unerträglichen bleibe, und der Hilde in verhängnisvollem Irrtum in diesem Augenblick in die ewige Nacht hinaustreiben mochte . . .

Und er rannte in weiten Sprüngen den steilen Waldpfad zum Heuberg hinauf, dem Brausen des Wasserfalles entgegen, das Herz schlug ihm in wilder Angst, Haar und Stirn waren gefeuchtet von Schweiß und tauenden Schneeflocken, die Augen geblendet von heiß aufsteigenden Tränen.

Er hatte es nicht gewußt, nicht begriffen bis jetzt, wie nahe ihm das Mädchen innerlich gerückt war, wie lieb er sie hatte.

Im allgemeinen fand er es ja ziemlich töricht, für persönliche Mißgeschicke gleich die Gesellschaft verantwortlich zu machen. Er neigte keineswegs zu fanatischem Haß gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Aber während er in diesem angstvollen und und vergeblichen Suchen nach Hilde durch den rauschenden Regen eilte, erbitterte sich sein Herz wie nie zuvor gegen die Armseligkeit, Schwäche und Kleinheit der Menschen, die ein unglückliches Geschöpf, das sich nicht wehren kann, ein für allemal ungehört verdammen, weil es in junger, dummer Unerfahrenheit gewagt hat, gegen ihren Anstandskodex zu verstoßen. Er hatte die Gesichter der Versammlung um Hilde beobachtet — er war sicher, daß keiner von ihnen allen für sie Partei nahm, daß jeder eine geheime Schuld verzeihlicher fand als dieses öffentliche und rücksichtslose Zugeständnis einer Unbesonnenheit. Sie hatte recht — nur zu sehr recht: niemand würde ihr geglaubt haben, wenn sie trotz-

dem ihre Mädchenunschuld beteuert haben würde. Der Flecken lag auf ihr und würde auf ihr bleiben. . . .

Er verstand es so gut, daß das Leben ihr zum Ekel geworden war — daß sie nicht mehr der Mühe wert fand, noch einmal neu anzufangen. Wenn zehn Jahre treuer, stiller Pflichterfüllung nichts galten . . . Wie albern, wie nutzlos wäre es gewesen, wenn er selbst vor diesen Leuten für sie eingetreten wäre — er, der Abenteurer, den schließlich daheim doch niemand für ernst nahm . . . Ging es ihm denn besser als ihr? Ein paar Jugenddummheiten folgten ihm nach und legten sich ihm hindernd auf Schritt und Tritt in den Weg. Anderen wurde weit mehr verziehen. Aber freilich — die anderen, die hatten sich auch nicht in Art und Wesen dem, was daheim als Form und Ideal galt, so weit entwendet . . . Dies war der entscheidende Punkt! Weil Hilde, so fühlte er deutlich, sich unter seinem Einfluß entwickelt hatte, mußte sie zu einer Trennung von dem, was ihr bisher als Autorität galt, gelangen . . . Wie hatte er nur glauben können, in diesem Kreise mit Erfolg zu wirken? Gleich einem scharfen Wind hatte er zwischen sie geblasen, aufrüttelnd, ermunternd, kräftigend. Nun seine Arbeit getan war, wirbelte ihn das Schicksal weiter zu unbekannten Fernen . . . Sollte er gehen mit der bitteren Qual auf der Seele, den Untergang dieses armen Mädels zum Teile wenigstens doch mitverschuldet zu haben?

Aufs neue rief er laut und schmetternd Hildens Namen in die Dunkelheit. Wie war es möglich, sie hier zu finden, wenn sie sich nicht finden lassen wollte? Jeder breite Buchenstamm konnte sie ihm verbergen. Er sah das völlig Unsinnige seines Suchens ein und konnte es doch nicht lassen, weiter zu rufen.

Auf der Waldwiese stand, trübseligem Verfall preisgegeben, der kleine Pavillon, der in schönen Maitagen den Triumph seines Geistes erlebt hatte. Er lachte höhnisch über sich selbst. So ging es ihm immer wieder: er griff das Glück, er hielt es in die Höhe und ergötzte sich kindisch an seinem Glänzen — und ein anderer riß es ihm in letzter Stunde aus der Hand zu eigenem Nutzen.

An den Gebäuden des Elektrizitätswerkes strahlten, als er es erreichte, die Lampen noch blaue Helle durch den Wald und beleuchteten den kläglich verregneten Putz an Fahnen und Girlanden. Er stieg den steilen Felsweg längs des Falles empor, vorsichtig umherspähend, um auf den vom Regen und vom nassen Laub glitschigen Stufen nicht auszugleiten, er starrte, verwirrt und betäubt von Schmerz und Angst, minutenlang untätig in das Brausen und Tosen der weißen stürzenden Wasser. Und dann raffte er sich plötzlich energisch zusammen und kehrte um. Es war vielleicht nur eine verrückte Phantasie von ihm, daß sie gerade den Wasserfall gewählt

haben sollte — überhaupt . . . wer konnte denn wissen, ob er sie nicht in der sinnlosen Aufregung, die ihn ergriffen hatte, völlig falsch beurteilte — völlig unterschätzte?

Mit mehr Ruhe und einem neuen Lebensmut stieg er hinab und kehrte im Elektrizitätswerk ein, um dort zu fragen, ob man seine Cousine Hilde etwa habe vorübergehen sehen. Dies war nicht geschehen. Er gab nach einigem Zögern Befehl, daß zwei Arbeiter mit Laternen den Wald und die Gegend um den Fall nach ihr absuchen möchten, da man annehme, sie habe sich im Walde verirrt. Dann begab er sich in schnellstem Schritt nach Haus zurück. Er hatte plötzlich eine freudige Hoffnung zu hören, sie sei inzwischen heimgekehrt. Er mußte hoffen — er trug diese Angst um sie einfach nicht länger.

Im Flur traf er auf Zipperjahn, der seine hastige Frage gleichmütig mit der Nachricht beantwortete, Fräulein Hilde sei schon längst aus dem Park zurückgekommen.

Fritz wäre dem Jungen am liebsten um den Hals gefallen. „Weißt du, wo ich sie finde?“

„Das gnädige Freilen is auf'n Boden.“

„Auf dem Boden?“

„Ja, sie hat sich 'ne Laterne bei mich jeholt und machte so'n kurioses Gesicht dazu.“

„Wie lange ist das her?“

„So etwa ein Dreiviertelſtündchen wird's ſchon ſein.“

Fritz pfiff ſcharf durch die Zähne. Er ſprang in die Dienerſtube und riß dort die Lampe vom Haken an der Wand. Dann ſtürzte er an Zipperjahn vorüber die Treppe hinauf.

All die Zeit hatte er auf falſchem Wege verloren . . . unwiederbringliche Zeit . . . Und die Angſt überſchwemmte wie eine große Meereswoge aufs neue ſein Herz.

Dreizehntes Kapitel

Zipperjahn begab sich gelassen in den Gartensaal zurück. Dort brannte jetzt nur noch eine Lampe, bei deren spärlichem Licht er die guten Meißner Tassen wieder in die Eckschränke stellte. Er hatte aus manchem Glas die Neige genippt und war in vergnüglicher Stimmung. Zufrieden flötete er vor sich hin die Melodie seines Lieblingsliedes: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus — und du mein Schatz bleibst hier . . .“

Die Tür zum Flur öffnete sich behutsam und schloß sich wieder. Zipperjahn blickte sich um, es war ihm gewesen, als ob jemand eintreten wollte. Als er pfeifend mit dem leeren Tablett hinausging, sah er auch draußen auf dem Flur niemand. Aber nachdem er in der Dienerstube verschwunden war, trat Hilde hinter dem Kleiderständer, wo sie sich verborgen gehalten hatte, hervor und ging eilig, doch vorsichtig, um kein unnötiges Geräusch zu machen, in den Gartensaal. Sie trug ein dunkles Wollenkleid, einen Regenmantel und einen Filzhut. In der Hand hielt sie ein kleines Köfferchen.

Aufatmend blieb sie in dem nun wieder von seiner gewöhnlichen friedvollen Ruhe erfüllten, dämmerigen Raum stehen und blickte hinüber nach der Ecke am Kamin, wo die vereinzelte Lampe trübe flimmerte, und die leidenschaftliche und heftige Szene,

die dort vor kurzem stattgefunden hatte, schien ihr jetzt schon beinahe unwahrscheinlich und höchst verwunderlich. So viele Jahre hatte sie schweigend und dumpf duldend das auf ihr lastende Mißtrauen getragen — war zu stolz, zu tief verletzt gewesen, um sich auch nur mit einem Worte zu verteidigen und die Menschen an die Wunde in ihrem Herzen rühren zu lassen: eine fremde Macht hatte sie plötzlich zu einem Ausbruch getrieben, der ihrer reservierten Natur eigentlich fremd und höchst unsympathisch war, ja, den sie fast lächerlich fand. . . . Sie blickte auf das Bild von Fritz, das im kleinen Holzrähmchen auf dem Ständer neben Tante Mariens Sofaeckchen zwischen ihren Arbeitskörben stand — und sie fühlte die Gewalt dieser fremden Macht aufs neue ihre Brust mit starkem Schmerz durchschauern. Zu dieser Stunde begriff sie plötzlich wieder jenen Rausch, der sie damals, in der bebenden, demütigen Liebe zu Kessenbrock, alle ihr doch von Kindheit an vertraut gewesenen Regeln und Formen äußeren gesellschaftlichen Anstandes hatte beiseite setzen lassen, indem sie lächelnd zu ihm gegangen war — ihm zu beweisen, daß sie den Mut und die Freiheit besaß, die er ihr nicht zutrauen wollte . . . Hilde verzog gramvoll ironisch den Mund, als sie jenes kurzen Besuches dachte, der so viel Anstoß in ihrer kleinen Welt erregte, und der ihr so gar keine von den wilden Seligkeiten geschaffen hatte, um deren Genusses willen

man sie verdammte. Es war ihr in ihrem mädchenhaften Ehrbegriff so selbstverständlich erschienen, daß Kessenbrock sie verstehen und ihr Erscheinen als ein Symbol ihrer Liebe auffassen und respektieren würde. Als sie statt dessen den Triumph des Verführers in seinem Gesicht und in seinem Gebaren sah, konnte sie plötzlich nur noch kalte, empörte Abwehr für ihn haben, und so schieden sie aus der Begegnung, die sie aneinander binden sollte, als erbitterte Feinde. Er war ihr Feind geblieben. In dem Wirbel von Verleumdung und Klatscherei, der sich um sie erhob, hatte er nicht ein Wort der Verteidigung für sie gefunden, hatte er nicht einmal versucht, die Menschen von ihrer Unschuld zu überzeugen.

Wie seltsam, daß aus der Wüste toter Gleichgültigkeit in ihrem Herzen noch einmal Glut, Rausch und maßlose Hingebung aufblühen konnten . . .

Aber wenigstens sollte der Rausch ihre skeptische Vernunft nicht so weit umnebeln, daß sie Proben der Liebe, des Glaubens, des Vertrauens von einem Manne zurückerwartete. O nein — heimlich wollte sie sich davonschleichen und niemals, nur um alles in der Welt niemals erfahren, ob Fritz zu ihr gestanden, sie verteidigt, an sie geglaubt hatte . . . Nur sich eine einzige liebe Illusion mit hinausnehmen in den neuen trüben und einsamen Tag, der sich freudlos vor ihr dehnte.

Sie wußte, daß man ihr Verschwinden ohne Ab-

ſchied unbegreiflich und höchſt undankbar finden würde. Aber ſie konnte ſich den Blicken ihrer Verwandten, all den vorwurfsvollen Fragen und Ratſchlägen nicht noch einmal ausſetzen! Sie erſtickte an all der Güte und dem Mitleid, das ihre Speiſe geweſen von früheſter Jugend an. Sie ſehnte ſich nach der Fremde, nach unbekannten Menſchen, die nichts von ihr wußten, denen ihr Name ein leerer Klang war, die nur ihre Arbeit und nichts weiter von ihr begehrten.

Sie wollte, um ſich unbemerkt zu entfernen, den Weg durch den Park einſchlagen, nach einem abſeits vom Dorf liegenden Gehöft, deſſen Beſitzer, wie ſie wußte, ein leichtes, ländliches Wägelchen und ein Pferd beſaß. Dieſen wollte ſie bitten, ſie zur nächſten Bahnſtation zu fahren. Sie hatte deshalb auch nur das alte Koffercheu mit den nötigſten Toilettegegenſtänden gefüllt — mochte man ihr ſpäter von ihrem Eigentum nachſenden, was man beliebte . . . Sie wollte jedenſfalls nichts von ſich hören laſſen, ehe ſie eine feſte Stellung gefunden hatte. Einige kurze Abſchiedsworte, die ihr Vorhaben erklärten, würde Tante Marie ja auf ihrem Schreibtiſch vorfinden . . .

Hilde ſchlich ſich, ihr Koffercheu niederſetzend, zu Tante Mariens Sofaplatz, ſtrich liebkoſend über das Polſter und ſchüttelte ſchmerzlich den Kopf über ſich ſelbſt und das Abſchiedsweh, deſſen ſie nicht Herr zu werden vermochte. Sie nahm das Jugendbild

von Fritz in die Hand, blickte einen Augenblick in die fröhlichen Knabenaugen, drückte einen langen Kuß auf das Glas, setzte es wieder nieder und wandte sich entschlossen ab. „Mut — nur Mut — nur seiner wert sein," sagte sie leise für sich und wollte den Saal durch die nach dem Garten führende Tür verlassen. Da sah sie, daß Zipperjahn die Glastür schon geschlossen und den Schlüssel abgezogen hatte. Sie öffnete die Tür zum Korridor, um zu sehen, ob sie von dort aus unbemerkt zum Ausgang gelangen könnte, und prallte fast mit Fritz zusammen, der eilig die Treppe vom Oberstock herunterkam.

„Hilde!" schrie er, stürzte auf sie zu, packte sie bei den Schultern und drückte und schüttelte sie — „Mädel — wo in aller Welt hast du gesteckt — du — du — ich hab' dich gesucht — das war schon nicht mehr schön — die letzte Viertelstunde da oben auf dem Boden, unter dem alten Gerümpel — du, warum — was wolltest du dort oben? Oder bist du's etwa gar nicht — hat der edle Zipperjahn nur deinen Geist gesehen?"

„Doch —" sagte Hilde erstaunt über sein aufgeregtes Gebaren, — „ich war wohl oben — ich ... dir will ich's sagen, Fritz, du wirst mich verstehen — ich — ich holte meinen Koffer — ja — ich will ..."

Aber sie kam nicht weiter, denn sein tolles Gelächter erstickte ihre Erklärung.

„Deinen Koffer — deinen Koffer —“ und er riß ihr das kleine Ding aus der Hand und ſchwenkte es hoch in die Luft. „Geſegnet ſei der Koffer, Hilde ... Ich dachte weiß Gott Schlimmeres — weit Schlimmeres ... Seit zwei Stunden laufe ich umher und ſuche dich wie ein Irrſinniger!“

Er war ſo blaß, wie ſie ihn nie geſehen hatte — ſeine Augen funkelten und glühten unter Tränen.

„Du Lieber,“ ſagte ſie leiſe und erſchüttert, „ich danke dir für alles — für alles ... Ich habe im Geiſte deine Hand gehalten, als ich das — das Schreckliche dort drin ſagen mußte ... Du begreifſt, daß ich's mußte, nicht wahr?“

Er machte eine bejahende Bewegung mit dem Kopf. „Für dich war's nötig, nicht für die Puppen und Laffen.“

„Hilde, mir geht ſeitdem ein Wort nicht aus dem Sinn, ich glaube, Goethe hat es einmal geſagt:

‚Denn du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau.‘

Na, du verſtehſt mich ſchon, ſo die innere Verwandtſchaft zwiſchen uns beiden — die iſt mir in dem Augenblick ſo recht lebendig geworden ...“

Sie dankte ihm nur mit den Augen.

„Und wohin befehlen das gnädige Fräulein nun, daß ich den verhängnisvollen Koffer trage?“

Beide lachten, wie Menschen lachen, die eine große Gefahr bestanden haben.

„Fritz," sagte sie leise und glücklich, denn sie war glücklich, besinnungslos glücklich in diesem Augenblick, „hindere mich jetzt nicht — ich bitte dich um alles in der Welt. Ich will fort, du siehst ja, ich muß fort, und ich kann nicht Abschied nehmen . . ."

„Das ist eine famose Idee von dir, siehst du, Hilde, das gefällt mir ausgezeichnet. Ich bin auch nicht fürs Abschiednehmen." Er öffnete die Tür zu dem leeren Gartensaal und zog das Mädchen samt ihrem Kofferchen hinein.

„Hier sind wir ungestörter, deinen Plan zu beraten," sagte er, und sein schmales, braunes Gesicht gewann schon wieder die alte Gelassenheit. „Du gehst also — und ich denke, es wird das beste sein, du gehst gleich über das Meer. Ich werde dich begleiten und dir für die erste Zeit zur Seite stehen."

„O Fritz," rief sie, halb im Zweifel, ob er spaße oder im Ernst rede, „du bist unsinnig!"

„Ich habe nie den Anspruch darauf gemacht, für sinnig zu gelten," sagte er vergnügt, öffnete die Tür und rief nach Zipperjahn.

Der Junge kam eilfertig herein und empfing von Fritz den Befehl, zu seinem Chauffeur zu gehen und ihn anzuweisen, das Auto umgehend zu einer Fahrt in stand zu setzen.

„Er soll dann hier vorfahren, verstehst du mich?

Hier an der Rampe, nicht vor dem großen Eingangstor, hörst du? Das ist sehr wichtig! Ich wünsche mit meiner Cousine eine Mondscheinpartie zu unternehmen, ohne daß Tante Trinette uns begleitet. Also reinen Mund gehalten! Bei deiner Mannesehre! Schön! Blaffke soll die Pelzdecken nicht vergessen. Dann gehst du in mein Zimmer — hier hast du meinen Schreibtischschlüssel . . . Aus dem mittelsten Fach die Kassette und die braune Ledermappe mit Papieren bringe mir hierher —. Ach ja so — mein Frack ist auch ziemlich naß geworden. Also, ich brauche ferner den blauen Rock, der an der Tür hängt und irgend eine Krawatte — du wirst schon was finden. Ich vertraue ganz auf dein Genie . . . Und Mantel und Mütze!"

Der Groom strahlte. Ein Auftrag von so geheimnisvoller Wichtigkeit war ihm noch niemals zuteil geworden. Er stürzte davon, im Kopf alle die einzelnen Teile wiederholend, um keinen zu vergessen.

Hilde aber saß auf einem Stuhl in dem großen, leeren, dämmerigen Gartensaal, in dessen fernster Ecke die hohe Petroleumlampe langsam im Verlöschen war, und hörte dem allen zu und begriff noch immer nicht, wo alles hinauswollte.

Als Zipperjahn das Zimmer verlassen hatte, sprang sie auf, stand vor ihrem Vetter und sagte energisch, als müßte sie ihn aus einem unerhörten Traumzustand aufwecken: „Fritz — um Gottes

willen, nimm Vernunft an! Dies alles iſt unmöglich! Wir beide dürfen nicht zugleich von hier gehen — wir beide zuletzt!“

„Und warum wir beide zuletzt?“ fragte er mit einer weichen Betonung.

„Weil — Fritz — o — du weißt ja . . .“ ſie brach in Weinen aus. „Kind,“ ſagte er lächelnd und herzlich ihre Hand in die ſeine nehmend, „ich habe in meinem Leben ſo viel Dummheiten gemacht, da werde ich deine eine Dummheit wohl verſtehen können! Übrigens finde ich, daß man mit dieſer albernen Geſchichte nun zu Ende kommen ſollte. Man hat ſchon viel zu viel Weſens davon gemacht. Du ſollſt noch darüber lachen lernen! Sieh mal, wir ſind ja doch von einem Schlage, wir werden ein paar gute Kameraden abgeben! Durch dick und dünn marſchieren, . . . dann weißt du, ſo eben und glatt geht's bei mir nicht, das haſt du wohl ſchon begriffen . . . Aber du, erſt muß ich ſehen, ob du auch nicht beim erſten Kuß wieder Weinkrämpfe bekommſt!“

Er hielt ſie im Arm, noch ehe ſie ſich wehren konnte, und wenn die Tränen aufſteigen wollten, ſo küßte er auch ſie eilends fort. Und ſie wollte nichts anderes mehr, als was er wollte.

Zipperjahn kam mit den Kleidern und der Kaſſette, ſchloß dienſteifrig die Gartentüren auf und war Fritz behilflich, den Frack gegen einen trockenen Rock zu

wechseln und einen Mantel umzuwerfen. Dabei flüsterte er ihm atemlos zu: „Das gnädige Fräulein Trinette hat mich gesehen. Sie fragte, was ich mit der Kassette wollte. Ich glaube, sie kommt mir nach!“

„Donnerwetter!“ entfuhr es Fritzens Lippen. „Also, dann schnell hinaus mit der Geschichte, wir steigen im Schuppen ein!“

„Fritz, ohne Abschied von deinen Eltern?“

„Um Gottes willen, Mädel, keine Tränenszene! Übers Jahr kommen wir zum Besuch!“

Das Automobil brauste stampfend und fauchend auf den Kiesplatz, und Fräulein Trinette trat erregt in den Gartensaal mit der strengen und vorwurfsvollen Frage: „Hilde — Fritz — ihr beide hier — was soll das — in Hut und Mantel? Ich bitte um eine Erklärung!“

„Und ich bitte uns nicht zu stören, liebe Tante, ich bin eben im Begriff, meine Cousine Hilde zu entführen. Ich hoffe, du siehst ein, daß dies im gegebenen Augenblick für alle Teile das einzig Richtige ist . . .“

Der Scherz verging ihm bei dem gellenden Hilferuf, den das alte Fräulein ausstieß. Durchdringend wie Feuersignale hatte ihre Stimme binnen einer Sekunde einen Lärm von eilenden Schritten und angstvollen Rufen vor der Tür und auf der Treppe entfesselt. Fritz sah ein, daß er im Übermut seines

Glücks ſehr unvorſichtig geweſen war, aber er fühlte ſich Manns genug, jetzt dem ärgſten Familienſturm ſtandzuhalten.

Und ein Sturm von Ausrufen, Fragen, Durcheinanderſchreien und Sprechen brach wirklich in der nächſten Minute um ihn her aus. Fritz erklärte kurz, er habe eingeſehen, daß das Unternehmen hier ohne ihn beſtehen würde — beſchienen von der Gnadenſonne des hohen Landesvaters — ja daß ſeine Teilnahme daran dieſe Gnadenſonne nur an ihrer vollen Wärme hindern könne. Er habe deshalb die Generalvertretung der Hamburger Automobilfabrik für die Vereinigten Staaten definitiv angenommen und werde binnen zwölf Tagen in New-York erwartet. Inzwiſchen ſeien bekannte Ereigniſſe eingetreten, die auch ſeiner Couſine Hilde ein ferneres Bleiben unter den alten Verhältniſſen nicht mehr angenehm erſcheinen ließen, und deshalb werde ſie ihn begleiten.

So weit nahmen ſeine Eltern, Auguſt und Debberitz ſeine Erklärung ſchweigend entgegen. Als Hildens Name genannt wurde, entſtand eine allgemeine Bewegung.

„Fritz — Hilde — ihr verrückten Kinder, ihr wißt ja nicht,“ rief ſeine Mutter. „Das ändert ja alles ...“

„Was weiß Hilde nicht, Mama?“

„Daß Debberitz ſoeben bei Vater um Hildens Hand angehalten hat!“

„Ja," rief Debberitz mit seiner vollsten Stimme und trat in seiner ganzen stattlichen Prächtigkeit vor die Erwählte, „mein gnädiges Fräulein, das Haupt der Familie, Ihr verehrter Herr Onkel, hat mir gegründete Hoffnung gegeben, so daß ich mir schmeicheln darf, Sie werden Ihren Plan, den Ihnen eine momentane Verlegenheit eingegeben haben dürfte, nunmehr ändern . . ."

„Das glaube ich kaum," sagte Fritz freundlich und schlug Debberitz treuherzig auf die Schulter, „weißt du, lieber Thete, man macht mit dir Geschäfte, aber man heiratet dich nicht . . ."

„Oho — Herr von Kosegarten — dieser Ton . . ."

„Diesen Ton darf ich mir schon erlauben, denn ich bin über die Geschmacksrichtung meiner Braut wohl besser unterrichtet, als du es sein dürftest!"

Hilde hatte sich bei Fritzens Erklärung in Tante Mariens Arme geworfen und küßte und herzte sie so stürmisch, daß die Gute kaum zur Besinnung kam und den letzten Abschiedskuß des Sohnes nur wie in wirrem Traum und Taumel empfing.

Der alte Herr schüttelte verwundert den Kopf, er fand diesen jähen Aufbruch zwar keineswegs in der Ordnung — aber — so waren nun einmal diese Amerikaner — und was konnte man von Fritz jemals anderes erwarten als törichte und tolle Dinge!

Tante Trinette sagte seufzend: „Er bleibt einmal der verlorene Sohn!“

„Der verfluchte Yankee — hat mich doch wahrhaftig begaunert,“ schimpfte Thete Debberitz, all seine Würde und Feierlichkeit vergessend.

Fritz zog Hilde geschickt aus dem Kreis der Verwandten. „Mädel — bind' den Schleier um die Ohren, die Luft geht scharf da draußen! — Ha,“ rief er lustig, die Mütze schwenkend, „ich freue mich auf die harte, scharfe Luft da draußen!“

Zipperjahn schlug die Tür des Kraftwagens zu; die großen Lichter glühten durch die Regennacht, stampfend setzte sich die Maschine in Bewegung. Hildens weißes Tüchlein wehte als letzter Gruß durch Sturm und Dunkelheit.

Ende

UNIV. OF MICHIGAN,

MAR 27 1913

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05538 8394